

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.
Für Oesterr.-Ungarn, Frankreich u. Italien: M. Dukes-Nachf., Annonzen-Expedition, Wien I., Wollzeile 9.

Redaktion und Expedition:
Ruz Libero Badaró Nr. 64—64-A. Caixa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000 Ausland 20 Mark
Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Nr. 45

São Paulo, 4. Mai 1911

VI. Jahrg.

Unsere Kaffeepropaganda.

Im „Correio Paulistano“, dem Organ unserer staatlichen Regierungspartei, beschäftigt sich der römische Korrespondent dieses Blattes eingehend mit der Kaffeepropaganda, die der Staat und der Bund in Europa betreiben. Er kommt auf Grund seiner Beobachtungen und der ihm gewordenen Mitteilungen zu dem Schlusse, daß die Art der Propaganda weder logisch noch praktisch sei. Er erkennt an, daß Herr Francisco Canella, der in Italien die Propaganda der Bundesregierung zu leiten hatte, vom besten Willen beseelt war und keine Anstrengungen scheute, um Brasilien drüben bekannt zu machen. Aber die Mittel waren nicht immer zweckentsprechend gewählt. Der Korrespondent erscheint uns in der Wahl seiner Tadelsworte sehr höflich und rücksichtsvoll, denn tatsächlich waren die Mittel und Wege des Herrn Canella nicht nur nicht zweckentsprechend, sondern vielfach sogar direkt blödsinnig und albern. Von Zeit zu Zeit kam eins seiner italienischen Propagandablätter herübergeflattert übers Weltmeer und löste bei denen, die es zu Gesicht bekamen, je nach dem Temperament unbändige Heiterkeit oder unbändigen Grimm aus. Der „Estado de S. Paulo“ hat sogar einmal drei lange Artikel über dieses Thema veröffentlicht.

Nicht besser als die Propaganda des Herrn Canella erscheint dem römischen Korrespondenten des „Correio Paulistano“ die von unserem Staate betriebene, wenigstens soweit die Kaffeepropaganda in Frage kommt. Den Grundfehler sieht er darin, daß die offiziellen Kommissionen ihre Mühe in den großen Städten verschwenden, wo man längst Kaffee trinkt, und zwar Brasilkaffee, mag er auch unter den Namen Portorico, Java, S. Domingos oder Mokka gehen. Hauptsache ist schließlich für uns doch nicht der Name, unter dem, sondern die Tatsache, daß unser Kaffee getrunken wird. Die Aufklärungsarbeit in dieser Richtung scheint ihm also nicht so riesig dringend zu sein.

Der zweite Fehler liegt darin, daß die Propaganda mit Büchern und Broschüren betrieben wird, die einen mehr oder weniger literarischen Charakter haben und die demjenigen Teile des Volkes, der bearbeitet werden muß, nämlich den Arbeitern und den Bauern, unzugänglich sind, sei es, daß die Leute gar nicht lesen können, sei es, daß ihnen der Stil zu hoch ist. Eine solche Propaganda wird daher immer negative Resultate zeitigen. Das hat schließlich Herr Canella auch eingesehen und er hat einen anderen Weg versucht, der theoretisch ausgezeichnet ist, praktisch aber sich als völlig verfehlt erwies. Er folgte dem Beispiel der Propagandakommission in anderen Ländern und errichtete

in Rom, Mailand, Bologna, Turin und Neapel Brasil-Kaffeehäuser.

In Rom schloß er darüber einen Vertrag mit einem gewissen Herrn Fiorentino ab, der am Corso Umberto und an der Rua Due Macelli zwei „Bars“ besitzt. Herr Fiorentino brachte gegen eine entsprechende Subvention in seinen Lokalen Plakate mit der Aufschrift an: „Hier wird Brasilkaffee verkauft.“ Nun gehört aber dieser Herr zu denen, die möglichst schnell reich werden wollen. Er verzapft daher ein ziemlich übles Gebräu, und auch der geröstete Kaffee, den er verkauft, ist von sehr schlechter Qualität. Die Plakate tragen daher nur dazu bei, den schlechten Ruf, in dem der Brasilkaffee in Italien steht, zu bestärken, und der Dienst, den sie leisten, ist ein rechter Bärendienst.

Das Kommissariat des Staates S. Paulo schloß mit einem Mailänder Industriellen einen Vertrag ab, wonach dieser sich verpflichtet, in Norditalien 300 „Bars“ einzurichten. Nach Ansicht des Korrespondenten wird dabei auch nichts Erspritzliches herauskommen. Zunächst gehört zur Errichtung dieser vielen Cafés ein Kapital von etwa einer Million Lire, und der Industrielle wird kaum soviel Geld für einen Versuch hergeben wollen, der immerhin höchst gewagt ist und bei dem die Kompensation seitens des Kommissariates zum Risiko in keinem Verhältnis stehen kann. Und zweitens wird, wenn etwa der Vertrag doch teilweise erfüllt werden sollte, dasselbe geschehen, wie im Falle Fiorentino: des Unternehmers Interessen sind mit den brasilianischen nicht identisch, und er wird, um viel zu verdienen, den Gästen Zichorie und Escolha als Brasilkaffee vorsetzen, auf diese Weise wiederum das brasilianische Produkt diskreditierend.

Das Vorgehen muß nach Ansicht des Korrespondenten ganz anders sein. Auf einem Ausflug nach Toscana hat er festgestellt, daß in dieser wichtigen, volkreichen und kulturell hochstehenden Provinz keine einzige Kaffeerösterei besteht! In Florenz, der Hauptstadt Toscanas und einer der größten Städte des Königreiches, unterhält ein Herr Calcaprina eine sogenannte „Bar“. Er versieht verschiedene Restaurants mit trinkfertigem Kaffee, den er — in Flaschen liefert! Und diese Verhältnisse in Toscana sind typisch für einen großen Teil Italiens. Die erste Notwendigkeit wäre daher die Errichtung von Kaffeeröstereien in allen Gegenden des Landes, die der Bevölkerung den Bezug des Kaffees erleichterten. Am zweckmäßigsten würde die Errichtung durch Brasilianer erfolgen, denen die Paulistaner Staatsregierung entweder Zinsgarantie leistete oder sogar das nötige Kapital vorschösse. Auch der Vertrieb anderer Produkte unseres Landes könnte von diesen Stellen aus erfolgen. Oder aber man könnte Italienern in derselben Weise entgegenkommen, jedoch nur, wenn sie sich der Aufsicht durch die Paulistaner Staatsregierung un-

terwerfen, damit eine Garantie für die brasilianische Herkunft und für die Reinheit des von ihnen verkauften Kaffees erlangt wird.

Dieses Verfahren würde, so führt der Korrespondent weiter aus, auch die Propagandakosten wesentlich verringern. Denn an Stelle der Kommissariate und Kommissionen, die ein Heidengeld an Mieten und Gehältern verbrauchen und für Zirkulare und Broschüren nicht weniger ausgeben, würde ein Zentralkontor mit einer Reihe von Inspektoren treten, das nicht nur billiger arbeiten, sondern vor allem auch produktive Arbeit leisten würde. Er erzählt, daß ihm die Angestellten vieler Kaffeehäuser in Rom verraten hätten, daß der sogenannte Kaffee, der den Gästen vorgesetzt wird, aus holländischem Feigenkaffee mit Koffeinzusatz bestehe, und fragt auf Grund dieser Erfahrung mit Recht: Welches wird der Erfolg der 300 „Bars“ in Norditalien sein? Seine Antwort ist: Eine Vermehrung des Konsums von Feigenkaffee und die Korruptionierung des Geschmacks auch in den übrigen Gegenden Italiens. Vielleicht hat er so Unrecht nicht!



Deutsches Theater in Südamerika.

Von Dr. Hans Ratjen-Hamburg.

Es ist mit dem Segen der „Dividende“ ein eigen Ding. Wie oft tritt er gerade dann in die Tür, wenn niemand mit ihm rechnet! Das hat jenes kleine Unternehmen erfahren, das, deutscher Kunst und deutscher Art zuliebe, mit dem nach dem Gesetze geringstmöglichen Stammvermögen im Vorfrühling 1910 in Hamburg als „Deutsches Theater für Südamerika, Gesellschaft mit beschränkter Haftung“, begründet wurde. Hamburgische Männer, zumeist Brasil-Kaufleute, hatten mit rascher Hand ihren Namen unter den Wanderbogen gesetzt.

In der Person der Herren Gustav Bluhm und Philipp Lesing, zwei auf dem Gebiete des Unternehmens wohlbewanderten und viel-gereisten Herren, in deren Kopf der kühne Plan entstanden war, waren zwei Leiter gewonnen, die es wohl verstanden, eine Truppe aus ersten Schauspielkünstlern Deutschlands zu bilden und die nicht geringe Schwierigkeit zu überwinden, mit der man eine vielfältige Schauspielausstattung über den großen Teich, dann an Brasiliens Küste entlang bis in den Urwald schafft und sie hineinsetzt in die verschiedenartigsten Mieträume und Musentempel von Rio de Janeiro bis hinunter zum Hamburger Berg. Auch wehte just ein deutschfreundlicher Wind durch die große brasilianische Republik, Grund genug, zu erhoffen, daß ein ausschließlich der Kultur, der deutschen Kultur freilich, aber damit auch einem stattlichen Bruchteile der brasilianischen Kultur geweihtes Unternehmen verständnisvollen Empfang finden werde. Grund genug ferner, bei Brasiliens Bürgern auf Freude darüber zu hoffen, daß an Stätten der leichten Muse das ernste deutsche Schauspiel zu Worte kommen wollte.

Aber — ich sehe sie noch feucht werden, die Augen des einen der Leiter, da sein auf hohe Ziele gerichtetes Werk im letzten Augenblicke, als der „Fundus“ vorhanden, die Truppe bestellt war und fast schon die Sirene des Dampfers zum Aufbruche rief, an wenigen Tausenden zu scheitern drohte. Da sprang ein Mitglied des Aufsichtsrates in die Bresche, ein anderer Freund der Sache veranlaßte die „Hamburg-Süd“ zu einem großmütigen Entgegenkommen, und von drüben winkte ein Dritter, der helfen wollte, bis die ersten Milreis im Kasten klingen würden. So ging alles gut. Im letzten Augenblicke fehlte die „Naive“, — das Fräulein war jedoch vertragsgetreu ohne Aufenthalt von der Bahn an die ersehnte Wasserkante spaziert — Ehre ihrem Tatendrange. Die Hauptsache — sie war zur Stelle, mit ihr die jugendliche „Komische Alte“, mit ihr die erste Liebhaberin, eine Blondine natürlich, und selbstverständlich aus der Wiener Stadt. Vom männlichen Teile, der so manchen Namen von ausgezeichnetem Klange aufwies, und der in die besten Hände gelegten künstlerischen

Leitung hier gar nicht gesprochen. Dann stieg die Ankerkette in die Höhe, die Argonautenfahrt begann; es war ein Kleinod seltener Art, das der Schiffsrumpf barg in dem buntscheckigen Gemimmel seiner übrigen Gäste, ein seltsames Geschenk nicht nur für die Teuto-Brasilianer, sondern, wie der Besuch der Theater und die Berichte der Blätter gezeigt haben, auch für die Luso-Brasilianer, und ein Geschenk zudem, das ihnen allen alljährlich wiederbeschieden werden wird. Nichts kettet die Bürger eines Neulandes enger aneinander, als wenn ein jeder die eigene Art niederlegt auf den Altar, und in nichts drückt sich diese Eigenart einwandfreier, friedlicher und stolzer aus, als in der Kunst.

Am 21. April 1910 fand die Eröffnungsvorstellung zu Curitiba im Staate Parana statt. Saxoborussen, Vandalen und Westfalen zogen über die Bühne, die Peitschen knallten und die Hunde bellten, Einheimische stellten die Studenten, man gab „Alt-Heidelberg“ im Pflanze- und Kaufmannslande.

Es folgten Vorstellungen in Porto Alegre, Santa Cruz, São Leopoldo, Hamburger Berg, São João de Montenegro, Rio Grande, Pelotas, Blumenau, Joinville, Rio de Janeiro, S. Paulo. Und überall begeisterter Empfang bei den Hörern deutscher Abstammung, ehrenvolle Anerkennung bei den Uebrigen. Ueberall, abgesehen von Rio de Janeiro — hier sprachen besondere, in späteren Fällen zu behebende Umstände mit — ein guter „Kassenerfolg“. So mancher, der sie fast vergesssen, hörte sie wieder, die Sprache Schillers und Lessings; neben den Alten waren die neuen, waren Sudermann, Wildenbruch, Blumenthal, Meyer-Förster und andere vertreten. Das „weiße Röhl“ und der „Doktor Klaus“ fehlten nicht, und im „Husarenfieber“ flatterten die Fähnchen an den Lanzen. Aber beileibe hat man mit alledem keine Stimmung für deutsche „Instruktoren“ machen wollen oder den Politikern ins Handwerk gepfuscht; der Spielplan war streng neutral, politisch wie konfessionell. Was bringt die Gesellschaft im nächsten Jahre? Wir wollen soviel verraten wie möglich: Karl Mohr und seine Räuber gucken schon aus dem Sacke der Geschenke. Die Rätsel, die Doktor Faustus aufgibt, werden brasilianische Stirnen furchen, sein deutsches Gretchen wird auf den Brettern stehen, um den Wettstreit zu wagen mit italienischer Musik und französischem Esprit, mit Fräulein Nitouche und der Dollarprinzessin, die andere bringen mögen. Das alles für deutsche Kultur. Vor allem für die Jugend, auf die diese Kultur ihre Hoffnung setzt und ohne die sie untergehen muß, für die Kinder, unter südlichem Himmel geboren. Die Großväter dieser Kinder, haben die Urwaldriesen gefällt, ihre Väter haben den Boden weiter bestellt, unter dem grüngelben Banner werden die Kinder leben und sterben. Es war kein gutes Erinnern an die alte Heimat, das ihre armen Ahnen aus Pommern und andern Gegenden der Heimat in schlimmer Zeit mit hinübernahmen. Und dennoch muß ein eigenes Empfinden durch die jungen Seelen gedämmert sein, als die Urwaldkinder unter Führung ihrer deutschen Lehrer einzogen in Blumenau. Sie hatten allzumeist noch keine Stadt gesehen, ein Hamburger Brasilkaufmann hatte ihnen den Extrazug gestellt, gleich kleinen Aristokraten standen ihre Blutsengenossen, die Blumenauer, am Wege. Man empfing sie mit Musik und bereitete „Minna von Barnhelm“ für sie vor. Sie kamen Hand in Hand im feierlichen Zuge. Als Kinderohr und -herz des Klingelzeichens warteten, da muß ein leiser Glockenton in ihnen erklingen sein, eine Ahnung deutschen Wesens, das jeden Staat hebt, dem es dient. Dank diesem ungenannten Wohltäter der Kleinen!

Gleich ihm forderte das deutsche Theater in solchen und ähnlichen Fällen auch für sich keinen Lohn. Es hat aus dem Ertrage seiner Vorstellungen in einem einzigen kurzen, aber glorreichen Winter — zu deutsch in kurzen Sommerferien — rund 5000 Mk. für deutsche Schulen aufgebracht, dank der Landeskenntnis seiner Direktoren stets am rechten Orte, ohne Unterschied des Standes. Die deutsche Gesandtschaft und die deutschen Konsuln kargten nicht mit ihrer Anerkennung.

Am 7. September ist die Gesellschaft zurückgekehrt. Man beginnt mit den Vorbereitungen zur zweiten Ausfahrt. Der neue

Spielplan wird um so großzügiger sein können und um so weniger den Kostenrücksichten bei der Auswahl der Stücke Raum zu geben brauchen, je größer das kleine Stammvermögen wird. Leider müssen „Wilhelm Tell“ und manches andere für jetzt noch der großen Zurüstung wegen beiseite bleiben. Zudem muß man wünschen und hoffen, den kleinen Blondköpfen von Santa Catharina einmal ein deutsches Weihnachtsstück, und was dazu gehört, über den Ozean zu schaffen.

Zu klassischen, also zu erzieherischen Zwecken haben die Herren Blum und Lesing bereits im Spielplane der ersten Fahrt Lessing und Schiller, letzteren mit „Kabale und Liebe“ gebracht. Schon „Kabale und Liebe“ und „Minna von Barnhelm“ erforderten bei stilgerechter, eigens beschaffter Ausstattung einen großen Aufwand. Trotzdem steht ein deutsches Schauspiel im Auslande vor uns, das gearbeitet hat mit ernster Kunst und — dank seiner praktischen und klugen Führer, dank seiner guten Kräfte, dank seiner Geldgeber daheim wie übersee zum ersten Male mit Erfolg, künstlerischem und finanziellem.

Vor mir liegt die Anmeldung eines Herrn mit deutsch-brasilianischem Namen. Seine Familie dient seit Generationen dem zukunftsreichen Neulande an erster, einflußreicher Stelle. Sein Vorfahr war ein Führer gleich Blumenau. Der Enkel soll uns willkommen sein.

(Aus: Das Deutschtum im Auslande.)



Der Schutz gegen die Schlangengefahr.

Von Dr. Vital Brasil.

Das Institut in Butantan, das sich seit langem mit dem Studium der Schlangengifte beschäftigt, ist zu praktischen Resultaten gelangt, die in ganz Brasilien, ja in ganz Südamerika den Schutz gegen die unheilvollen Wirkungen des Schlangenbisses sichern können. Diese Ergebnisse sind jedoch bisher nur im Staate S. Paulo planmäßig verwertet worden, weil es hier leicht war, sie zur Kenntnis der Interessenten zu bringen. Im übrigen Brasilien hat man nichts getan, um über diesen wichtigen Gegenstand Aufklärung zu verbreiten. Dabei ist unser Land, um mit den Worten eines bekannten Staatsmannes zu sprechen, „durch und durch landwirtschaftlich“, und gerade die Landwirtschaft bringt der Schlangengefahr die schwersten Opfer. Die schädlichen Wirkungen dieser Opfer sind wenig bekannt und machen auf die öffentliche Meinung keinen Eindruck. Einmal nämlich besitzen wir keine Statistik darüber, außerdem aber handelt es sich fast immer um arme, unbeachtete Landarbeiter.

Wenn wir aber von den einzigen Zahlen ausgehen, die zur Verfügung stehen, denjenigen des Staates S. Paulo nämlich, und diese für eine annäherungsweise Schätzung für ganz Brasilien zugrunde legen, so gelangen wir zu folgendem Resultat: jährliche Zahl der Schlangenbisse 19.200, jährliche Zahl der Fälle mit tödlichem Ausgang 4800. Ziehen wir in Betracht, daß die Mehrzahl der Opfer aus kräftigen Personen auf der Höhe der Produktionsfähigkeit besteht, und nehmen wir den Wert des Lebens einer jeden Person mit 5 Contos an, so dürfen wir den materiellen Verlust, den Brasilien jährlich durch die Schlangengefahr erleidet, nicht auf weniger als 24.000 Contos schätzen. Dazu treten dann noch die Verluste an von Schlangen gebissenen Vieh, die kolossal sein müssen.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß eine methodische Propaganda, die die Vorbeugungs- und Heilmittelregeln zur allgemeinen Kenntnis bringt, eine dringende Notwendigkeit ist. Es handelt sich dabei in gleichem Maße um eine patriotische wie um eine humanitäre Tat. Wir wissen wohl, daß diese Aufgabe ungemein schwierig ist, denn gerade die Meistinteressierten, diejenigen, die am häufigsten von Schlangen gebissen werden, sind nur auf indirektem Wege zugänglich. Denn sie sind

nicht nur Ignoranten und Analphabeten, sondern sie leben ausserdem in einer Atmosphäre von Aberglauben und irrigen Ansichten, die ihnen die Annahme der Wahrheit erschwert. Diese Erwägung darf uns jedoch nicht zurückhalten. Sie muß uns im Gegenteil zu den größten Anstrengungen veranlassen. Indem wir auf die gebildeten Klassen durch Vorträge, Demonstrationen und Publikationen einwirken, werden wir indirekt das erreichen, was auf direktem Wege fast unmöglich erscheint. Das Beispiel des Staates S. Paulo ist in dieser Hinsicht ungemein ermutigend. In neunjähriger Arbeit hat er eine beträchtliche Verminderung der Todesfälle durch Schlangen erreicht. Es gibt heute nur wenige Güter im Staate, die nicht im Besitze einer Injektionsspritze und des Serums wären, um sofort Hilfe leisten zu können, und kaum einen Pflanzer, der nicht wenigstens von dem Verfahren gehört hätte.

Zu diesem Erfolg hat neben den Vorträgen und Publikationen nicht wenig die vom Institut Butantan getroffene Einrichtung beigetragen, daß Spritzen und Serum im Austausch gegen lebende Schlangen abgegeben werden. Für jede übersandte Schlange, giftig oder ungiftig, empfängt der Landwirt eine Tube Serum, und für je 6 Schlangen außerdem noch eine Injektionsspritze. Das Institut übersendet jedem Pflanzer, der mit ihm in Austauschverkehr zu treten wünscht, Lassos zum Schlangenfang, eigens gearbeitete Versandkästen und Adreßzettel, die das Recht auf kostenlose Beförderung der Schlangen auf folgenden Bahnen gewähren: S. Paulo Railway, Sorocabana, Paulista, Mogyana, S. Paulo—Rio Grande, Araraquara, Bragantina, Noroeste, Funiense, Central, Minas e Rio, Muzambinho und Sapucahy.

Bei den landwirtschaftlichen Arbeiten, insbesondere beim Waldschlagen und beim Behacken, werden häufig Schlangen gefunden, zuweilen in nicht geringer Zahl. Der Pflanzer, der mit dem Institut in Tauschverkehr steht, gibt Anordnung, daß sie nicht getötet, sondern gefangen werden, verpackt sie in die Versandkästen und gibt sie, mit den oben erwähnten Adreßzetteln versehen, auf der nächsten Eisenbahnstation auf. Der Fang der Schlange ist sehr leicht. Man braucht nur mit einem Stock, dessen eines Ende in einem rechten Winkel verläuft oder an dem rechtwinklig ein Stück Eisendraht befestigt ist, unter den Leib der Schlange, die gewöhnlich zusammengerollt liegen wird, zu greifen und sie hochzuheben. Sie hat dann keinen Stützpunkt und kann die zum Bisse erforderliche Bewegung des Vorschnehlens des Oberkörpers nicht ausführen.

Eine andere Fangart ist die mit dem vom Institut gelieferten Lasso, die sehr praktisch ist und auf fast allen Gütern angewandt wird. Er besteht aus einem Stück Leder, dessen eines Ende an einem starken Stocke befestigt ist, während das andere durch einen am selben Stockende, aber gegenüber, befindlichen Ring läuft. Diesen Lasso läßt man über den Kopf der Schlange gleiten und zieht ihn unmittelbar hinter dem Kopfe zu. Die Schlange schlägt zwar mit dem Schwanze, aber sowie man den Stock mit dem Lasso hochhebt, läßt sie den Körper schlaff herabhängen. Man kann sie dann bequem in die Transportkiste bringen. Irrendwelche Gefahr ist mit dieser Fangart nicht verbunden, denn die Giftschlange verfolgt weder, noch springt sie, noch fliegt sie, wie man allgemein im Volke glaubt. Um anzugreifen oder sich zu verteidigen, muß die Schlange sich zusammenringeln und den hinteren Teil des Körpers als Stützpunkt benutzen, um den vorderen Teil empor- oder vorschnehlen zu können. Dabei kann sie nur solche Lebewesen erreichen, die sich nicht weiter von ihr entfernt befinden, als ihre halbe Körperlänge beträgt.

Der Austausch von Serum und Injektionsspritzen gegen Schlangen nimmt ständig zu und garantiert dem Institut die ununterbrochene Lieferung des erforderlichen Rohmaterials. Außerdem trägt die Einrichtung dazu bei, denjenigen das wirkungsvolle Heilmittel leichter zugänglich zu machen, die seiner am meisten bedürfen, nämlich den Landarbeitern, die infolge ihrer Armut,

ihrer Unwissenheit und ihres Aberglaubens immer auf die unzulängliche Empirie angewiesen blieben, wenn niemand da wäre, der ihnen das Serum unentgeltlich zur Verfügung stellte. Die Pflanze, die von der Wirksamkeit der spezifischen Behandlung überzeugt und die im Besitz des im Austausch gegen Schlangen erhaltenen Serums sind, unterlassen sowohl aus Menschlichkeit als auch aus dem natürlichen Interesse, sich ihre Arbeiter zu erhalten, nicht, den Verletzten zu helfen, nachdem sie den Widerstand des Aberglaubens überwunden haben.

Die praktischen Ergebnisse, die wir in diesem Sinne im Staate S. Paulo erzielten, sind sehr ermutigend und weisen uns den Weg, den wir einschlagen müssen. Die Zahl der Landwirte, die in dauernder Verbindung mit dem Institut stehen, betrug anfangs nur 6, ist aber inzwischen auf 560 gestiegen. Während wir im Anfange nur sehr wenige Schlangen erhielten, bekommen wir jetzt jährlich 2000 und so und so viele, was für uns eine reichliche Versorgung mit Material bedeutet. Dadurch kommen infolge des Tauschsystems jetzt mindestens 2000 Tuben mit Serum in die Hand von Personen, die voraussichtlich Gelegenheit zur Anwendung haben werden. Wir wünschen sehr, daß die großen Wohltaten dieses Austauschverkehrs auf alle Staaten Brasiliens ausgedehnt würden. Dem steht als schweres Hindernis das Fehlen oder die Mangelhaftigkeit der Verkehrswege entgegen, denn die Eisenbahn ist die Vorbedingung. Außerdem bedarf es noch einiger Maßnahmen der Staatsverwaltungen, die dem Institut den Empfang der Schlangen erleichtern, einerlei, wo sie aufgegeben sind, und die ihm den Versand der leeren Kisten ermöglichen. Gegenwärtig hat das noch seine Schwierigkeiten, da der Gegenseitigkeitsverkehr bei vielen Bahnlinien noch nicht durchgeführt ist. Wäre das anders, so wären wir schon längst mit vielen Gutsbesitzern von Südminas und Parana in Austausch getreten, die darum gebeten haben.

Für die entfernteren Staaten, die nicht in direkter Bahnverbindung mit S. Paulo stehen, muß ein anderer Ausweg gefunden werden. Unseres Erachtens besteht er darin, daß in der Hauptstadt jedes Staates eine Hilfsstation errichtet wird. Diese Stationen sollen dasselbe tun, wie das Institut des Staates S. Paulo in Butantan, ausgenommen die Herstellung des Serums: sie sollen Serum gegen Schlangen umtauschen, den Schlangen das Gift entnehmen, es trocknen und alsdann dem Institut schicken, das ihnen seinerseits den Gegenwert an Serum übermittelt. Dieser doppelte Austausch wäre sehr vorteilhaft, sowohl vom humanitären, wie vom wissenschaftlichen Standpunkte. Vom humanitären Standpunkte als das wirksamste Mittel, die einzige sichere Heilmethode den armen Opfern des Schlangenbisses zugänglich zu machen; vom wissenschaftlichen hingegen, weil der Austausch dem Institut nicht nur das unentbehrliche Material zur Herstellung des Serums liefert, sondern weil er gleichzeitig zu neuen Forschungen Anlaß gibt, denn viele Schlangenarten sind auf gewisse Gegenden beschränkt, und es ist sogar leicht möglich, daß dabei neue Arten gefunden werden. Die Kosten dieser Stationen wären unbedeutend im Verhältnis zu den Vorteilen, die sie den einzelnen Staaten brächten. Es genügt die Bestellung eines Fachmannes, der mit Hilfe eines Dieners den Dienst zu organisieren vermöchte. In denjenigen Staatshauptstädten, in denen es bereits wissenschaftliche Institute gibt, ließen sich die Ausgaben noch weiter verringern, indem man mit geringen Kosten die Station an das wissenschaftliche Institut anschließen könnte.

Der Schutz gegen die Schlangengefahr muß 2 getrennte Gruppen von Maßnahmen umfassen. Die erste Gruppe besteht in den Vorkehrungen, die geeignet sind, die Unglücksfälle zu vermindern oder ganz zu vermeiden, also in der Prophylaxe. Die zweite Gruppe hat sich mit der Behandlung des Bisses selbst zu beschäftigen. Zu der einen wie der anderen Gruppe ist Vorbedingung die Kenntnis der Schlangen, ihrer physischen Eigenschaften, ihrer Biologie, ihrer verschiedenen Gifte. Das eingehende Studium des Schlangengiftes war es ja, das der Therapie neue Wege öffnete,

indem es die Behandlung, die früher der Charlatanerie und dem Volksaberglauben ausgeliefert war, auf wissenschaftliche Grundlagen setzte. Das wissenschaftliche Studium der Schlangenbiologie muß uns die Mittel zur Vermeidung von Unglücksfällen zeigen, indem es uns giftige von ungiftigen, schädliche von neutralen und von nützlichen Arten unterscheiden, uns die Aufenthaltsorte der verschiedenen Arten, ihre Ernährungsweise, ihre bevorzugte Nahrung, ihre natürlichen Feinde usw. erkennen lehrt. In dieser Beziehung ist noch viel zu tun. Wir sind überzeugt, daß wir in der Prophylaxe schon viel weiter wären, wenn wir eingehendere Kenntnisse über die Biologie der Schlangen besäßen.

Die Kenntnis der Schlangen, die Fähigkeit, giftige von ungiftigen Arten und wieder die giftigen untereinander zu unterscheiden, ist außerdem sehr wichtig für die spezifische Behandlung. So ist z. B. die Anwendung des Serums beim Biß einer ungiftigen Schlange ebenso überflüssig wie unwirksam. Aber um den Verletzten beruhigen und um die Verantwortung für die Nichtanwendung irgendwelcher Mittel übernehmen zu können, ist die genaue Kenntnis der Schlangen unerlässlich. Andererseits gibt es gegen einzelne Schlangengifte Spezialsera, deren Anwendung natürlich auch nur möglich ist, wenn man die Schlange bestimmen kann. Daher soll man die verschiedenen Schlangenarten, wenigstens der Gegend, in der man wohnt, kennen lernen. Und zwar gilt das nicht nur für den Arzt, sondern für jeden, der einmal in die Lage kommen kann, eine Bißbehandlung vornehmen zu müssen.

Diese Gründe haben uns veranlaßt, den beiden Teilen unserer Schrift, die sich mit dem Schutz vor der Schlangengefahr beschäftigen, einen anderen vorangehen zu lassen, der eine allgemeine Darstellung der Schlangen, ihrer Biologie und ihrer Gifte bringt. Wir behandeln darin besonders die Giftschlangen Brasiliens, die wir näher kennen und die besonderes Interesse für uns haben. Von Vollständigkeit kann jedoch keine Rede sein. Unsere Beobachtungen zur Schlangenbiologie befinden sich noch in den Anfängen, und selbst das Studium der Gifte ist noch unvollständig, bezüglich einiger Arten aus den Nordstaaten sogar völlig unzulänglich.

Indem wir der Öffentlichkeit diese Darstellung unserer Kenntnisse über die Maßnahmen gegen die Schlangengefahr übergeben, erfüllen wir eine Pflicht der Menschlichkeit und der Vaterlandsliebe, was einem Manne der Wissenschaft besonders angenehm ist.

(Aus der Einleitung zu der Schrift „A Defesa contra o Ophidismo“.)

Ein kühnes Ingenieurwerk in Deutsch-Ostafrika.

Im letztvergangenen Jahre wurde in Deutsch-Ostafrika ein Ingenieurwerk dem Betriebe übergeben, das nicht nur zu den kühnsten Bauten seiner Art, sondern mit zu den interessantesten und wichtigsten Ingenieurwerken überhaupt zu rechnen ist, nämlich eine Drahtseilbahn, die aus der Pangani-Ebene sich auf einer Strecke von noch nicht 9 Kilometer Länge auf 1523 Meter Höhe hinaufschwingt nach dem Plateau des West-Usambara-Gebirges.

In der Pangani-Ebene breiten sich zurzeit immer mehr Plantagen aus. Dort werden Tabak, Chinin, Gerberakazie, Kautschuk, namentlich aber Sisak-Hanf, Baumwolle und neuerdings von den Indern Zuckerrohr gezogen. Selbst die Eingeborenen, freilich mit Ausnahme der viehzuchttreibenden Massai, richten dort Bauerngüter ein, wo sie Reis, Bananen, Baumwolle, Kautschuk, Bohnen und Kokos ziehen. Ueber diesem paradiesischen Garten, zu dem sich der Norden des deutschen Schutzgebietes erfreulicherweise entwickelt, erhebt sich bis zu Höhen von 2000 Meter und mehr das schroffe Usambara-Gebirge, das nur von wenigen Schwarzen bewohnt ist, denn dort oben kann es in den Nächten bitteren

Frost geben und in den endlosen Urwäldern des Hochplateaus treten oft Kältegrade bis zu 3 Grad Celsius auf. Daher ist das Plateau des Gebirges noch unbewohnt und sein Waldreichtum konnte sich ungestört durch Brände entwickeln, wie sie die Eingeborenen in der Ebene aus Fahrlässigkeit oder Lust am Feuer so oft anlegen. Es finden sich denn auch in diesem Gebirge gewaltige Urwaldriesen, die viele Jahrhunderte überdauert haben. Bemerkenswert ist auch der Reichtum an mächtigen Zedernstämmen.

Der erste, der den Wert dieser Wälder erkannte, war Hermann von Wißmann, jener fähige Gouverneur in der Sturm- und Drangperiode der Kolonie. Er war es, der die Ansiedler des Nordens darauf hinwies, neben der Plantagenwirtschaft Holzwirtschaft zu betreiben, um so den von der Witterung, den Arbeiter- und Marktverhältnissen abhängigen Ertrag der Plantagen durch die weniger schwankenden Einnahmen aus der Holzwirtschaft auf eine sichere Grundlage zu stellen. Seinem Winke sind manche Ansiedler gefolgt, und so sehen wir in den Mittelgebirgen Ost-Usambaras, aber auch für das steile Hochgebirge West-Usambara heute eine größere Anzahl von Holzkonzessionen erteilt, und in den dunklen Urwäldern erklingt der helle Schlag der Axt.

Freilich ist die Förderung des Holzes von den Gebirgen nach der Eisenbahn mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Von West-Usambara herunter, wo die Plantagen-Gesellschaft Wilkins & Wiese ihre Zedernstämmen schlägt, schien ein Transport überhaupt ausgeschlossen, stürzen doch die Hänge des Gebirges fast 1500 Meter senkrecht in die Ebene ab, und nur mit Mühe und endlosen Windungen kann der Weg über Wilhelmstal von Norden her das Plateau erreichen. Aber auch dieser Weg ist so steil und so schwierig und die Transportverhältnisse auf ihm sind wegen der Tse-Tse-Fliege, die die Verwendung von Zugtieren unmöglich macht, so ungünstig, daß ein wirtschaftlicher Transport von den Höhen herunter auf diesem Wege ausgeschlossen ist.

Aber deutscher Ingenieurkunst ist es gelungen, doch einen Weg auf die steilen Hänge zu schlagen und die schweren Zedernstämmen in kaum einstündiger Fahrt an die Eisenbahn zu bringen. Zur Lösung der Transportfrage wandte sich die Plantagenfirma an die Drahtseilbahn-Fabrik von Adolf Bleichert & Co. in Leipzig, die durch ihre Erfolge, namentlich auch bei der Aufschließung von Gebirgen, beispielsweise der Cordilleren in Argentinien, wo sie eine 35 Kilometer lange und auf 4600 Meter aufsteigende Luftseilbahn im Auftrage der argentinischen Regierung gebaut hatte, weithin bekannt geworden ist. Diese Firma baute auch hier eine Drahtseilbahn, die an dem Sägewerk auf dem Plateau ansetzt, dann eine Gegensteigung von 90 Metern überwindet und nun von dem Plateaurand kühn auf einen vor dem Gebirgsrücken liegenden Kegel überspringt. Hier war es nötig, in einem Winkel weiterzugehen und, unmittelbar an schroffen Abfällen vorbei, über Schluchten von mehreren hundert Metern Tiefe hinweg mit zwei freien Spannweiten von je etwa 300 Metern die Bahn nach einem Bergrücken zu führen, wo sie wieder eine Stütze finden konnte. Von hier aus war aber jede weitere Trageilunterstützung ausgeschlossen, denn vor dem Gebirgshange lag das breite und tiefe, landschaftlich wunderbare Ngohatal.

Kühn setzt die Bahnlinie ohne jede Zwischenunterstützung über das ganze Tal hinweg, 900 Meter frei überspannend und sich gleichzeitig auf 210 Meter absenkend. Dann verläuft die Linie, noch mehrere Gebirgshänge anscheidend und immer noch mit starkem Gefälle nach der Eisenbahnstation Mkumbara.

Auf dieser nur aus Stahldrahtseilen gebildeten Bahn gleiten heute die schwersten Zedernstämmen und Blöcke bis zu 14 Metern Länge in ruhiger Fahrt talwärts. Die Bahn selbst wird aber auch von Personen benutzt, bildet sie doch den bequemsten Weg auf das Gebirge und von dem Gebirge zurück nach der Ebene.

So wurde sie am 10. März 1910 von dem stellvertretenden Gouverneur Geheimrat Spalding und seinem Gefolge befahren. Auch der Prinz von Schaumburg hat gelegentlich eines Jagd-

ausfluges die Bahn benutzt. Abgesehen davon, daß die tiefsten und breitesten Täler von der Bahn überbrückt werden, ist dieses kühne Ingenieurwerk auch deswegen bemerkenswert, weil es die steilste Bahn der Welt darstellt, denn zwischen den beiden Winkelstationen kommt eine Steigung von 80 Prozent vor, die bisher bei keiner anderen Bahnanlage, weder einer Luftschwebbahn noch einer Schienenbahn, erreicht ist.

Diese Bahn, ein Werk deutscher Ingenieure, auf das wir mit Recht stolz sein können, ist heute zu einem wichtigen Faktor in der Entwicklung der Kolonie geworden und wird für später eine noch immer wachsende Bedeutung erlangen.

Es hat sich nämlich herausgestellt, daß es möglich ist, auf dem 2000 Meter hohen Plateau europäische Feldfrüchte und Großvieh zu ziehen, so daß mit Hilfe der Drahtseilbahn von dem Plateau aus die Plantagenbau treibende Ebene mit frischem Gemüse, frischen Lebensmitteln und Fleisch versehen werden kann. Das ist ein Umstand, der von ganz außerordentlicher Bedeutung für den Norden der Kolonie zu werden verspricht. Ist es doch so möglich, die Schäden, die die Tse-Tse-Fliege der Viehhaltung in der Ebene zufügt, nahezu völlig auszugleichen, und jedes Fleckchen der Ebene für die Zucht von wertvollen Plantagenpflanzen zu verwenden, ohne daß Europäer und Eingeborene dabei auf rein tropische oder Konservenkost angewiesen wären.



Berliner Brief.

Berlin, den 2. April 1911.

Als vor einer Reihe von Jahren L'Arronge's „Wohltätige Frauen“ über die meisten deutschen Bühnen gingen, da freute man sich herzlich der lebenswürdigen Satyre, die das Stück durchwehte, und spendete nicht nur dem Verfasser frohen Beifall für sein humorvolles Werk, sondern auch der Tendenz desselben. Seitdem hat sich vieles auf dem Gebiete der weiblichen Mithilfe an der Wohlfahrtspflege geändert, und zwar zum Bessern, beeinflusst durch den Ernst der Zeit mit ihren selten in die große Öffentlichkeit dringenden stillen und doch so vernehmbaren Rufen nach Hilfe, und mit der ruhiger, aber auch zielbewußter gewordenen Entwicklung der Frauenfrage. Wer, wie der Schreiber dieses, Gelegenheit hatte, im Laufe des letzten Winters hinter die Kulissen wohltätiger Veranstaltungen zu gucken, der kann nur mit ehrlichster Anerkennung von der freudigen Hingebung, großen Aufopferung und unermüdlichen Arbeitslust vieler Damen der besten Berliner Kreise, den Bedrängten und Bedrückten helfend zur Seite zu stehen, sprechen. Gewiß spielen auch heute noch Eitelkeit und Vergnügungssucht mit, aber sie können sich nicht mehr, wie früher, in den Vordergrund schieben und werden mehr und mehr zurückgedrängt. Sehr erhebliche Summen sind, die hier Winter für Winter in obigem Sinne aufgebracht werden, meist für vorher bestimmte Zwecke, unter denen heute die Säuglingspflege mit obenan steht; daneben geht die allgemeine Wohlfahrtspflege, die dringend nach einer einheitlichen Leitung, nach einer Zentralisation verlangt. Um dies in die Wege zu leiten, hatte sich kürzlich in einem der Säle des Reichstagsgebäudes eine Reihe von Damen und Herren eingefunden in so großer Zahl und von so sichtlichstem Interesse für die Sache erfüllt, daß einer der Redner mit Recht diese Versammlung als „Wohlfahrtsparlament“ bezeichnete. Aus den Reden und Erörterungen ging hervor, wie schwierig die Lösung dieser wichtigen Frage ist, man ersah aber auch gleichzeitig aus den einzelnen Mitteilungen, wie nötig eine baldige Regelung wäre. Zunächst blieb es nur bei Vorschlägen, mit deren näherer Prüfung ein Ausschuß betraut wurde. An jenem Abend kam auch ein für Berlin geplanter „Kinderhilfsstag“, nach dem Beispiel Leipzigs, Hamburgs und anderer großer deutscher

Städte, zur Sprache, aber auch hier konnte bei dem vielfachen Für und Wider keine Einigung erzielt werden. Wie groß übrigens die Summen sind, die im Laufe der Jahre nur an einer Stelle sich sammelten, geht aus einem eben erschienenen, tausend Druckseiten umfassenden Verzeichnis der Stiftungen hervor, mit deren Verwaltung der Magistrat Berlins beauftragt wurde — es sind nicht weniger wie 56 Millionen Mark! Und diese ungeheuren Schenkungen und Vermächtnisse, deren Kapital nach dem Willen der Geber nicht dauernd angelegt und verwaltet, sondern nur zur Verteilung verwendet wird.

Zu den wohlthätigen Frauen, diese aber nicht im Sinne des L'Arrongeschens Lustspieles gemeint, gesellen sich jene, die ihre rege Aufmerksamkeit den politischen und sozialen Aufgaben des deutschen Volkes widmen und bestrebt sind, die deutschen Frauen und Mädchen unbeschadet ihrer natürlichen Aufgaben in Familie und Haus und ohne Unterschied ihrer religiösen Stellung, in das Verständnis jener Aufgaben einzuführen. Den Mittelpunkt dieser Bestrebungen bildet der „Deutsche Frauenbund“, dessen Programm vor allem auch die soziale Fürsorge für die Frauen und Mädchen der erwerbenden Kreise umfaßt, ferner in gemeinsamer Arbeit mit hervorragenden Männern die Unterstützung aller Bestrebungen, die geeignet sind, die deutschen Frauen in geistiger, wirtschaftlicher und sozialer Beziehung zu fördern. Der Bund, der seinen Hauptsitz in Berlin und seine Verbreitung über ganz Deutschland gefunden hat, hatte für einen der letzten Nachmittage zu einem Fünfuhr-Tea im Hotel Bristol eingeladen. Nicht nur die ersten Gesellschaftskreise waren hervorragend vertreten, auch unsere Ministerien, Armee und Marine, Kunst und Wissenschaft und Literatur neben einer Fülle schöner und anmutiger, kluger und fesselnder Frauen und Mädchen. Eine kurze Pause des Promenadekonzerts füllte ein Vortrag des Kulturhistorikers Dr. Thoma aus, der in unterhaltender Weise von den Zielen des Frauenbundes plauderte und nützliche Mitteilungen machte über eine hier während des Mai in den Räumen des Abgeordnetenhauses stattfindende Ausstellung deutscher Teppiche, deren Förderung sich der Bund zum Schutze der heimischen Industrie angelegen sein lassen will. Aus diesem Vortrage erfuhr man verschiedenerlei über Handel und Wandel der sogenannten „echten“ orientalischen Gewebe, für die allein innerhalb der deutschen Grenzen im letzten Jahre von privater Seite 9,5 Millionen Mark bezahlt wurden. So schön auch die wirklich alten und hervorragenden Stücke sind, so minderwertig sind meist die neueren Fabrikate, die in großen Massen in Kleinasien und Persien auf fabrikmäßige Art und unter Anwendung so vieler Materialien, zu welchem auch Anilinfarben zählen, angefertigt werden. Mit dieser fremden „Invasion“ haben die deutschen Teppichindustriellen in tatkräftiger Weise den Kampf aufgenommen, indem sie auf Grund umfassendster Erfahrungen und Versuche jetzt die schönsten orientalischen Knüpfteppiche auf deutschem Boden und von deutschen Händen anfertigen lassen zu erheblich niedrigeren Preisen, als wie diese vom Orient aus gefordert werden. Jene ohne Sonderzwecke von den ersten fünf führenden, seit langem befreundeten Firmen geplante Ausstellung soll dafür auf eindringlichste Art den Beweis liefern, sie soll gleichzeitig zeigen, welche erheblichen wirtschaftlichen Nachteile für eine intelligente und fleißige einheimische Arbeiterschaft mit der Ueberschwemmung derartiger orientalischer Teppiche, die meist einer Modeströmung zuliebe wahl- und kritiklos gekauft werden, verbunden sind. Auch in diesem Sinne aufklärend und beeinflussend zu wirken, dürfte für den „Deutschen Frauenbund“ eine willkommene und ersprießliche Ehrensache sein.

Mit den deutschen Frauen will sich nächstens in einem Vortrage J. Grand-Carteret, der bekannte Pariser Schriftsteller und Herausgeber von Karikaturenwerken, beschäftigen, nachdem er in seinem ersten hiesigen, gut besuchten Vortrage sich über „Napoleon I. als Kriegskaiser im Urteil der Deutschen und Wilhelm II. als Friedensfürst im Urteil der Franzosen“ verbreitet. Im Gegensatz zu vielen seiner Landsleute, die selbst bedeutsame Themata mit graziöser Wortspielerei zu behandeln trachten, ist

dieser auch in seinem Aeußern behäbige Franzose von großer Gründlichkeit, gern vorgehend, welchen emsigen Fleiß er auf die Erforschung des Quellenmaterials verwendet, und wie er letzteres zu beherrschen versteht. Bei einer Parallele jener Kritiken der beiden Kaiser kommt der deutsche besser fort, für den, wie der Vortragende ausführte, das französische Publikum ein sympathisches Verständnis hegt, und der immer wieder und wieder die öffentliche Meinung Frankreichs beschäftigt. Wissen doch die Franzosen sehr gut, daß er nicht nur ihre Sprache meisterhaft beherrscht, sondern daß er sich auch für alles interessiert, was Frankreich betrifft, und daß er es verstanden hat, viele der tüchtigsten Männer der heutigen Republik durch seine persönlichen Eigenschaften, die sie im geselligen Verkehr kennen gelernt, in seinen Bann zu ziehen. Grand-Carteret schloß seine Ausführungen mit dem Wunsche, daß der Deutsche Kaiser im Gegensatz zu dem französischen, der überall die Kriegsflagge entzündet, ein Kaiser des dauernden Friedens bleiben möchte.

Der spürsinnige Franzose verwendet für seinen angekündigten Vortrag über die deutschen Frauen hoffentlich nicht das Material, das ihm in dieser Beziehung der jetzt in Magdeburg stattfindende Raubmordprozeß liefert. Es sind ja recht nette Berliner „Damen“, von denen in jenen Verhandlungen des öfteren die Rede ist, wobei uns erzählt wird, daß diese bejahrten, aber desto verliebteren Evaschwestern mit vollen Händen das Geld an die zwei, nein eindeutigsten Subjekte verschleudern, „bis 80 Mark an einem Tage“! Ueberhaupt wirft jener Prozeß wieder einmal ein grelles Schlaglicht auf die glänzende Außenseite der Weltstadt, hinter der sich so viel Niederträchtiges und Furchtbares verbirgt. In einem der elegantesten und vielbesuchtesten Cafés Unter den Linden treffen sich nach den Aussagen der Angeklagten und eines als Zeuge vernommenen hiesigen Kriminalkommissärs die gefährlichsten Verbrecher, internationalen Schwindler, Betrüger und Hehler inmitten eines ahnungslosen fremden Publikums, das die elegant gekleideten, so sicher auftretenden Herren hochachtungsvoll und ergebenst anstaunt und sie für „große Tiere“ hält, und verabreden in aller Gemütlichkeit ihre Raubzüge und Hochstapeleien, um den lieben Mitmenschen Kassen und Taschen zu erleichtern.

Letzteres geschieht in genügender Weise auch noch auf andere Art, wie es die jetzt bekannt gewordenen Vorfälle in verschiedenen Genossenschaftsbanken, in denen arge Unterschlagungen aufgedeckt wurden, beweisen. Auch der gleichzeitige Zusammenbruch eines bekannten Berliner Bankhauses dürfte viele Ahnungslose in finanzielle Mitleidenschaft ziehen, man spricht von sehr großen Verlusten, die trotz der Hilfe anderer Banken nicht mehr abzuwenden waren. Der Inhaber jener Firma galt im allgemeinen als ruhiger und besonnener Mann, dem es gelungen war, durch seine Intelligenz verschiedene mit Berlins Verkehrswesen verwickelte Unternehmungen zu „sanieren“, die nun abermals in ihrem Fortbestehen bedroht sind. Auch die auf ein sehr geselliges Leben zugeschnittene Häuslichkeit des Betreffenden mag erhebliche Summen gekostet haben, die Pforten der parkumgebenen schönen Villa in der Kolonie Grunewald waren oft genug gastlich geöffnet, und die kunstgeschmückten Räume gefüllt mit Besuchern und Besucherinnen aus unseren besten Gesellschaftsräumen.

Daß aber trotz allem und allem immer noch Geld genug vorhanden ist, beweist der überaus starke Zuspruch, den die von einem hiesigen Warenhause im Verein mit einer bekannten Musikalienhandlung veranstalteten Extrazüge nach Dresden zum Besuche des Straußschen „Rosenkavaliers“ finden. Ein ausverkauftes Theater, ja, das ist ja nichts neues, obwohl es gegenwärtig in Berlin auch zu den Seltenheiten zählt, aber ein ausverkaufter Theaterzug, das ist denn doch noch nicht dagewesen! Und auch nicht, daß die Berliner und Berlinerinnen in hellen Scharen nach Dresden strömen, um sich dort das Werk eines in Berlin lebenden Tondichters anzuhören. Nebenbei mag bemerkt werden, daß die Urteile der musikalisch oder persönlich uninteressierten Zuhörer des „Rosenkavaliers“ wesentlich anders lauten, als die ju-

bilierenden Lobpsalmen einer Reihe von Kritikern. Ob wir in die Lage kommen werden, in Berlin beurteilen zu können, wer von den beiden Parteien recht hat, ist vorläufig noch sehr fraglich, man hört nicht, daß bisher ein Abschluß, das Werk bei uns zur Aufführung zu bringen, erfolgte — es wird ja hoffentlich nicht den künstlerischen Untergang unserer Stadt bedeuten!



Grausige Brandkatastrophe.

Wie unseren Lesern erinnerlich sein wird, brachten wir vor kurzem kurze Berichte über ein schreckliches Brandunglück in New York. Den stets lakonisch gehaltenen Telegrammen, die keine Einzelheiten enthalten, war es indessen nicht anzusehen, wie schrecklich das Unglück war, weshalb wir eine ausführliche Schilderung, die wir einem New Yorker Tauschblatt entnehmen, unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

Die furchtbarste Brandkatastrophe, die New York seit dem schrecklichen Feuer auf dem Dampfer „General Slocum“ im Jahre 1904 erlebt hat, kostete hundertfünfzig Menschenleben. 125 von den Opfern waren Mädchen von der Ostseite, die entweder bei lebendigem Leibe verbrannten oder im Rauch erstickten oder beim Sprunge aus den Fenstern auf dem Trottoir zerschellten.

Fast alle Menschen, die bei dem Brande ums Leben kamen, waren Angestellte der Triangle Waist Co., deren Geschäftsräume sich in der achten, neunten und zehnten Etage des zehnstöckigen Gebäudes No. 23 Washington Place befinden. Washington Place liegt an der westlichen Grenze des Engros-Distrikts der unteren Stadt.

Der Inhaber der Firma, Isaac Harris und Max Blank entkamen aus der Office im obersten Stockwerk unversehrt über das Dach des angrenzenden Hauses. Sie brachten Blanks zwei Töchter und deren Gouvernante in Sicherheit. An der Außenseite des Gebäudes war nicht eine einzige Feuerleiter.

Wie das Feuer zum Ausbruch kam, wird wahrscheinlich niemals festgestellt werden können. Tatsache ist, daß der Brand in einer Ecke des achten Stockwerkes auskam und daß die Flammen aufwärts strebten. In der neunten Etage wurden fünfzig Leichen gefunden. Dreißig oder mehr Menschen, die in ihrer Verzweiflung aus den Fenstern sprangen, fanden den Tod auf dem Straßenpflaster. Mehr als dreißig verstümmelte Leichen wurden in den Fahrstühlen gefunden. Der Sachschaden beläuft sich auf höchstens 100.000 Dollars.

Fußgänger, die um 4.50 Uhr Nachmittags durch Washington Place gingen, hörten plötzlich ein herzerreißendes, nervenschütterndes Angstgeschrei über sich. Im nächsten Augenblick sauste ein schwerer Gegenstand durch die Luft und ein menschlicher Körper lag zerschmettert, zuckend auf dem Straßenpflaster. Die Passanten auf der gegenüberliegenden Seite der Straße blickten entsetzt in die Höhe. Die Fenster in den drei oberen Stockwerken des Hauses wimmelten von Mädchengestalten und hin und wieder züngelte eine Flamme an den Fensterrahmen empor, während dichte Rauchwolken den schrecklichen Anblick teilweise verhüllten. „Springt nicht! Springt nicht!“, schrie die schnell sich ansammelnde Menge auf der Straße. Aber die unglücklichen Mädchen hatten keine Wahl. Von den Hunderten hinter ihnen gestoßen und von ihrem eigenen Entsetzen, das sich auf den Gesichtern widerspiegelte, gezogen, sprangen, stürzten und fielen sie aus den Fenstern auf das harte, unbarmherzige Steinpflaster, um dort einzeln oder zu Zweit oder zu Dritt eines schnellen oder qualvollen Todes zu sterben.

Innerhalb von fünfzehn Minuten wurde die Feuerwehr viermal alarmiert. Aber bevor die Spritzen anlangen und die Rettungsnetze ausgebreitet werden konnten, hatten viele, viele Mädchen ihr junges Leben verloren.

In einer Stunde nach dem Eintreffen der Wehr war das Feuer gelöscht, in einer halben Stunde hatte sich das entfesselte Element ausgerast und innerhalb von zwanzig Minuten hatte der grimme Schnitter Tod 150 Opfer gefordert.

Das Gebäude steht an einer Ecke und ist an zwei Seiten nicht von Häusern eingefaßt. Aber der einzige Notausgang befand sich im Innern. Im Ganzen hat das Gebäude sieben Ausgänge, die innere Feuerleiter, zwei Frachtaufzüge, zwei Personenaufzüge, und zwei Treppen.

Alle diese Ausgänge waren nahezu nutzlos. Diejenigen, die mit dem Leben davorkamen, kletterten zumeist auf das Dach und von dort auf das Dach des angrenzenden Gebäudes der American Book Co. Diejenigen, die sich durch die furchtbare Gefahr die Geistesgegenwart nicht rauben ließen, eilten die Treppen hinab, bevor der Rauch und die Flammen diesen Ausweg verschlossen. Das Gebäude steht äußerlich fast unversehrt und in den oberen Stockwerken rauchgeschwärzt da. Die Fußböden zwischen den einzelnen Stockwerken sind ziemlich gut erhalten und für einen Menschen, der es nicht selbst gesehen hat, ist es kaum begreiflich, wie das Feuer in verhältnismäßig so kurzer Zeit solchen furchtbaren Verlust an Menschenleben verursachen konnte.

700 Menschen, davon 500 Frauen und Mädchen, arbeiteten in den oberen Stockwerken des Hauses. Sie saßen vor ihren Nähmaschinen, leichte Blousenstoffe haufenweise an der Seite, und der Fußboden war mit Flickens und Abfall besät, während die Luft mit leicht brennbarem Staube gefüllt war.

Der Ausbruch des Feuers und das Aufschließen der ersten Flammen klang fast wie eine Explosion. Näherinnen starben auf ihren Stühlen durch Einatmen von Feuer. Andere wurden in die Fahrstuhlschächte gedrängt, nachdem die Lifts ihre letzte Fahrt aus den oberen Stockwerken angetreten hatten. Wieder andere wurden von der inneren Feuerleiter, die sich als absolut unzugänglich erwies, durch die nachdrängende Menge herabgestoßen.

In solcher Masse stürzten und schoben sich Menschen aus den Fenstern, daß die Rettungsnetze, die von der ersten Spritzenkompanie ausgespannt wurden, die Last nicht tragen konnten. Die Körper fielen durch die reißenden Maschen und schlugen dumpf auf dem Pflaster auf.

Das achte Stockwerk liegt 85 Fuß, das neunte 90 Fuß und das Dach 115 Fuß über dem Trottoir. Sechs Mädchen drängten sich nach einem Fenster im neunten Stockwerk durch, kletterten hintereinander eine acht Zoll breite Sandsteinbrüstung entlang und faßten gleichzeitig einen elektrischen Draht. Der Draht riß wie ein Nähfaden und die sechs Mädchen stürzten 90 Fuß tief auf das Pflaster, wo sie der Tod ereilte.

Ein dreizehn Jahre altes Mädchen hing drei Minuten lang an einem Fensterrande des zehnten Stockwerks. Die Kraft verließ es und es stürzte 100 Fuß tief in das Rettungsnetz. Zwei Frauen sprangen in demselben Augenblick aus einem Nebenfenster und das Netz riß unter der Wucht ihres Falles.

An einem Fenster des neunten Stockwerks erschienen ein junger Mann und ein Mädchen, wahrscheinlich seine Braut. Der Mann drückte dem Mädchen einen Kuß auf die Lippen und warf sie aus dem Fenster. Dann sprang er hinter ihr her. Beide wurden zerschmettert und tot von der Straße aufgehoben.

Ein anderes Mädchen sprang in eine Pferdedecke, die von Feuerwehrleuten und Polizisten gehalten wurde. Die Decke riß in der Mitte und das Mädchen, das noch Lebenszeichen von sich gab, wurde in einen benachbarten Hausgang getragen. Hier starb es unter furchtbaren Qualen.

Die Notrufe nach Ambulanzen und Polizisten brachten alle verfügbaren Krankenwagen zur Stelle. 500 Polizisten sperrten die Brandstätte ab und 100 berittene Polizisten mußten die Zehntausende von Menschen, die sich im Handumdrehen angesammelt hatten, wieder und wieder mit ihren Pferden zurücktreiben.

Unter der Führung des Feuerwehrchefs Croker stürmte eine Abteilung von Feuerwehrleuten das Gebäude um 7 Uhr Abends. Zwei Scheinwerfer, die auf den gegenüberliegenden Häusern aufgestellt worden waren, gaben das nötige Licht. Im neunten Stock-

werk wurden 50 verkohlte Leichen gefunden. Viele waren so entstellt, daß sie nicht identifiziert werden konnten. Manchen hing das Fleisch in Fetzen vom Leibe. Auf der Straße standen inzwischen 150 Särge aus Fichtenholz bereit. So schnell wie möglich wurden die Leichen in die Särge gelegt und auf allen möglichen Vehikeln nach der Morgue des Bellevue Hospitals und nach der Charities Pier Morgue geschafft, die zum ersten Mal seit der Slocum-Katastrophe geöffnet wurde.

Um 10 Uhr Abends waren 148 Leichen nach der Morgue übergeführt worden. 30 Schwerverletzte hatte man nach dem St. Vincent-Hospital gebracht und drei verstarben sofort nach der Einlieferung.

Wie viele Menschen in den Fahrstühlen in Sicherheit gebracht wurden, läßt sich nicht genau feststellen. Jedenfalls taten die Fahrstuhlkondukteure ihre volle Schuldigkeit und harren bis zum letzten Augenblick auf ihrem gefährlichen Posten aus.

Die Studenten der juristischen Abteilung der New Yorker Universität, die im zehnten Stockwerk des angrenzenden Gebäudes Kolleg hörten, retteten mindestens vierzig Mädchen über Leitern.

Wie bei solchen gräßlichen Unfällen gewöhnlich der Fall ist, beabsichtigen die städtischen Behörden, leider erst nach dem Unfall, eine strenge Untersuchung einzuleiten. Feuerwehrchef Crocker schiebt die Schuld an dem schweren Verlust von Menschenleben auf den Mangel an Feuerleitern an den Außenwänden des Gebäudes. Die Polizei behauptet, daß das Feuer das sechste oder siebente in dem Gebäude innerhalb der letzten zwölf Monate war. Alle diese Feuer waren jedoch unbedeutend. Es wird darauf hingewiesen, daß vor mehreren Wochen 25 Mädchen in Newark, N. J., unter ähnlichen Umständen ein grausiges Ende fanden.



Am Ziel.

Skizze von Maximilian Strack (Kiel).

Mit einem tiefen Atemzuge legte er den Brief an seinen Veleger zu dem fertigen Manuskript, dann erhebt er sich schwerfällig und vertauscht seinen recht abgetragenen Arbeitsrock mit dem zu seinem dunklen Anzug gehörigen Jackett. Er geht in gebeugter Haltung mit müden Schritten ins Speisezimmer hinüber. Vor der Tür rafft er sich gewaltsam zusammen, versucht, sich straff aufzurichten, seine sorgenvollen Züge glätten sich und ein Lächeln erscheint auf ihnen, das er krampfhaft festzuhalten versucht. Ein junges Mädchen in der vollen Blüte ihrer vierundzwanzig Jahre kommt ihm lächelnd entgegen, hängt sich an seinen Arm und sagt halb vorwurfsvoll:

„Endlich bist du da, du böser Vater! Die Suppe ist möglicherweise schon ganz kalt geworden! Nun gestatten aber der gnädige Herr, daß ich ihn zu Tisch führe.“

Jetzt lacht er wirklich herzlich und ungekünstelt; und als sie nun am Speisetisch angekommen sind, der sich mit seinem feinen Porzellan, glänzenden Kristall und Blumenschmuck recht freundlich ausnimmt, da rückt ihm die Tochter mit einer feierlichen Bewegung seinen Stuhl zurecht und läßt ihn mit einer tiefen Vorbeugung ein Platz zu nehmen.

„Kindskopf!“ sagt er lachend, nimmt diesen feingeformten Kopf zwischen seine beiden Hände und drückt einen Kuß auf die hohe weiße Stirn. Ein hübscher junger Mann, ein wenig jünger als die Schwester, tritt jetzt vom Fenster her an den Tisch und nimmt beiden gegenüber Platz.

„Es ist wahr, Vater,“ sagt er, während die Schwester die Suppenteller füllt, „du hast es doch jetzt nicht mehr so nötig, dich immer noch so abzuarbeiten wie früher, jetzt, da wir doch am Ziele sind. Wir haben in den letzten Tagen vor unserer Abreise kaum noch etwas von dir gehabt!“

„Ja, liebe Kinder, das ging nun mal nicht anders!“ erwidert der alte Herr, bemüht, einen leichten Ton festzuhalten, „ich hatte mein Versprechen gegeben, dann kamen amtliche Placke-

reien dazwischen, die die Arbeit verzögerten. So mußte ich denn in diesen letzten Tagen besonders scharf heran — mein Wort aber habe ich wenigstens gehalten.“

„Wie immer, Vater,“ ergänzt der Sohn, bewundernd zu seinem „alten Herrn“ hinübersehend, „aber warte nur, ich lasse dir schon keine Ruhe! Höchstens ein Jahr noch sehe ich es an — dann mußt du dich pensionieren lassen und zu mir ziehen. Wir nehmen uns dann eine Haushälterin und du darfst mir weder eine Schreibmaschine, noch eine Feder, ein Tintenfaß oder sonst etwas anrühren.“

„L, Halt, Verehrtester!“ unterbricht ihn hier die junge Dame. „so geht das denn doch nicht. Ich soll dann wohl gar von meinem guten Papa nicht einmal ein paar Zeilen in meine nordische Einsamkeit bekommen! Und der arme Vater soll sich von dir immer die Ohren vollgeigen lassen, wenn er gerade seine Zeitung lesen will? Nein, Vater muß zu mir kommen, ich kann ihn nicht entbehren und will ihn auch nicht so tyrannisieren wie du! Er soll sich völlig ausruhen von seinen Strapazen, aber ich werde ihn nicht hindern, ganz seinen Neigungen und Liebhabereien und besonders seiner geliebten Schriftstellerei zu leben.“

Sie streicht ihm liebevoll über die gefurchte Stirn und ist einigermaßen betreten, als es in seinem müden Antlitz schmerzlich aufzuckt. Er bemerkt es, lchelt wieder etwas gequält und sagt dann rasch:

„Nein, liebe Kinder, davon kann keine Rede sein! Ich komme zu keinem von euch. Ja — wenn ich fünf Jahre länger im Amte wäre! Aber so ist meine Pension völlig unzureichend — ich würde euch ja auf der Tasche liegen müssen.“

„Ich suche mir unter der Hand eine Privatpraxis.“

„Und ich gebe Musikunterricht.“

„Das sollt ihr nicht. Du, Elfriede, würdest deine Gesundheit durch Ueberarbeitung untergraben, denn das „Fräulein Doktor“ sieht immer noch ein wenig angegriffen aus von den Anstrengungen des Staatsexamens. Und dich, mein Junge, würde es in deiner künstlerischen Entwicklung hemmen. Nein, du für deine Kunst, du für deine Wissenschaft! Materielle Sorgen müssen euch fern bleiben. Das hab' ich so lange erreicht und würde die Arbeit langer schwerer Jahre vernichten, wenn ich euch jetzt folgen wollte!“

Noch eine kurze Stunde des Beisammenseins bleibt den drei Menschen. Die Stimmung ist gedrückt und abschiedsschwer, und die krampfhaft Lustigkeit, die die Kinder bis zuletzt festzuhalten bemüht waren, versagt, als sie im Wagen sitzen, der sie zum Bahnhof bringt, von dem aus Otto seine Reise nach der süddeutschen Residenz antreten soll. Kurz vor der Abfahrt drückt der alte Herr seinem Sohn noch ein Päckchen in die Hand und flüstert ihm leise zu:

„Verlier' nicht — es ist für die ersten Wochen.“

Der Zug setzt sich in Bewegung, die letzten Grüße werden noch getauscht, dann verlassen Vater und Tochter langsam den Bahnsteig. Als Otto den Inhalt des Päckchens prüft, lachen ihm fünf „Blaue“ entgegen. Die Augen werden ihm feucht vor Wehmut und Dankbarkeit.

Walter Burkard fährt nun mit seiner Tochter zum Bahnhof am anderen Ende der Stadt: sie haben keine Eile, um den Zug zu erreichen, der Elfriede ihrem Bestimmungsort zuführen soll. Hand in Hand sitzen sie schweigend nebeneinander, denn der Abschied, der nun kommt, ist der schwerere.

„Gott sei mit dir, mein liebes, liebes Kind. Behalte mich lieb und denke zuweilen auch an deinen alten Vater!“

„Immer, liebster Vater — immer“, sagt das Mädchen bewegt.

„Und hier, nimm . . .“

„Aber Vater, du gabst mir doch schon reichlich.“

„Man kann nie wissen“, sagt er müde, „nimm es nur, Kind.“

Als der Zug die Bahnhofshalle verlassen hat, schaut ihm Walter Burkard noch lange nach, bis Dunkelheit sich vor seine Augen legt. Dann tritt er den Heimweg an, jetzt völlig zusammengesunken — ein alter Mann!

Seine Gedanken sind bei den Kindern, die ihn verlassen haben.

Wie er sie geliebt hat von ihrer frühesten Kindheit an — und sie haben es ihm gelohnt mit Treue, heißer schwärmerischer Verehrung und mit unermüdlichem Fleiß und glänzenden Leistungen. Mit sechzehn Jahren hat Elfriede die höhere Mädchenschule durchgemacht, mit achtzehn war sie Abiturientin und nun, mit vierundzwanzig Doktor der Medizin und in ihrer Stellung, nach der mancher ältere Mann vergebens ringt! Ja — sie hat ihn getröstet darüber, diese Tochter, daß der Junge so gar keine Freude am Lernen hatte. Älter als neunzehn war er, als er mit großer Not das Abiturientenexamen bestand, und auch nur deshalb, weil es zum Besuche der Königlichen Hochschule für Musik notwendig war. Denn die Musik war das einzige, für das er von seiner frühesten Kindheit an Begabung und Verständnis gezeigt hatte. Und jetzt, nach dreijährigem Besuche der Königlichen Hochschule, hatte er schon ein gutes Engagement erlangt. Alle Weissagten ihm eine große künstlerische Zukunft.

So war man denn am Ziel — aber um welchen Preis!

Der Vater hatte sich für seine Kinder geopfert, er war verbraucht, am Ende seiner Kräfte. Mühsam schleppt er sich nach Hause, wirft sich in seinen Lehnstuhl und lehnt das Haupt gegen das Kissen. Unverwandt starrt er auf das Aquarell, das über dem Schreibtisch an der Wand hängt. Ein Frauenbildnis, aus dessen liebem Antlitz ihm die Züge seines Kindes entgegenlächeln.

„Lieschen“, murmeln seine Lippen, mit wehmütigem Lächeln. Wenn sie's erlebt hätte — den Lohn aller Mühen und Entbehrungen — wenn auch sie jetzt angelangt wäre am Ziel! Wohl ihr, daß sie vor drei Jahren dahinging — sie hat's ja noch teilweise erlebt, daß ihre Kinder fest und sicher daherschritten auf dem Wege, den ihnen die Eltern geebnet und von Steinen und Dornen befreit hatten, bis ihnen die Hände bluteten. Sie hatte sich niedergelegt zum Sterben, als Elfriede das Physikum bestanden hatte und Otto nach glänzend verlaufener Prüfung in die Königliche Hochschule für Musik aufgenommen war — und sie war bewahrt geblieben vor dem Furchtbaren, ihren heißgeliebten Gatten geistig vernichtet zu sehen.

Ja, Walter Burkard ist geistig zusammengebrochen. — Vor einigen Tagen erst hat's ihm der Arzt gesagt. Ein Wunder ist's auch nicht, denn er hat seine Kräfte unmenschlich überanstrengt.

Sein Leben ist die Tragödie des verfehlten Berufs. Mit welchem Feuereifer hatte er die Soldatenlaufbahn ergriffen, und unter welch bitteren Tränen hatte er den Offiziersrock ausgezogen, als sein Vater, ein Gymnasialprofessor, starb und eine Anzahl unversorgter Töchter und erhebliche Schulden hinterließ. Walter landete nach manchen Irrfahrt auf dem Sessel eines Redakteurs — mit Eifer, ja mit Aufopferung gab er sich dem neuen Berufe hin — denn als armer Leutnant hatte er sich, wie das so häufig geschieht, in ein völlig mittelloses Mädchen verliebt, und ihr ewige Treue geschworen. Jahre um Jahre vergingen, ehe dies Wort eingelöst werden konnte. Fünfunddreißig Jahre war er, und sie achtundzwanzig, als er sie endlich zum Altar führen konnte. Aber auf die Dauer blieb ihm das Glück nicht hold; die Zeitung, an der er tätig war, ging infolge verkehrter Maßnahmen eines neuengagierten Verlagsdirektors immer weiter zurück und stellte eines Tages ihr Erscheinen ein. Burkard stand mit den Seinen vor dem Nichts. Bei dem großen Angebot von Arbeitskräften auf dem Gebiete der Tagesschriftstellerei ging der Vierzigjährige leer aus — man verlangte nach jungen Kräften. Tage des Elends, der bittersten Not folgten, Walter fristete das nackte Leben der Seinen durch schriftstellerische Arbeiten, und es kamen Tage und Wochen, da er nicht wußte, woher er für die hungernden Kinder ein Stück Brot nehmen sollte. Oft ging er mit seiner Frau zu Rate, wie man dem Elend am besten ein Ende machen möchte. Aber sie vermochten den letzten furchtbaren Entschluß nicht zu fassen um ihrer Kinder willen. Immer im letzten Augenblick hatte sich doch noch ein Ausweg gefunden und schließlich, als alles verloren schien, hatte Walter Burkard eine kleine Anstellung gefunden, deren geringes Gehalt zwar nicht für alle Bedürfnisse ausreichte, ihm aber reichlich Muße zur Nebenbeschäftigung ließ. Er war ganz glücklich, nun der

ständigen Not überhoben und auch für die Zukunft gesichert zu sein, da mit der Stelle eine kleine Pension verbunden war. Mit größtem Eifer gab er sich der Schriftstellerei hin. Freilich wuchsen auch die pekuniären Anforderungen ins Ungeahnte, und je mehr die Kinder heranwuchsen, um so länger war der Vater an seinen Schreibtisch gefesselt, häufig bis tief in die Nacht hinein. Das hatte seine Kräfte langsam, aber sicher aufgerieben, und nun war er am Ende. Seit zwei Wochen war er es so weit, daß häufig sein Denkvermögen völlig aussetzte. Da hatte er endlich den Arzt gefragt.

„Ja, lieber Freund“, hatte der nach gründlicher Untersuchung bedauernd erklärt, „Sie sind völlig verbraucht! Sie müssen sich von jeder geistigen Tätigkeit fernhalten — wenigstens zwei Jahre lang — und ob Sie dann wieder regelmäßig werden arbeiten können, ist eine große Frage!“

Tötlich war er erschrocken, mit Not und Qual hatte er es seinen Kindern verborgen und sich standhaft geweigert, sich von Elfriede untersuchen zu lassen, deren geübtes Auge mit Besorgnis die Veränderung wahrgenommen, die mit ihrem Vater vorgegangen war. Mit äußerster Anstrengung hatte er heute seine letzte Arbeit vollendet und nun — war er überflüssig auf der Welt — er war am Ziel!

Was sollte er beginnen? Seine Pension war wegen der geringen Zahl seiner Dienstjahre so gering, daß sie ihm nur erlaubte, fortan in einem Dachstübchen zu leben. Und nicht arbeiten dürfen — immer nachgrübeln müssen über das Elend — das war unerträglich! Selbst wenn er die Zinsen der wenigen ersparten tausend Mark nahm, es reichte nicht. Und dann gehörte dies Wenige auch den Kindern, denen er es schon vermacht hatte. Oder sollte er sich gar den Kindern auf den Hals setzen? Nie und nimmer! er hatte es ihnen ja eben noch gesagt, warum es diese Möglichkeit für ihn nicht gab.

So blieb doch nur eins — was er vor Jahren so oft erwogen hatte. Jetzt stand ja nichts mehr im Wege — einsam war er, nichts mehr nützte auf der Welt, für niemanden hatte er mehr zu sorgen, nur zur Last fallen könnte er noch, und das durfte nicht sein.

Wie Abschied nehmend richtete er seine Augen auf das Aquarell über dem Schreibtisch, das schien sich zu bewegen — es trat aus seinem Rahmen heraus, neigte sich über ihn, umschlang ihn mit weichen Armen — und küßte ihn, daß ihm der Atem verging.

„Lieschen — was tust du? Ich ersticke . . .“ flüsterten noch seine müden Lippen. —

Die Flurnachbarin, der Elfriede die Besorgung des Hauswesens ans Herz gelegt hatte, ließ am nächsten Nachmittag, als von Herrn Burkard noch nichts zu hören war, die Wohnung polizeilich öffnen. Da saß der alte Mann zusammengesunken im Lehnstuhl. Ein Herzschlag hat ihm die Ausführung seines letzten Entschlusses gnädig erspart.



Ein Jahrzehnt deutscher Arbeit.

Ein Kapitel deutscher Kultur- und Machtgeschichte, das eingehend noch nicht geschrieben ist, ist dasjenige, das den Einfluß deutschen Kapitals, deutschen Handels- und Gewerbefleißes im Auslande darstellt. Wenn dieses Kapitel einmal geschrieben wird, so wird es Resultate ergeben, die niemanden mehr überraschen werden, als die Deutschen selbst. Ueberraschen deshalb, weil unendlich viel Deutschum sich aus Geschäftsrücksichten hinter fremdländischen Fassaden verbirgt und dem Uneingeweihten als deutsch niemals bekannt wird. Und das gilt nicht nur in wirtschaftlich unentwickelten Ländern, sondern sogar im handelsgewaltigen England. Der intime Kenner des englischen Wirtschaftslebens wird es uns bestätigen, daß eine erstaunlich große Anzahl der größten englischen Firmen entweder in deutschen

Händen sind oder von Deutschen geleitet oder von deutschem Kapital gestützt werden. Unter diesen Umständen ist es nur natürlich, daß auch in Brasiliens Wirtschaft die Deutschen eine sehr wichtige Rolle spielen. Wenn man in Rio die Avenida Central entlangschreitet oder durch die benachbarten Quer- und Parallelstraßen geht, wenn man in S. Paulo die Firmenschilder der Straßen des „Triangulo“ mustert, so stößt man auf Schritt und Tritt auf deutsche Namen. Und daneben giebt es noch unzählige Deutsche Gründungen, namentlich Aktien- und andere Handelsgesellschaften, die einen Firmennamen in portugiesischer Sprache tragen, z. B. Fabrica de Phosphoros oder Fabrica de Tecidos oder Companhia de Electricidade oder Companhia Antarctica, Brahma, Cervejaria Germania usw.

Zu den hervorragenden deutschen Betrieben in unserem Staate und in Brasilien überhaupt gehört die Companhia Lithographica Hartmann-Reichenbach, die heute das Fest ihres zehnjährigen Bestehens feiert. Diese Aktiengesellschaft ist typisch für die Art, wieviele der größten deutschen Unternehmungen entstanden sind. Das rechtfertigt eine Betrachtung an dieser Stelle, denn der Werdegang solcher Firmen erregt das Interesse deutscher Leser auch über das Weichbild S. Paulos hinaus, zumal es ja kaum ein deutsches Haus in Brasilien gibt, in das nicht alljährlich mindestens ein Erzeugnis der Companhia Lithographica gelangt, in Form eines Wandkalenders nämlich, deren Herstellung zu den Spezialitäten der Firma gehört.

Am 1. Mai 1901 eröffneten die Herren Julius Hartmann und Gustav Reichenbach in der Rua Formosa eine lithographische Anstalt in bescheidenem Umfange. Die Arbeit wurde mit einer einzigen Presse begonnen, die auch nicht etwa neu, sondern in gebrauchtem Zustande hier gekauft worden war. Diese Maschine ist heute noch im Besitz der Firma, und zwar nicht etwa als ehrwürdiges Reliquienstück, das aus Pietät und historischem Interesse aufbewahrt wird, sondern sie arbeitet noch. Die Leiter des Unternehmens versicherten uns sogar, daß sie jetzt besser arbeitet, als im Anfang. Sie ist natürlich deutschen Ursprunges, wie überhaupt alle Maschinen des Betriebes von Hartmann-Reichenbach.

Da die Gründer Fachleute waren — Herr Hartmann ist Maschinenmeister, Herr Reichenbach Lithograph — und da sie eine ausgezeichnete Arbeit lieferten, so häuften sich die Aufträge in kurzer Zeit so, daß sich die Arbeitsräume in der Rua Formosa als zu klein erwiesen. Schon nach einem Jahre mußte daher der Betrieb erweitert werden. Zu diesem Zwecke wurde er nach der Rua Libero Badaro No 5 verlegt. Dort ging die Entwicklung schnell vorwärts. Die Zahl wirklich leistungsfähiger lithographischer Anstalten ist bekanntlich in Brasilien recht gering, während anderseits die Nachfrage nach Erzeugnissen der graphischen Industrie mit steigender Zivilisation in stetem Zunehmen begriffen ist. Infolgedessen sind die tüchtigen Firmen sämtlich mit Aufträgen überhäuft und zu ständigen Betriebserweiterungen gezwungen.

Von dieser Regel machte die Firma Hartmann-Reichenbach keine Ausnahme, und so sehen wir denn, daß sich ihr Kundenkreis in einem Maße vergrößerte, der die Geschäftsinhaber zur Aufstellung von immer mehr Maschinen und zur Annahme von immer mehr Lithographen und Druckern nötigte. Da tüchtiges Personal der graphischen Gewerbe in Brasilien spärlich zu finden ist und da die Firma es sich zum Prinzip machte, nur mit tüchtigen Kräften zu arbeiten, um auch wirklich Gutes leisten zu können, so war und ist sie genötigt, sich ihre Mitarbeiter fast durchweg in Europa zu suchen. So kommt es, daß auf den deutschen Steinen und den deutschen Maschinen auch meistens deutsche Männer arbeiten, um auf deutschem Papier mit deutschen Farben die mannigfaltigen Erzeugnisse herzustellen. Nur das Hilfspersonal ist zum großen Teil fremdsprachlich, während der Nachwuchs, den die Firma heranzubilden bestrebt ist, wieder meistens aus Deutschbrasilianern besteht.

Im Jahre 1905 war die Entwicklung soweit gediehen, daß die Inhaber daran denken konnten, ihren Betrieb in ein eigenes

Gebäude zu erwerben. Sie erwarben im Juni jenes Jahres das Grundstück in der Rua Visconde do Rio Branco 68, das noch heute im Besitz der Firma ist. Die Eröffnung dortselbst erfolgte mit 5 Schnellpressen und etwa 40 Angestellten. Der ungeahnte Aufschwung der nächsten Zeit machte nach weiteren 3 Jahren eine neue, und zwar bedeutende Vergrößerung zur Notwendigkeit. Dazu waren große Kapitalien erforderlich, und die Herren Hartmann und Reichenbach beschlossen daher, ihr Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Das Aktienkapital wurde auf 500 Contos festgesetzt, und das Vertrauen, das die Geschäftsinhaber genießen, bewies deutlich der Erfolg der Umwandlung: das erforderliche Kapital wurde mit Leichtigkeit in deutschen Kreisen aufgebracht, sodaß die neue Geschäftsform am deutschen Charakter des Unternehmens nichts änderte.

Daß auch die Aktiengesellschaft mit gutem Erfolg arbeitet, beweisen den Aktionären die Dividenden, beweist dem großen Publikum die abermalige Vergrößerung, die augenblicklich im Werke ist. Zu ihrer Durchführung nahm die Gesellschaft im Januar d. J. ohne jede Schwierigkeit und zu günstigen Bedingungen eine Anleihe von 250 Contos auf. Sie erwarb die an ihre Fabrik anstoßenden Grundstücke in der Rua Gusmões 93 und 95, wo sie augenblicklich einen großen, dreistöckigen Neubau aufführt, der allen modernen Anforderungen entsprechen wird. Damit steigt der Flächenraum, über den der Betrieb verfügt, auf 2500 Quadratmeter. Die Bedeutung der Firma läßt sich am besten an der Tatsache messen, daß sie s. Z. mit 13 Schnellpressen und etwa 50 Hilfsmaschinen (Prägemaschinen, Stanzmaschinen, Lochmaschinen, Falzmaschinen, Trockenapparaten usw.) arbeitet und rund 200 Angestellte, darunter 60 europäische Lithographen, Drucker, Maschinenmeister, beschäftigt.

Die Produkte gehen nach fast allen Staaten der Union, von Rio Grande do Sul bis nach Amazonas, und die Firma ist derart mit Aufträgen überhäuft, daß weniger eilige Arbeiten oft monatelang auf Erledigung warten müssen, wie wir aus den Bestellbüchern ersahen. Der Gang durch die Fabrikräume und der Einblick in die Bestellbücher gab uns nebenbei auch überraschende Aufschlüsse über das industrielle Brasilien. Wir konnten mit Genugtuung feststellen, daß unsere Produktion auf verschiedenen Gebieten, nicht nur dem der Brauerei und Weberei, sondern auch der Tabakindustrie, der Konservenfabrikation, der Schuhfabrikation, der Seifen- und Parfümerieherstellung usw. bereits sehr bedeutend ist, denn die Aufträge dieser Industrien sind nicht nur sehr zahlreich und mannigfaltig, sondern auch nach der bestellten Stückzahl sehr bedeutend. Reklameplakate, bedruckte Kartons und Papiere für Verpackungen, Bandstreifen, Briefpapiere, Rechnungen, kurz alles, was irgendwie ins Gebiet der Lithographie fällt, wer vom einheimischen Gewerbe in einem Maße verbraucht, das uns fast unglaublich erschien. Ein großer Artikel sind, wie gesagt, auch Wandkalender, die in den verschiedensten Mustern hergestellt werden. Von ihnen setzte die Firma im vorigen Jahre nicht weniger als 575.000 Stück ab.

Neben der Produktion für gewerbliche Zwecke geht auch eine bedeutende Produktion im Interesse der Wissenschaft einher. Augenblicklich befinden sich Farbentafeln für ein wissenschaftliches Werk des Institutes Oswaldo Cruz und eine große Karte des Staates Minas Geraes in Arbeit. Unter anderen wichtigen Publikationen war auch die umfangreiche Küstenaufnahme unseres Admiralstabs der Firma Hartmann-Reichenbach anvertraut. Für ihre Leistungen erhielt sie 1908 auf der Nationalausstellung in Rio de Janeiro den Grand Prix, und der Congresso Geographico e Geologico ernannte sie für ihre ausgezeichneten kartographischen Arbeiten im Jahre 1909 zu seinem korrespondierenden Mitgliede. Diese Auszeichnung ist um so höher zu bewerten, als sie nur in diesem einzigen Falle erteilt wurde.

Wenn also die Gründer und heutigen Leiter des Unternehmens, die Herren Hartmann und Reichenbach, und mit ihnen ihre getreuen und bewährten Mitarbeiter auf das vergangene Jahrzehnt zurückblicken, so können sie es mit jener Befriedigung tun, die der ehrlich errungene Erfolg immer gewährt. Aber auch das

Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter, — Tägliche Erzeugung 350' Dtdz. Bestecke.

Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber



Eigene Niederlagen in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern,
Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien

Schutzmarken;

A. KRUPP  BERNDORF



OSO  BMF

für Alpaca-Silber I.

für Alpaca-Silber II.

für Alpaca

Deutschtum überhaupt kann auf die Firma stolz sein, die im Auslande den Ruf deutscher Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit hochgehalten hat. Wenn wir der Firma zum heutigen Tage, den die Leiter mit ihren Angestellten und Freunden in der Chacara des Deutschen Krankenhauses festlich begehen werden, unsere Glückwünsche darbringen, so tun wir es daher in unserer doppelten Eigenschaft als Paulistaner und deutsches Blatt.



Zum Kapitel der Kaffeevalorisation

(Aus Südamerikanische Rundschau.)

Als vor fünf Jahren die leitenden Kreise des Staates S. Paulo mit dem Plane der Kaffeevalorisation an die Öffentlichkeit traten, da war die ganze Welt skeptisch und glaubte, den groß angelegten Plan mit einem geringschätzenden Lächeln abtun zu können, sofern man nicht ihm ein Ende mit Schrecken voraus sagte. Heute, wo S. Paulo den Erfolg für sich hat und seine Kaffeepflanzer erträgliche Preise aus ihrer Ernte erzielen, dank eben der Valorisation, ist man besonders in Deutschland nervös geworden, und die Presse, von der äußersten Linken bis weit zur Rechten, ergeht sich in seltsamen Kritiken einmal der Paulistaner Staatsmänner, die ihren Landwirten in schweren Zeiten zu Hilfe gekommen sind, dann aber auch der deutschen Großbanken, die einen Teil der für diesen Zweck aufgenommenen S. Paulo-Anleihe in Deutschland untergebracht haben.

Besonders gereizt äußern sich dabei merkwürdigerweise diejenigen Blätter, die nach Art der „Deutschen Tageszeitung“ den

Schutz der Landwirte in Erbpacht genommen haben. Sie, denen die zum Schutze der deutschen Landwirte geschaffenen Getreidezölle nicht hoch genug sein können, die sich entrüsten, wenn nur einmal die Oeffnung unserer Grenzen für ausländisches Fleisch zur Steuerung der Fleischnot angeregt wird, geraten in die tiefste Entrüstung darüber, daß ein anderer Staat, S. Paulo, es sich hat einfallen lassen, seiner notleidenden Landwirtschaft zu Hilfe zu kommen! Allerdings haben gerade diese Blätter besonderen Anlaß, alle Schuld an der notorischen Steigerung der Kaffeepreise in Deutschland der Kaffeevalorisation aufzubürden. Sie wollen dadurch die Öffentlichkeit vergessen machen, daß durch die Erhöhung des deutschen Kaffeezolles um 10 Pfennig für das Pfund ungebrannten und 12,5 Pfennig für das Pfund gebrannten Kaffees die Erhöhung des Kaffeepreises zum erheblichen Teile ihre natürliche Erklärung findet. In der Tat aber spielt diese Zollerhöhung dabei eine sehr wichtige Rolle, und jene Blätter würden gut tun, ihre Leser über diesen Umstand aufzuklären, anstatt die Valorisation allein für den Preisauflschlag verantwortlich zu machen.

Wenn die „Deutsche Tageszeitung“ das Valorisationsunternehmen unbefangen betrachtet, so müßte sie ihm, statt zu schmähen, doch eigentlich sympathisch gegenüberstehen. Die Riesenernte des Jahre 1906 überstieg bekanntlich den Weltverbrauch derart, daß eine verhängnisvolle Krisis auf dem Kaffeemarkte eintreten und ein großer Teil der Paulistaner Kaffeepflanzer dem völligen Ruin verfallen mußte, wenn ihm nicht durch den Staat Hilfe gebracht wurde. Also ganz etwas Aehnliches wie vor zehn Jahren im deutschen Getreidebau. — Damit nun der Produktionsüberschuß des guten Erntejahres nicht den Zusammenbruch der Pflanzung zur Folge hatte, sondern auf die Jahre mit geringer Ernte in einer für die Pflanzung unschädlichen Weise

verteilt wurde, wurde die Kaffeewalorisation ins Leben gerufen. Und S. Paulo hat mit ihr den Erfolg gehabt, da sich die alte Erfahrung bewahrheitete, wonach auf eine Rekordernte mehrere geringe Ernten zu folgen pflegen. Uebrigens ist auch den Paulistanern Kaffeepflanzern der Gewinn nicht ohne Opfer zugeflossen; sie haben vielmehr selbst dazu beitragen müssen, den Kaffeepreis wieder auf eine ihre Mühe und Arbeit lohnende Höhe zu bringen, indem sie sich dem Verbote der Neuanpflanzung von Kaffeebäumen willig unterwarfen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Preissteigerung des Kaffees, abgesehen von der deutschen Zollerhöhung, keineswegs etwa auf ein frivoles Manöver von Spekulanten oder Paulistaner Staatsmännern zurückzuführen ist und keinen Raub am deutschen Volksvermögen darstellt. Wenn die Ernte schlecht ausfällt, wird doch kein vernünftiger Mensch den Bauern die Schuld am Preisaufschlag der Produkte geben und auch dann nicht, wenn er in guten Jahren einen Teil der Ernte zurückhält, um ihn erst bei höheren Preisen wieder auf den Markt zu werfen. Nichts anderes als das haben aber die Paulistaner Pflanzern mit Hilfe ihrer Staatsregierung getan.

Was nun die teilweise Unterbringung der zur endgültigen Erledigung der Valorisation bestimmten Anleihe — von der Gesamtsumme von 300 Millionen Mark sind 40 Millionen Mark nach Deutschland gekommen — anbelangt, so wird man bei unbefangener Beurteilung der Sachlage zugeben müssen, daß an dem Gesamtergebnis sich nichts geändert hätte, wenn die Einführung dieser Anleihe in Deutschland unterblieben wäre. Nur daß der schöne Nutzen an Kapital und Zinsen, den diese Anleihe dem Besitzer abwirft, statt in die Hände deutscher Kapitalisten in die Hände von Kapitalisten der anderen, an der Anleihe beteiligten Länder gewandert wäre; es hätten dann eben Frankreich und England, Deutschlands schärfste Konkurrenten im Handelsverkehr Brasiliens, die S. Paulo-Transaktion allein durchgeführt.

S. Paulo durch Ablehnung seiner Anleihe gewissermaßen strafen, weil es seine Produkte so gut wie möglich auf dem Weltmarkt verwertet, wäre widersinnig gewesen und hätte drüben in Brasilien einen berechtigten Widerwillen erregt, der leicht zu unfreundlichen Gegenmaßregeln führen würde. Vergewegenwärtigt man sich den Umfang der dortigen deutschen Handels- und Kapitalinteressen, — Deutschland steht bekanntlich, unmittelbar auf Großbritannien folgend, im brasilianischen Einfuhrhandel und Schiffsverkehr an zweiter Stelle — so wird man nicht verkennen, welche gewichtige nationale Motive die Mitwirkung deutscher Kapitalien an der Paulistaner Finanzaktion gefordert haben.

Anstatt sich in mäßigen Klagen über die Erhöhung der Kaffeepreise zu ergeben, täte man in Deutschland besser, sich mit dieser Erhöhung abzufinden, denn auch der Paulistaner Kaffeepflanzer hat Anspruch darauf, für sein Produkt einen Preis zu erzielen, der die Unkosten deckt, genau so gut, wie der deutsche Getreideproduzent. Dann aber sollte man bei uns einen wichtigen Punkt mehr ins Auge fassen: die besseren Kaffeepreise haben die Kaufkraft nicht nur S. Paulos, sondern ganz Brasiliens gewaltig gestärkt und diese Chance sollte die deutsche Exportindustrie voll ausnutzen. Freilich, dazu ist Voraussetzung, daß die verärgerten Preßäußerungen über die Kaffeepreise endlich aufhören.



Ueberseeische Postnachrichten.

— Ein Sergeant und sieben Mann vom Infanterie-Regiment Nr. 69 in Trier verübten, als sie von der letzten Kaisergeburtstagsfeier zurückkehrten, auf der Straße Lärm und wurden deshalb vom Fenster eines Hauses der Saarstraße mit Wasser bespritzt. Der Sergeant befahl, das Haus zu stürmen. Die Mannschaften,

die vom Theaterspiel ihre Gewehre mitführten, rannten das Tor ein, stürmten durch alle Räume, verletzten mehrere Personen und demolirten die Einrichtung. Das Kriegsgericht hat den Sergeanten zu zwei Monaten, einen Musketier zu sieben Wochen, einen zu drei Wochen und vier zu zehn Tagen Gefängnis verurteilt. Einer wurde freigesprochen.

— In dem vor dem Münchener Schwurgericht verhandelten großen Banknotenfälscherprozeß, der mit der Verurteilung der Angeklagten Dold zu zwölf und des Irl zu acht Jahren Zuchthaus endete, ist die Angabe des Angeklagten, Kaufmanns Dold aus Stuttgart, von hohem Interesse. Dold, der bei dem Münchener Graveur Irl brasilianische 500-Milreis-Banknoten herstellen ließ, gibt an, er habe jahrelang in Para in Brasilien ein blühendes Geschäft betrieben, durch die Revolution in der Republik sei er aber schwer geschädigt worden, man habe ihm einfach die Waren weggenommen. Alle Bemühungen, für den erlittenen Schaden, ungefähr 400.000 Mark, Ersatz zu bekommen, hatten keinen Erfolg, und so wurde er Bettler. Er sei dann von einem gewissen Antonio Andrade, der ebenfalls Kaufmann sei und in Para ein Geschäft betrieben habe und der auch durch die Revolution zum Bettler geworden sei, veranlaßt worden, nach Deutschland zu fahren, um dort durch einen kundigen Graveur die brasilianischen Noten nachmachen zu lassen. Wie Andrade und er infolge der Unruhen ihr Vermögen eingebüßt hätten, so sei es auch anderen Deutschen ergangen. Andrade wollte sich dafür an den Räubern rächen, indem die falschen Noten in die brasilianischen Zoltaschen wandern sollten, aus denen dafür die echten entnommen werden sollten und der Ertrag aus dieser Schwindelei sollte dazu verwandt werden, die durch die Revolution Geschädigten zu entschädigen. Durch die falschen Noten sollten die revidierenden Beamten getäuscht werden. Ungefähr für eine halbe Million falsche 500-Milreisnoten hat Andrade durch Irl erhalten und durch eingeweihte brasilianische Beamte statt der entnommenen echten in die Kasse legen lassen.

— Zwischen den Stationen Wizeow und Noworadowsk wurde der Warschau-Wiener Personenzug von bewaffneten Terroristen angehalten und beraubt. Als der Zug stehen blieb, verließen zwei Passagiere ihr Coupé, um zu sehen, was die Ursache des Anhaltens sei. Im selben Augenblicke lagen sie, von zwei Kugeln getroffen, in ihrem Blute. Die Banditen ließen dann aus dem Packwagen zwei eiserne Truhen hervorbringen, die die Geldsummen enthielten, die zur Auszahlung der Löhne und Gehälter der Bahnbediensteten dienen sollten. Es waren im ganzen 80.000 Rubel in Gold, Silber und Banknoten. Es dauerte nicht lange und die ganze Summe war in den Taschen der Räuber verschwunden, die dann eiligst das Weite suchten. Aber schon am nächsten Tage ereilte sie ihr Schicksal. Eine größere Gendarmerie-Abteilung, die zu ihrer Verfolgung ausgesandt war, traf die Bande in einem Walde, in dem sie ihren Schlupfwinkel hatte. Ein erbitterter Kampf entspann sich. Fünf Räuber und zwei Gendarmen fanden dabei ihren Tod. Zwei Räuber gelang es, lebendig festzunehmen, drei andere sind entkommen.

— Die kürzlich abgegebene Erklärung des deutschen Landwirtschaftsministers von Schorlemer, daß die Enteignung polnischen Grundbesitzes, wenn sie geboten erscheint, vorgenommen werden wird, daß sich die Regierung aber volle Unabhängigkeit bewahren werde, ist in ganz Deutschland im allgemeinen mit Befriedigung aufgenommen worden. Der Ostmarken-Verein aber kann sich auch jetzt noch nicht mit der Haltung der Regierung einverstanden erklären, die letzte Veröffentlichung seines Hauptvorstandes bemängelt die Minister-Erklärung. Das deutsche Volk ist stets dafür eingetreten, daß die deutschen Interessen unter der polnischen Bevölkerung im Osten nachdrücklichst gewahrt werden; wie die Sachen aber heute liegen, glaubt es, daß diese Interessen zurzeit besonders gefährdet erscheinen.

— Als in einer Versammlung des Holzarbeiterverbandes in Hamburg, der etwa 4000 streikende und ausgesperrte Holzarbeiter beiwohnten, ein Polizeibeamter in Zivil die bei Massenver-

sammlungen vorgeschriebenen Sicherheitsmaßregeln kontrollierte, wurde er plötzlich von hinten angefallen und mit einem Schlagring niedergeschlagen. Schwer verletzt und bewußtlos wurde er aus dem Saal geschafft. Der Täter war in dem entstandenen Tumult unkenntlich verschwunden.

— Nach Unterschlagung von 12.000 Mark ist der 32 Jahre alte Buchhalter Erich v. Seltzer aus der Chodowiecki-Straße 40 in Berlin flüchtig geworden. Der Mann war seit sechs Jahren in einem großen Bankgeschäft angestellt, hatte stets zuverlässig gearbeitet und genoß deshalb volles Vertrauen. Mit seiner Frau und einem Kinde lebte er sehr bescheiden. Die Familie bewohnte im vierten Stock eine Stube und Kammer. Heimlich aber spielte und wettete Seltzer und unterhielt auch Liebschaften. Kürzlich meldete er sich unwohl. Auch am nächsten Tage erschien er nicht im Geschäft. Weil er sich nicht von neuem entschuldigt hatte, prüfte man nun Bücher und Kasse und fand, daß Baugelder, die an andere Firmen gezahlt werden sollten, nicht abgeschickt waren. Seltzer hat seine Frau mit dem Kind im Stich gelassen.

— Einen sehr guten Fang hat kürzlich die Kriminalpolizei in Pankow gemacht. An der Strecke der Reinickendorf-Liebenwalder Eisenbahn hauste seit Jahresfrist eine Einbrecherbande, die die Einwohner der Ortschaften und besonders die Gastwirte auf den Bahnhöfen und deren Nähe in ewiger Unruhe hielten. Die Bande war um so gefährlicher, als sie, mit Browningpistolen ausgerüstet, vor keiner Gewalttat zurückschreckte. So kam es erst vor einiger Zeit in Schönwald zu einem nächtlichen Feuergefecht mit dem Bahnhofswirt. Nach langwierigen Ermittlungen und Beobachtungen kam die Pankower Kriminalpolizei der Gesellschaft auf die Spur, und kürzlich gelang es ihr auch, ihre Mitglieder, die „Arbeiter“ Paul Rother, Paul und Willi Lehmann aus Pankow und Wittenau hinter Schloß und Riegel zu bringen. Bei den Verhafteten fand man eine Menge Diebesbente, die zur Ansicht bei der Kriminalpolizei in Pankow ausliegt. Die Verhafteten waren als Bahnarbeiter beschäftigt gewesen und hatten so die Verhältnisse an der ganzen Strecke genau kennen gelernt. Sobald sie nun einen neuen Einbruch ausgekundschaftet hatten, führten sie in einer Draisine, die sie aus der Bahnmeisterei in Reinickendorf heimlich herausholten, bis in die Nähe des Ortes und mit der Beute ebenso nach Reinickendorf zurück. Auf diese Weise suchte die Bande fast alle Ortschaften an der Strecke heim.

— Auf der Zeche „Vollmond“ bei Langendreer in Westfalen stürzten einem Telegramm zufolge der Steiger Hoppe und ein junger Schlepper in den 60 Meter tiefen Brandschacht hinab. Der Steiger war sofort tot, der Schlepper wurde mit lebensgefährlichen Verletzungen ins Krankenhaus eingeliefert. — Auch in der Provinz Sachsen hat sich ein schwerer Grubenunfall zugegetragen: Wie ein Privattelegramm meldet, wurden aus der Grube „Elisabeth“ bei Halle der Arbeiter Liebert und der Maurer Heide durch niederstürzende Erdmassen erschlagen.

— Der Juniorpartner Albert Plate von der Baumwollfirma Gebr. Plate in Bremen stellte sich dem Gericht und wurde wegen mehrerer Betrugsfälle verhaftet. Die Situation ist infolge von falschen Buchungen noch unübersehbar. Es handelt sich vorläufig um drei Betrugsfälle. In einem Falle sind Forderungen an Banken zediert worden, als sie bereits bezahlt waren; in dem zweiten Falle ist über Baumwollballen verfügt worden, die im Depot einer Bremerhavener Speditionsfirma lagerten und bei den Banken versetzt wurden. Die Speditionsfirma ist dadurch schwer geschädigt worden. In dem dritten Falle ist eine Lebensversicherungspolice versetzt, obgleich sie bereits abgelaufen, also wertlos war. Alle diese Fälle fallen allein dem Teilhaber Albert Plate, nicht der Firma zur Last. Sie sind erst in der letzten Zeit begangen worden, als die Verluste der unsinnigen Spekulation in Goldshares Albert Plate die Besinnung verlieren ließen. Der Konkurs der Firma Gebrüder Plate ist inzwischen angemeldet worden. Der Umfang der Verbindlichkeiten, die etwa 1½ Millionen Mark zu betragen scheinen, sowie der Stand der Masse sind noch in keiner Weise zu überschauen, da durch den schuldigen Teilhaber auch

falsche Buchungen vorgenommen worden sind und zum Beispiel auch Gelder bei den Banken belegt sind, über die er anderweitig verfügt hat. Der Verhaftete ist ein Neffe des Vorsitzenden des Aufsichtsrats des Norddeutschen Lloyds Geo Plate. Dieser ist in früheren Jahren Teilhaber der Firma Gebrüder Plate und bis in die jüngste Zeit noch der Präsident der Bremer Baumwollbörse gewesen, gehörte der Firma aber schon seit einer längeren Reihe von Jahren nicht mehr an. Der verhaftete Alber Christian Plate ist der Sohn des Seniors der Firma namens Emil Plate, eines in Bremer Kreisen hoch angesehenen Mannes, der von einem Sohne hintergangen wurde. Die Frau des jüngsten Plate ist die Verwandte eines verstorbenen preußischen Ministers. In Bremer Kreisen hat die Affäre eine peinliche Ueberraschung hervorgerufen.

— Im Inquiritenspital zu Rochefort hat sich ein schreckliches Drama abgespielt. Große Unterschlagungen waren in dieser Stadt entdeckt worden. Als einer der Hauptschuldigen wurde der technische Direktor Amadeus Girond in Haft genommen. Wegen eines geringfügigen Leidens brachte man ihn ins Inquiritenspital. Dort fand er während der Nacht die unerhörte Energie, sich mit einem Taschentuche selbst zu erwürgen. Erst als sein Röcheln vernehmbar wurde, alarmierten andere Patienten die Wärter. Doch war jede Hilfeleistung zu spät. Der Unglückliche hatte sich selbst gerichtet.

— Der größte Soldat in der britischen Armee ist ein Rekrut von 18 Jahren, der zu den Gardegrenadiere eingereiht wurde. Er ist über 2 Meter 51½ Zentimeter groß und befindet sich noch im Wachstum. Der junge Riese stammt aus einer Familie, deren Angehörige stets große Leute waren. Sein Vater maß 1 Meter 96 Zentimeter, während seine Mutter die Größe von 1 Meter 68 Zentimetern aufwies. Der Rekrut hat dem bisher größten Mann der britischen Armee, dem Major Oswald Ames, der 2 Meter 2 Zentimeter groß ist, den Rang abgelassen.

— Im Jahrbuch des deutschen Nationalökonomen Schmoller findet sich über die Bewegung der Kaufpreise der ländlichen Besitzungen in Deutschland eine Zusammenstellung, aus der hervorgeht, daß die Getreidepreise der Landwirtschaft nur einen scheinbaren Nutzen bringen. Durch die Erhöhung der Zölle erhalten allerdings die jetzt lebenden Besitzer große Vorteile, aber in gewisser Zeit steigen auch die Bodenpreise entsprechend, und die Folge sind größere Schulden der Landwirte, so daß die Landwirtschaft wieder auf demselben Standpunkte steht, wie vor der Erhöhung der Zölle. In den letzten sechs Jahren ist die Bodenpreissteigerung doppelt so groß gewesen, als in den vorhergehenden, in einzelnen Gegenden bis zu 58 und 60 Prozent. Am meisten Nutzen aus der Preissteigerung durch die Zölle ziehen die großen landwirtschaftlichen Betriebe, während die kleinen den Schaden tragen müssen. Prof. Schmoller weist an Hand eines umfangreichen Zahlenmaterials nach, daß die deutsche Zollpolitik der letzten Jahre nicht zum allgemeinen Nutzen der Landwirtschaft und des deutschen Volkes, sondern vielfach nur von schädigender Wirkung gewesen ist.

— Der Löwenbräuprozeß in München wird noch eine Reihe von Nachspielen haben. Gegen zahlreiche Wirte ist Voruntersuchung wegen betrügerischen Einschenkens eingeleitet worden, und gegen eine Anzahl Zeugen aus dem Prozeß soll Anzeige wegen Meineids erfolgt sein.

— Unter der Firma „Unabhängige internationale Depeschagentur“ ist in Mailand ein groß angelegtes ultramontanes Telegrammunternehmen gegründet worden, das Filialbureaus in Rom, Köln, München, Wien, Paris, Zürich unterhalten wird. Der eigentliche Anlaß zu dieser ultramontanen Gründung rührt aus der Ferreizeit her, wo die katholische Presse der „Agence Havas“ vorwarf, sie versorge gleich den übrigen Agenturen die gesamte europäische Presse mit Freimaurermeldungen. Die Presse der ganzen Welt soll nun von diesen Freimaurermeldungen gesäubert werden. Dafür wird sie klerikal verseucht, soweit sie überhaupt auf die neue Depeschfabrik hereinfällt, und das wäre nichts weniger als eine „Säuberung“.

Hotel u. Pension Suisse

Telephon 1721

Rua Brigadeiro Tobias Nr. 1 = S. Paulo

Telephon 1721

Vorzügliche Familienpension

Schöne Zimmer.—Grosser Speisesaal.—Vorzügliche Küche und Keller.—Pension mit Zimmer 5\$000 per Tag—
Bad — Elektrisches Licht — Billard.

João Heinrich.

— Nach dem statistischen Handelsausweis des Handelsministeriums über den Außenhandel des österreichisch-ungarischen Zollgebietes für Januar 1911 betrug die Einfuhr 245,9, die Ausfuhr 177,3 Mill. Kronen. Das ist 12,9 bzw. 7,9 mehr als das definitive Ergebnis im Vorjahr. Die Handelsbilanz weist demnach ein Passivum von 68,6 Millionen auf gegen 63,6 Millionen im Vorjahr.

— Beim Generalstaatsanwalt Isenbiehl in Berlin wurde kürzlich seitens der Kriminalpolizei eine eingehende Haussuchung abgehalten und dabei eine größere Anzahl gestohlener Gegenstände entdeckt. Isenbiehl, der seit Jahr und Tag kränkelt und wohl nicht mehr auf seinen Posten zurückkehren wird, hatte mit seiner Pflegerin, einer gewissen Martha Baum, mehrere Geschäfte besucht und dort eingekauft. Bei dieser Gelegenheit eignete sich die Baum allerhand Wertsachen an, u. a. eine silberne Lorgnette und einen wertvollen Chronometer. Einer der geschädigten Geschäftsleute, der Inhaber einer optischen Anstalt, schöpfte Verdacht. Die auf seine Anzeige hin vorgenommene Haussuchung lieferte das obige Ergebnis. Die Pflegerin legte ein volles Geständnis ab.

— Die niederschlesische Stadt Goldberg wird im Sommer d. Js. ihr 700jähriges Bestehen feiern. Die älteste Urkunde stammt aus dem Jahre 1211; die Stadt ist aber älter als 700 Jahre. Im 13. Jahrhundert hatte Goldberg bedeutenden Bergbau; 2500 Bergknappen arbeiteten in 13 Stollen. Der Goldbergbau verfiel aber aus unbekannten Gründen, und spätere Versuche, ihn wieder aufzunehmen hatten keinen Erfolg. Im 16. Jahrhundert genoß Goldberg besondere Berühmtheit in ganz Deutschland durch seine von dem Pädagogen Valentin von Troitzendorf geleitete Lateinschule. Nach dem 30jährigen Kriege kam die Stadt durch die Tuchmacherei, der später auch Friedrich der Große besondere Unterstützung zuteil werden ließ, wieder zu Wohlstand. Das Jubiläumsfest, dessen Glanzpunkt ein großer historischer Festzug bilden wird, findet vom 2. bis 9. Juli statt. Am ersten Festtage wird gleichzeitig ein Denkmal Kaiser Wilhelms I. eingeweiht werden.

— Auf den Pässen der Forcola und der Bosa, wo der Schnee noch sehr hoch liegt, werden die meisten Schmuggelversuche unternommen. Die Schmuggler kommen vom Valle d'Isorno, um nach Campo und Cimalotto im Valle Maggia herabzusteigen. Italienische Zollwächter stießen nun kürzlich auf eine Bande von 10 Mann und suchten sie zu stellen, obwohl sie nur zu Dritt gegen 10 waren. Die Gewehre bewirkten die Flucht der Schmuggler, die 250 Kilo Tabak zurückließen. Zwei Schmuggler wurden festgenommen, und zwei Zollwächter mußten sich mit der Waffe verteidigen, um Befreiungsversuche abzuweisen.

— Der Seidenagent Gwalter, ein Schweizer, wurde in Paterson im Staate New York kürzlich um 25 Ballen Seide bestohlen, die er erst kurz zuvor aus der Schweiz erhalten hatte. Die Seide hat einen Wert von 25.000 Fr. In Betracht kommen als Diebe mehrere Italiener. Paterson ist bekanntlich ein Hauptnest der „Schwarzen Hand“.

— Ein diplomatischer Zwischenfall eigener Art ist — wie das Pariser „Journal“ erzählt — zwischen Holland und Belgien aufgetaucht: die Bewohner von Casterle, einer kleinen Ortschaft, die fast auf der Grenze zwischen den beiden Ländern gelegen ist und zu Holland gehört, wollen nicht mehr Niederländer sein. Sie beklagen sich schon seit langer Zeit darüber, daß die Regierung ihres Landes sich um sie nicht im geringsten kümmert und weder für ihre Kirche, noch für ihre Schule, noch für den Straßenbau etwas übrig hat. „Wenn es nach der Regierung ginge,“

sagen sie, „würde unser Oertchen bald vollständig in Verfall geraten.“ Unter solchen Umständen wollen die von Casterle nicht länger mehr Holländer sein, sondern sich lieber zu Belgien schlagen: sie schicken eine Petition nach der anderen an die belgische Regierung und bitten inständig, daß der König der Belgier sie unter seinen Schutz nehmen und ihnen die belgische Untertanenschaft zuerkennen möge. Einen Krieg mit Holland, meinen sie, brauchte Belgien deswegen nicht zu befürchten. Alle Häuser von Casterle seien nämlich von Holz und leicht auseinander zu nehmen; man brauchte die Häuser also nur zu zerlegen, um sie jenseits der ein paar hundert Meter entfernten Grenze wieder aufzubauen. Der belgischen Regierung scheint jedoch an diesem Untertanenzuwachs nicht sehr viel gelegen zu sein; sie hat sich wenigstens bis jetzt noch nicht in Unterhandlungen eingelassen und dürfte es wohl auch fernerhin nicht tun.

— Der 10 jährige Nikolaus Török, ein Gymnasiast in Budapest, dessen Phantasie durch Detektivgeschichten vergiftet war, bildet seit geraumer Zeit den Schrecken seiner Umgebung. Vor einigen Wochen spielte er mit seinem Altersgenossen Stephan Milch im Hofe. Während des Spieles rief er ihm zu: „Hände hoch!“, zog einen Revolver aus der Tasche und schoß gegen ihn. Das Projektil drang dem Knaben in das linke Auge und bohrte sich in die Schädeldecke fest. Die Untersuchung ergab, daß das Auge verloren sei. Wie „A Nap“ meldet, hat der Junge vor einiger Zeit an die in der Pension seiner Ziehmutter wohnende Künstlerin des Lustspieltheaters Margarete Makai folgenden Brief geschrieben: „Es ist zu unserer Kenntnis gelangt, daß Sie durch einen reichen Privatier mit viel Geld versehen werden. Ich empfehle Ihnen, bis morgen abends 6 Uhr unter den Fußteppich 100 Kronen zu hinterlegen, da Sie sonst dem Tode nicht entgehen würden.“ Gezeichnet war der Brief: „Die Budapester Schwarze Hand.“

— Die „Oesterreichisch-Ungarische Viehverkehrszeitung“ bemerkt nach einem Berichte, der ihr von vertrauenswürdiger Seite zugekommen ist: „In Triest hat das argentinische Fleisch vollständig Fiasko gemacht. Das Fleisch, das ursprünglich zum Preise von 1 Krone ausbezogen war, war nach einigen Tagen schon um 80 Heller und schließlich um 60 Heller pro Kilogramm zu haben und da fanden sich nur schwer Käufer. Dazu muß wohl nicht besonders erwähnt werden, daß die unteren Volksschichten in Triest keinen besonders verwöhnten Geschmack haben. Wenn es dem Gaumen der Triester Arbeiterschaft nicht behagte, so will das schon etwas heißen.“

— Wie aus Kopenhagen gemeldet wird, wurde auf einem auf der dortigen Reede liegenden russischen Torpedoboot fünf Matrosen von einem tollwütigen Hund gebissen. Ihr Zustand ist kritisch. Die dänischen Sanitätsbehörden haben alle Maßnahmen getroffen, um eine Weiterverschleppung der Krankheit zu verhindern.

— In den drei nordischen Ländern von Europa ist zurzeit wieder die Idee einer staatlichen Verbrüderung angeregt worden, von der wir schon in Andersens, des berühmten Märchendichters, Schriften gelesen haben. Manch anderes Buch ist auch schon über den Plan geschrieben worden. Theoretisch scheint er leicht zu verwirklichen, denn alles spricht für seine Ausführung, nichts dagegen, und auch die Praxis hat ihn schon ausgeführt gesehen, allerdings in vergangenen Zeiten. Aber die Wirklichkeit, die damals die drei skandinavischen Reiche unter dänischer Vorherr-

schaft vereinigte, ist eigentlich nicht dazu angetan, die Wiederholung jenes politischen Zustandes herbeizuwünschen. Denn kaum reichte das Szepter Dänemarks von Kopenhagen bis zum Torneo, so begannen schon die Bestrebungen der Schweden, sich von der dänischen Herrschaft zu befreien. Diese Tatsache jedoch schließt noch nicht die Möglichkeit aus, daß ein neuer skandinavischer Staatenbund von größerer innerer Lebenskraft sein könnte. Allerdings nur in dem Falle, wenn seine Herbeiführung durch den freien Willen aller Beteiligten erfolgt.

— Die Polizei von Lille ist zwei Mädchenhändlern auf der Spur, die eine junge Pariserin entführt haben, um sie nach Südamerika zu verkaufen. Die 16jährige Marguerite Martin war seit einigen Wochen aus der Wohnung ihrer Eltern verschwunden. Die vergeblich Nachforschungen anstellten und den Grund des Verschwindens sich nicht erklären konnten. Da erhielten sie eine mit dem Namen der Tochter unterzeichnete Depesche, sie möchten sich nicht sorgen, ihr Kind sei in guter Hut. Die benachrichtigte Polizei stellte fest, daß das junge Mädchen in Begleitung zweier verdächtiger Individuen sich in Lille aufgehalten hat. Die französischen Hafenbehörden sind angewiesen, die Einschiffung der Mädchenhändler zu verhindern.

— Die Bodenerträge der Vereinigten Staaten übertreffen nach dem amtlichen Berichte für das Jahr 1910 alle Ernten, über die aus irgendwelchen anderen Ländern oder den Vereinigten Staaten selbst jemals ein genauer Bericht vorgelegen hat. E. J. Edwards, der in Munseys Magazine einen fesselnden Ueberblick über die amerikanische Ernte des verflossenen Jahres gibt, glaubt, daß sie mit ihrem Werte von 9000 Millionen Dollars selbst die fabelhaften Ernten der sieben fetten Jahre im Pharaonenreiche hinter sich läßt. Die Ernte an Mais allein beträgt zum Beispiel nicht weniger als 3.121.000.000 Bushels. Um hiervon eine klare Vorstellung zu geben, führt Edwards an, daß diese Anzahl Bushels beinahe genau der Anzahl von Dollars gleich ist, die in den Vereinigten Staaten im Umlauf sind. Mit Mais sind in den Vereinigten Staaten 114.000.000 Acker Landes bestellt, aber diese Fläche beträgt nur einen geringen Bruchteil des gesamten Ackerlandes. Ein anderer Vergleich macht die Riesenernte noch deutlicher: in den Banken der Vereinigten Staaten liegen Depositen im Werte von etwa vier Milliarden Dollars, die die Ersparnisse der erwerbenden Bevölkerung darstellen, die nicht im Grundeigentum angelegt sind.

— In den ersten Tagen des Mai findet ein allgemeiner Blumentag im ganzen Großherzogtum zum Besten der Mutter- und Säuglingsfürsorge in Hessen statt. Es soll sich im ganzen Lande einen Tag lang alles in den Dienst der Barmherzigkeit stellen. Vor allem sollen junge Mädchen und Frauen aller Bevölkerungskreise eine kleine künstliche Blume, die Blume der Barmherzigkeit, — vorgesehen ist das Maßliebchen — auf den Straßen, auf den Bahnhöfen, in den Straßenbahnen zum Kauf anbieten. Alt und jung, arm und reich soll mit ihr geschmückt werden, wohin man schaut, soll die Blume der Barmherzigkeit zu sehen sein. Die Idee der Blumentage stammt aus dem Norden. Eine edle schwedische Dame verkaufte eines Tages an der Westküste Schwedens Maiblumen zum Besten armer Kinder und brachte soviel Geld zusammen, daß viele Leute sich für das schöne Beispiel begeisterten, und daß bald die meisten schwedischen Städte am ersten Maitag ein allgemeines Blumenfest zum Besten bedürftiger Kinder veranstalteten. Auf allen Plätzen, in allen Straßen, in den Theatern, Restaurants, in Bureaus, in Werkstätten, in allen Häusern wurden Blumen verkauft und jeder Mensch betrachtete es als eine frohe Ehrenpflicht, sein Scherflein zu spenden. Speziell die Kopenhagener Blumentage erregten seinerzeit die Bewunderung der ganzen Kulturwelt. Kein Wunder, daß die Idee auch in Deutschland bald Boden fand. Allen Blumentagen war gemeinsam, daß die ganze Bevölkerung ohne Unterschied sich in den Dienst der guten Sache stellte. Auch das pekuniäre Ergebnis war überall über Erwarten gut. In Frankfurt, dessen Blumentag all denen in froher Erinnerung sein wird, die die alte Mainstadt im Zeichen der Marguerite sehen, erzielte man einen

Reingewinn von 105.000 Mark. Der Kölner Blumentag brachte 115.445 Mark, Erlangen, eine Stadt von nur 23.000 Einwohner, erzielte über 14.000 Mark, und der letzte deutsche Blumentag, der am 12. Februar in Leipzig stattfand, brachte gar 160.000 Mark.

— Die Bilanz der Wiener Hofoper für das Jahr 1910 dürfte mit einem Defizit von über einer Million Kronen schließen.

— Die griechische Kammer in Athen hat einen bedeutsamen Beschluß gefaßt, indem sie nach langer Debatte einen Antrag angenommen hat, den Großgrundbesitz in Thessalien gewaltsam zu enteignen und unter die Landwirte zu verlosen.

— Einer Meldung aus Johannesburg zufolge ist in den Gruben der Voerstod-Gesellschaft ein Diamant im Gewicht von 244 Karat gefunden worden. Der Wert dieses Edelsteins wird auf 700.000 Mark geschätzt. Der jetzt aufgefundene Diamant ist nur um 36 Karat kleiner als der größte jetzt existierende Diamant, der „Großmogul“, wobei allerdings in Betracht zu ziehen ist, daß der neugefundene Stein beim Schleifen mehr als ein Drittel verlieren wird.

— Die Erschießung des Mörders des Freiherrn v. Schlichting erfolgte durch 12 albanesische Soldaten, eigene Landsleute des Täters. Oberstleutnant Veit sowie die türkischen Priester fragten den Mörder noch im letzten Augenblick, ob er es bereue, seinen unschuldigen Kommandeur erschossen zu haben. „Nein,“ war die kurze und ruhige Antwort des Mörders. — Das Gnadengesuch der Witwe Schlichtlings konnte nach den türkischen Gesetzen nicht berücksichtigt werden. — Ein Konstantinopeler Blatt veröffentlicht eine Zuschrift der Subalternoffiziere des Jildis-Regiments, in der es von Schlichting heißt: „Wo er Gutes sah, lobte er gern und freute sich ehrlich. Er liebte uns. Ein niederträchtiger Schurke hat ihn gemordet, wir erklären unseren Abscheu über die Schmach, die auf unsere Armee fällt.“

— Die erste elektrische Vollbahnstrecke der preussischen Staatsbahnverwaltung, von Dessau nach Bitterfeld, die als Probestrecke erbaut ist und noch als solche nach Leipzig bzw. Magdeburg weitergeführt wird, wurde am 1. April dem Betriebe übergeben.

— Aus Saigon sind Nachrichten von einer indochinesischen Verschwörung gegen die französische Herrschaft eingetroffen. Der französischen Behörde war es gelungen, Papiere zu beschlagnehmen, aus denen ein vollständiger Verschwörungsplan offenbar wurde. Es wurde eine Karte aufgefunden, auf der Indochina in eine Reihe von Provinzen geteilt ist, an deren Spitze je ein Verschwörer-Oberst steht. Jedem dieser Führer war die Organisation der Verschwörung in seinem Bezirk anvertraut. Auf einen Tag sollte sich das ganze Land erheben, und alle führenden französischen Beamten sollten ermordet werden. Die Namen der Aufständischen sind teilweise genannt. Die Regierung hat den Haupttrüffelsführer, einen Anamiten, verhaftet. Es gelang ihm jedoch, Gift zu nehmen. Er starb nach wenigen Stunden im Hospital von Choquan. Auch das Geheimzeichen der Gesellschaft ist aufgedeckt worden. Die Regierung kündigt eine große Anzahl von Verhaftungen an. In Colon ist ein Waffenarsenal der Aufständischen beschlagnahmt worden.

— Der durchgebrannte Dresdener Opernsänger Burrian ist des Titels „Königl. Sächs. Kammersänger“ entkleidet worden. Falls er die Konventionalstrafe von 30.000 Mark nicht bezahlt, soll gegen ihn die Eröffnung des Konkursverfahrens beantragt werden.

— Die Landung deutscher Luftschiffer auf russischem Boden hat immer Unannehmlichkeiten, meist mehr oder weniger langwierige Verhaftungen, im Gefolge, wenn sich die Ballonfahrer nicht über die Ungefährlichkeit ihrer Person sofort ausweisen können. Was diesen Punkt anlangt, so hat sich der russische Generalgouverneur in Warschau nach der „Neuen politischen Korrespondenz“ in seiner amtlichen Erklärung dahin ausgesprochen, daß bei einer Landung auf russischem Gebiet für Luftschiffer eine Bescheinigung der zuständigen Ortsbehörde über die Zugehörigkeit zu einer Anstalt oder Vereinigung von Luftschiffern als genügender Ausweis nicht anerkannt werden kann. Für Luft-

schiffer, die mit der Möglichkeit einer Landung in Rußland rechnen müssen, ist die Mitnahme eines visierten Passes geboten. — Ein Allheilmittel gegen die Schikanen russischer Behörden ist natürlich auch ein solcher Paß nicht.

— Die Wiener Fremden-Frequenz ist neuerlich gestiegen. Im Jahre 1910 sind insgesamt 603.884 Fremde, d. i. um 80.536 mehr als im Vorjahre, in den Wiener Hotels abgestiegen, darunter etwa 3000 Schweizer. Dieser Zuwachs ist wohl zum größten Teil der Jagdausstellung zu verdanken. Diese Veranstaltung hat demnach nicht nur einen direkten Reinertrag abgeworfen, sondern auch mehrere Millionen Kronen nach Wien geführt.

— In Konstantinopel kam kürzlich in dem auf dem asiatischen Ufer liegenden Stadtviertel Kadiköy Feuer aus, das überaus rasch einen Riesenumfang annahm. Dem Berliner „Lokalanzeiger“ wird darüber gemeldet: Das Feuer brach in dem Hause eines reichen armenischen Kaufmanns anscheinend schon in der Nacht aus, wurde aber von niemandem bemerkt, so daß die Feuerwehr viel zu spät alarmiert wurde. Zudem wehte ein heftiger Südost, und es fehlte an Löschmannschaften. Als die erste Hilfe eintraf, war es bereits zu spät. Die Einwohner der Nachbarhäuser wurden durch den Brandgeruch aus dem Schlafe geweckt und hatten kaum noch Zeit, sich auf die Straße zu retten. Um 6 Uhr hatte die Feuersbrunst bereits einen gefährlichen Umfang angenommen. Das Flammenmeer breitete sich nach allen Richtungen aus. Ganze Häuserkomplexe gingen in Flammen auf. Nach zwei Stunden war bereits das ganze Viertel zwischen dem Konak Riza Paschas und der katholischen Kirche zerstört. Zahlreiche berühmte Konaks, die armenische Schule, herrliche Villen, kleinere Hotels und eine Kirche sind vernichtet. Alles in allem sind 300 Konaks, Villen, öffentliche Gebäude, Magazine usw. verbrannt. Gegen 10 Uhr entstand ein neuer Feuerherd. Im Viertel Agatsch in Pera sah man mit einem Male die griechische Kirche aufflammen, deren beide Glockentürme weithin sichtbar sind. Der Schaden wird augenblicklich auf fünf Millionen Mark geschätzt, dürfte aber viel größer sein. Vier Menschen sind dem Feuer zum Opfer gefallen. Andere Personen werden vermißt. Der Ort ist schon mehrfach durch Brand heimgesucht worden. Unter dem Verdacht der Brandstiftung wurden fünf Griechen verhaftet, von denen einer beobachtet wurde, wie er einen schon brennenden Konak an einer anderen Ecke anzündete. Die berühmte Marmorvilla des Marineministers Mammüt Mukhtar konnte gerettet werden.

— Das Newyorker Theater für Millionäre, das als ein Heim für das Drama und zur besonderen Pflege amerikanischer Dichtungen geschaffen war, hat es im Laufe von zwei Jahren zu einem Defizit von 400.000 Dollars gebracht. Das ist selbst den Dollarkönigen zuviel. Sie wollten zwar bei dem Unternehmen nicht dem Gewinn nachjagen, aber ihr kaufmännischer Instinkt empört sich über dies Fiasko. Die ganze Schuld soll das prachtvolle Neue Theater tragen, das zu diesem Behufe gebaut wurde, und das so riesenhafte Dimensionen hat, daß es niemals ganz voll ist. Zudem sind die Unterhaltungskosten bei diesem Kolossalbau ungeheuer. Es soll nun ein geeignetes Haus gesucht werden, in dem die Aufführungen des Neuen Theaters stattfinden können. In dem prächtigen Bau aber sollen Opernaufführungen stattfinden, wie in der Metropolitan-Oper, mit deren Verwaltung die Begründer des Millionär-Theaters in engster Beziehung stehen.

— In dem Dorfe Mertingen in Bayern zerbrach eine Magd des Gastwirts Müller im Keller einen gefüllten Benzinballon. Kurz darauf betrat ein Knecht mit offenem Licht den Keller. Es erfolgte eine heftige Explosion, bei der zwei Mägde getötet wurden. Eine dritte Magd wurde schwer verletzt. Man brachte sie nach dem Krankenhaus, wo sie hoffnungslos darniederliegt.

— Der amerikanische Transportdampfer „Buford“ ist mit 1200 Tonnen Mehl und Lebensmittel zur Linderung der Hungersnot in den Provinzen Anhui und Kiangsu in Tschin-kiang eingetroffen, hat dort einen Teil der Ladung zur Weiterbeförderung auf dem Kaiserkanal gelöscht und ist sodann nach Nanking gefahren, um für die Pukoubahn auszuladen. Die Provinzbehörden stell-

ten Dschunken und die Pukoubahn stellte Güterwagen. Die Amerikaner wurden auf das glänzendste gefeiert. Die Mehlsäcke trugen in großer Aufschrift die Namen der Geber, unter denen besonders der Verein vom Roten Kreuz, der Christian Herald und der Seattle Commercial Club zu erwähnen sind. Das Schiff fährt weiter nach Dalny, um 3000 Tonnen Hirse für das Hungergebiet zu holen.

— Mascagni hat in erster Instanz seinen Prozeß gegen die amerikanischen Impresarien Leibler u. Co. wegen der Nichtaufführung seiner Oper „Isabeau“ gewonnen. Die Amerikaner hatten ihm 75.000 Lire vorausbezahlt, die er nun behalten darf. Dagegen ist die Unternehmerfirma von der Verpflichtung entbunden worden, dem Macstro weitere 25.000 Lire zu zahlen. Auch die Forderungen des Verlegers Sonzogno wurden für berechtigt erklärt. Zu den Gerichtsverhandlungen, die in Mailand stattfanden, waren die Beklagten nicht erschienen.

— Die internationale Sozialdemokratie hatte auf ihrem letzten Kongresse beschlossen, eine große Kundgebung für das Frauenwahlrecht zu veranstalten. Kürzlich wurden in vielen Orten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz, in denen es stärkere sozialdemokratische Organisationen gibt, zahllose Demonstrationsversammlungen abgehalten. In Berlin und seinen Vororten gab es 41 derartige Versammlungen. Ueberall traten alle Redner für die Ausdehnung des Wahlrechts für alle öffentlichen Körperschaften auf die Frauen ein. Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen kamen truppweise in die Versammlungen und verließen sie in Scharen. Die öffentliche Ruhe und Ordnung wurde aber auf der Straße nicht gestört, so daß die zahlreich aufgebotene Schutzmannschaft keinerlei Anlaß zum Einschreiten fand. Auch die Versammlungen selbst verliefen ungestört.

— Die Durchbruchsarbeiten am Lötschbergtunnel sind nun beendet und ist damit die Fertigstellung des Tunnels in greifbare Nähe gerückt. Nach langjähriger, durch einen furchtbaren Unfall gestörter Arbeit ist eine neue Straße durch die Alpen geschaffen worden, welche die Verbindung zwischen Paris, Bern und Mailand sehr erheblich abkürzt. Von der Bahnstation Frutigen im Berner Oberland wird die neue Eisenbahnlinie zunächst durch den wildromantischen Kandergrund nach dem Orte Kandersteg führen. Dort beginnt der 14.536 Meter lange Tunnel. Er endet im Süden bei Goppenstein; von dort geht die neue Bahnlinie weiter, bis sie sich mit der Strecke vereinigt, die von Genf aus nach Brig und zum Simplon führt. Die ganze Bahnlinie wird in diesem Jahre noch nicht vollendet werden, die schwierigen Bohrarbeiten im Tunnel sind aber jetzt beendet worden. Im Juli 1908 schien es fast, als ob das begonnene Werk vernichtet werden sollte. Als man beim Bohren unter dem Lauf der Kander im Gasterental angelangt war, öffnete sich plötzlich eine unterirdische Wasserader, drang in den Stellenraum und ertränkte die dort arbeitenden italienischen Tagelöhner. Der Unfall hat eine seitliche Verlegung des sonst geraden Tunnels nötig gemacht.

— Nach Unterschlagung von über 40.000 Mark ist am 1. April der Kaufmann und Vereinsvorstand Hans Hanfbauer, am 3. Juni 1878 in Nürnberg geboren, von dort flüchtig geworden. Er ist etwa 1,70 Meter groß, schlank, hat rotblondes Haar, desgleichen Schnurr- und Spitzbart. Bekleidet ist der Mann u. a. gewesen mit dunkelgraugestreiftem Jacketanzug, dunklem Ueberzieher, Stehmuldekragen, kleiner Schleifenkrawatte. Für Wiedererlangung des veruntreuten Geldes ist eine Belohnung ausgesetzt.

— Am Eingang des Hafens von Buenos Aires wird sich binnen kurzem, gleich dem Denkmal der Freiheitsgöttin auf Liberty Island in der Reede von Newyork, ein Riesenmonument für den Entdecker Amerikas, Christoph Columbus, erheben. Die gigantische Schöpfung ist ein Werk des römischen Bildhauers Arnaldo Zocchi. Die Statue des Columbus erhebt sich auf einem 16 Meter hohen Piedestal in vierfacher Lebensgröße. Das Standbild des großen Entdeckers wiegt 38 Tonnen, das sind also zirka 38.608 Kilogramm. Den mächtigen Sockel des Denkmals zieren allegorische Gruppen. Das Monstredenkmal befindet sich bereits auf der Fahrt nach seinem südamerikanischen Bestimmungsorte.

Wochenschau.

S. Paulo, Donnerstag, den 27. April.

— Die Einnahmestelle der Staatssteuern (Mesa de Rendas) macht bekannt, daß folgende Steuern nur noch bis zum 30., d. h. tatsächlich nur bis Sonnabend, den 29. dieses Mts., ohne Erhöhung bezahlt werden können: die Steuer auf das Betriebskapital von kaufmännischen Geschäften, die auf das Betriebskapital industrieller Unternehmungen, auf Aktiengesellschaften, auf in Darlehen angelegtes Privatvermögen und die Taxe auf Branntwein. Nach Ablauf dieser Frist können diese Steuern nur mit einem Strafaufschlag von 10 Prozent bezahlt werden.

— Die Herren Dr. A. Lindenberg und Dr. Eusebio de Queiroz haben im Krankenhause den Versuch gemacht, die ägyptische Augenentzündung (Trachoma) mittels des Ehrlichschen „Salvarsan“ zu heilen. Veranlaßt wurden sie zu dem Versuche durch die Erwägung, daß der Erreger dieser Krankheit dem der Syphilis sehr ähnlich ist. Die Versuche wurden an zwei Kranken vorgenommen, von denen einer bereits als geheilt entlassen wurde, während der andere, der am 31. März die erste Einspritzung erhielt, beträchtliche Besserung aufweist, so daß man von einer weiteren Einspritzung vollständige Heilung erwartet. In beiden Fällen wurden andere Mittel nicht angewandt.

— Sonnabend wird der französische Architekt Bonvard, der bekanntlich ein Gutachten über die Verschönerungspläne, die in unserer Stadt zur Ausführung kommen sollen, ausarbeiten wird, hier erwartet. Er wird seine Arbeiten ohne Verzug in Angriff nehmen. Sein Kommen hat sich etwas verzögert, da er in Curitiba von einem heftigen Fieberanfall gepackt wurde, der eine Nachwirkung der Malaria war, die er in Italien durchgemacht hat.

— Mit dem in 200 Aktien zu 500 Milreis geteilten Aktienkapital von 100 Contos hat sich hier die „Associação Pedagogica Paulista“ gebildet, die Schulen aller Art, auch Ackerbauschulen, zu gründen beabsichtigt. Präsident ist Herr Dr. Affonso d'Escragolle Taunay, Sekretär Herr Edward Caton, Geschäftsführer Hr. A. Ambiel.

— „Unsere angewandte Kunst muß, wofern sie wirklich mit unserem Leben enger verwachsen und ein wirklicher Teil desselben werden will, als unabänderliche Grundlage von vornherein eine gewisse Verfeinerung, ein gewisses Raffinement annehmen, das dem unserer Zeit oder vielmehr derjenigen Kreise, für die heute unsere Kunst in erster Linie arbeitet, — denn eine „Volkskunst“, für alle Schichten unseres Volkes bestimmt, kann es heute nicht geben — annähernd entspricht. Sie darf für gewöhnlich keine Wirkungen hervorbringen, keine Eindrücke uns aufzwingen, die gar zu weit entfernt stehen von denen, an die uns sonst unser kulturelles Leben gewöhnt, die uns so sehr erschrecken, daß wir darüber jede Ruhe und Sammlung zum Genuß verlieren. Diese Forderung gilt in der Kunst immer, mit ganz der Strenge aber für jene ihrer Gebiete, die wirklich mit unserem Leben völlig verwachsen, die unsere tägliche Umgebung, unsere stetige Begleitung ausmachen: für die Architektur und das Kunstgewerbe, vor allem für die Innenkunst, die Kunst unseres Heims. Die Kunst unserer engeren Umgebung verlangt Harmonie in sich selbst und mit uns selber, mit unserer ganzen Lebensweise. Hier diese absichtlich derb und kräftig, oder auf der anderen Seite absichtlich raffiniert zu gestalten, würde Affektation sein, eine Verstellung, die bald durch Ueberdruß oder Ekel sich rächen und in sich zerfallen würde. Eine solche Kunst würde Lüge sein . . . Der Stand, der heute bei uns dominiert und für die Kunst wie auch sonst in Betracht kommt, ist ein freies, mehr oder weniger wohlhabendes Bürgertum, das zwar vielfach, weil ja ziemlich plötzlich hochgekommen, noch stark etwas Parvenümäßiges an sich trägt und sich darum mit den früheren Trägern von Kunst und Kultur, der alten eingesessenen Erh-Aristokratie in seinen Empfindungen und kulturellen Bedürfnissen in keiner Weise vergleichen läßt. Aber es hat doch trotz alledem im 19. Jahrhundert unleugbar bereits eine ge-

wisse Stufe der Verfeinerung und Gesittung zu eigen gemacht, wie sie so breite Schichten der Bevölkerung früher nie besessen haben. Etwas Bäuerisches, etwas Primitives, etwas Derbes und Aufdringliches paßt in dieses nicht mehr im geringsten herein, ebenso wenig wie etwas zu Raffiniertes, zu sehr Verfeinertes. zu Glanzvolles. Gediegene Vornehmheit, gesunde Veredelung muß hier erstrebt werden.“ Diese Ausführungen entnehmen wir dem Aprilheft der „Innen-Dekoration“ (Herausgeber Hofrat Alexander Koch, Darmstadt), das in 62 Abbildungen und Tondrucken zwei interessante Landhausanlagen, darunter das Landhaus Wilhelm Wertheim, Dahlem, zur Veröffentlichung bringt, ferner Arbeiten der Deutschen Werkstätten, ein Wiener Café von Professor Otto Prutscher, geschnitzte Möbel von O. Tauschek und reich ornamentale Teppiche, Behangstoffe, Keramiken, Stickereien usw. Einzelpreis Mark 2,50.

— Gestern sind die Herren Abel Leite de Souza und João Lindenberg, Ingenieure des Ackerbausekretariats, nach Pindamonhangaba abgereist, um die endgültige Festlegung der Eisenbahnstrecke von dieser Stadt nach Campos do Jordão vorzunehmen.

— Als seinerzeit in Paris die große Ueberschwemmung war, beantragte in unserer Munizipalkammer das damalige Kammermitglied Dr. Silva Telles, den Opfern der Katastrophe eine Geldunterstützung von 5000 Franken zu bewilligen. Der Antrag ging damals an die vereinigten Kommissionen für Justiz und Finanzen und blieb dort — wohl nicht ganz absichtslos — hängen. Jetzt ist nun das Gutachten in dem Sinne erfolgt, daß man den Antrag als nicht mehr zeitgemäß archivieren möge. Die Pariser werden schön böse werden, wenn sie hören, daß sie nun das viele Geld nicht kriegen.

— Die am letzten Sonnabend veranstaltete Ordentliche Hauptversammlung des Schweizerischen Hilfsvereins Helvetia, an der auch die Damen teilnahmen, erfreute sich wie immer eines guten Besuches. Fast wäre der gütigst von Herrn João Heinrich zur Verfügung gestellte und von Herrn J. Dierberger geschmückte Salon zu klein gewesen. Der darauf folgende gemütliche Abend wurde durch eine Rede des Herrn Otto Uhle und Uebergabe einer photographischen Vergrößerung des Bildes zum 30 jährigen Bestehen des Vereins, welches von Herrn Konsul Achilles Isella, Präsident des Vereins, geschenkt wurde, eröffnet. Einige Mitglieder vom Männerchor des Cercle Suisse fanden sich ebenfalls ein und leisteten ihr Bestes, unter der Leitung des Herrn Lehrer Keller. Mit wahren Vergnügen haben wir den Vorträgen beigewohnt. Schließlich endigte gegen Morgen dieses zwanglose, gemütliche Zusammensein, an das wohl alle Teilnehmer noch lange gern zurückdenken werden, mit einem animierten Ball.

— In der vergangenen Woche starben hier 113 Personen, von denen 63 männlichen und 50 weiblichen Geschlechts, 92 Brasilianer und 21 Ausländer waren, 51 waren unter 2 Jahren alt. In der selben Woche wurden 263 Geburten und 68 Eheschließungen eingetragen, 11 Kinder kamen tot zur Welt.

— Heute Abend findet im großen Saale des Musikkonservatoriums ein Konzert, veranstaltet von Frl. Mary Martini und den Herren Karl Meister und Theo Freiberg, statt. Wir verweisen auf das Inserat.

— Das Aprilheft von Velhagen & Klasings Monatsheften wird durch einen neuen Roman von Paul Oskar Höcker eingeleitet, einen fesselnd beginnenden Theaterroman: „Die lachende Maske“. Das Heft bringt außerdem eine große, abgeschlossene Novelle „Undank“ von Ida Boy-Ed und eine zweite feinsinnige Erzählung des Wiener Adam Müller-Guttenbrunn: „Der Karthäuser“. Aus dem überaus reichen sonstigen Inhalt seien hier zunächst einige interessante Artikel erwähnt: „Das Bismarck-National-Denkmal“ von Dr. G. Biermann, ein scharfer Protest gegen die Entscheidung des Denkmal-Komitees; „Gutzkow und die Frauen“ von Dr. H. H. Houben, zum 100jährigen Geburtstag des Dichters; „Die Burg-Kreuzenstein“, der bekanntlich Kaiser Wilhelm ein besonderes Interesse widmet, von Paul Wilhelm; „Das deutsche Künstlerplakat“ von Dr. W. Schubert. Fast alle diese Beiträge sind reich, zum

Teil farbig illustriert, ebenso wie der Bericht über den vielgenannten „Rosenkavalier“, die neue Strauß'sche Oper. Dr. C. Mühling gibt ein Lebensbild Cavours, des großen italienischen Staatsmannes, gerade zur rechten Zeit, nämlich zur Jubelfeier der Begründung der Einheit Italiens; Privatdozent Dr. Schumann steuerte einen Artikel über die „Schmerzverhütung in der Chirurgie“ bei. Mit Gedichten sind die besten deutschen Poeten vertreten: Börrics v. Münchhausen, Heinrich Federer, Albert Geiger, Frida Schanz.

— Das Pasteur-Institut veranstaltet am Sonnabend um 3 Uhr nachmittags eine Festsitzung aus Anlaß des Jahrestages seiner Gründung. Für die uns liebenswürdig übersandte Einladung danken wir verbindlich.

— Ihre Verlobung teilen uns mit Frä. Adelheid Schließ und Herr Emil Rosenbaum in Juiz de Fora. Wir sprechen dem Brautpaare unseren herzlichsten Glückwunsch aus.

— Am 3. Mai wird im Theater S. José eine große spanische Opern- und Operettengesellschaft unter der Leitung des Herrn E. Moreira eine Vorstellungsreihe eröffnen.

— Der in der Rua Anhanguera wohnhafte Cherubino Pardini ließ vor einigen Monaten seinem Freunde, dem Schuhmacher Antonio Altrue, 20 Milreis und bezahlte später noch Nahrungsmittel im Werte von 10 Milreis für ihn, so daß er im ganzen 30 Milreis zu fordern hatte. Antonio, vulgo Toto, ließ sich seitdem nicht mehr bei Cherubino sehen, und wenn er ihn auf der Straße traf, wich er ihm aus. Schließlich brauchte Cherubino gelegentlich mal Geld und mahnte seinen Schuldner, was Toto natürlich als tödliche Beleidigung auffaßte. Er zahlte nun erst recht nicht, so daß ihn Cherubino öfters aufsuchte, um zu dem Seinen zu kommen. So auch gestern Abend wieder. Cherubino ging gegen 6 Uhr nach der Wohnung Totos, Rua dos Italianos 163. Im Korridor traf er seinen Schuldner, der schon wegen eines Streites, den er mit seinen Nachbarn gehabt hatte, schlechter Laune war, so daß er zu einem Knüttel griff und auf den unbequemen Mahner losschlug. Damit noch nicht zufrieden, zog er schließlich seinen Revolver und gab zwei Schüsse auf Cherubino ab, von denen einer die linke Schläfe traf. Carmella Altrue, die Frau Totos, wollte sich dazwischenwerfen, aber dieser verwies sie zur Ruhe und zwang sie, mit ihm zu entfliehen. Cherubino blieb in seinem Blute liegen. Als schließlich die Nachbarn herbeieilten, war Cherubino schon tot und der Mörder entflohen. Der diensthabende Polizeikommissar und ein Polizeiarzt erschienen am Tatort und veranlaßten die Ueberführung des Ermordeten nach dem Obduktionssaal in der Polizeizentrale. Als der Polizeikommissar eben wieder von dieser Amtshandlung nach der Polizeizentrale zurückkam, erschien daselbst die Frau des Ermordeten, Concetta Tardini, in Begleitung ihres Schwagers, um nach dem Verbleib ihres Mannes zu forschen, der schon früh fortgegangen war, und zwar gegen ihren Willen, und den ganzen Tag über nicht nach Hause gekommen war. Leider hatte sie ihre Ahnung, daß ihm ein Unglück zugestoßen war, nicht getäuscht. Cherubino hinterläßt außer der Witwe vier Kinder, von denen das älteste 10, das jüngste eineinhalb Jahre alt ist. Die Polizei ist dem Mörder auf der Spur.

— Die Antarctica-Brauerei bringt am Sonnabend und Sonntag ihr beliebtes Bock-Crystall-Bier zum Ausschank, und zwar sowohl in Fässern, als auch in Syphons usw. Wir verweisen auf das Inserat.

Polytheama. Die gestrige Vorstellung der geistreichen Operette „Monsieur de la Palisse“ war gut besucht und wurde mit großem Beifall aufgenommen. Heute hat das Paulistaner Publikum besonderen Anlaß, das Polytheama zu besuchen, da die heutige Vorstellung zum Besten des „Centro Paulista“ in Rio do Janeiro stattfindet. Gegeben wird der „Graf von Luxemburg“. Morgen Benefiz der Primadonna Angelelli und des Kapellmeisters Ignacio Tantillo.

Bijou-Theater. Von den gestern vorgeführten Films gefielen besonders — wenn es überhaupt möglich ist, von den durchaus erstklassigen Vorführungen einige hervorzuheben — die hochdramatische Szene „Die Furcht“ und die Naturaufnahme

„Das Leben in den Sümpfen“. Heute einige amerikanische Neuheiten, u. a. „Das Geheimnis von Louelly Gulch“, „Die Kunst und das Vermächtnis“ etc.

S. Paulo, Freitag, den 28. April.

— Der Präfekt wird sich mit den Besitzern des Theaters Sant' Anna und der angrenzenden Häuser bis zur Rua 15 de Novembro in Verbindung setzen, um über den Ankauf resp. die Enteignung dieser Gebäude zu verhandeln, die zur Verbreiterung der Straße und zu dem geplanten Durchbruch notwendig sind — Der Präfekt stellte vorgestern dem Ackerbausekretär das zum Bau des Industriepalastes bestimmte Terrain in der Varzea do Carmo zur Verfügung.

— Der Direktor unseres Staatsmuseums, Herr Dr. H. von Jhering, bat den Ackerbausekretär um Ueberlassung einer Serie der neuerdings von dem Photographen Herrn Gaensly hergestellten Photographien von den Staatskolonien. Der Ackerbausekretär ließ Herrn Dr. von Jhering jedoch durch die Abteilung für Ländereien darlegen, daß das Sekretariat nur zum Zwecke der direkt von ihm betriebenen Propaganda-Photographien abgeben könne.

— Nächsten Sonntag findet im Konservatorium ein von dem Maestro Cantu organisiertes Wohltätigkeitskonzert statt, an dem Frau Alice Fischer und eine Anzahl von jungen Damen teilnehmen werden. Die Eintrittskarten sind im Vorverkauf in der Casa Duprat, Rua Direita 26, zu haben.

— Der Ackerbausekretär hat ein Gesuch der japanischen Gesandtschaft betreffs Einführung japanischer Einwanderer bewilligt. Wir wissen nicht, um was es sich handelt, jedenfalls — hoffentlich — nicht um staatliche Subvention für japanische Einwanderung.

— Unter den Vorschlägen zur Abänderung unserer Staatskonstitution, die die damit beauftragte Kommission angenommen hat, ist einer mit besonderer Sympathie zu begrüßen: wir meinen die neu aufzunehmende Bestimmung, daß das Jahresbudget künftig keine Bestimmung enthalten darf, die nicht in der Berechnung über die Einnahmen und Ausgaben vorgesehen ist. Es soll damit natürlich die Möglichkeit abgeschnitten werden, im letzten Moment, wenn alles schon durchberaten ist, die Ausgabeposten für die einzelnen Ressorts schon festgesetzt sind usw., plötzlich noch eine Menge Zusatzanträge gestellt werden, die für Vereine, Kranken- und Waisenhäuser, Schulen, alle möglichen Unternehmen, mehr oder weniger fette Subvention verlangen. Wenn künftig einer unserer Gesetzgeber sich die Sympathie seiner Wähler dadurch sichern will, daß er einem in seinem Wahlkreise oft genug eigens zu dem Zwecke, eine Staatssubvention zu ergattern, gegründeten Institut eine solche verschafft, so wird er in Zukunft diesen Antrag während der eingehenden Beratung gründlich begründen müssen. Bis jetzt wurden solche Angriffe auf die Staatskasse immer für den letzten Moment gelassen.

— Gestern ist Herr Dr. Albert Loeftgren mit dem Nachtzuge nach Rio abgereist, um sich von dort auf dem Dampfer „Sergipe“ nach den Nordstaaten einzuschiffen. Er begibt sich zuerst nach dem Staate Bahia, wo er das ehemalige Weinbauversuchsfeld in Joazeiro in eine Versuchspflanzung verwandeln wird, in der besonders die Anzucht verschiedener Waldbäume betrieben werden soll. Später wird er nach Ceara gehen, wo er am Fuße des großen Staudammes „do Cedro“ in Quixada eine gleiche Baumschule anlegen wird.

— Im photographischen Atelier Valerio Vieira, Rua 15 de Novembro 19, ist eine sehr gute Aufnahme des Isolierhospitals ausgestellt, die von der Regierung bestellt wurde, um auf der Hygieneausstellung in Dresden zu figurieren.

— Die verwitwete Frau Emma Wassermann, Rua do Ipiranga 5, begab sich vorgestern nachmittag gegen 2 Uhr nach der Stadt, um einige Einkäufe zu machen. Als sie zurückkehrte, fand sie zu ihrer Ueberraschung die Haustür offen stehen. Sie sah in allen

Zimmern nach und entdeckte, daß ein Handkoffer fehlte, in dem sie neben anderen wichtigen Dokumenten auch Wechsel auf die Dresdener Bank in Höhe von 2 Contos aufbewahrte. Der Gärtner eines ihrem Hause gegenüberliegenden Grundstückes gab an, er habe einen Schwarzen um das Haus herumstreichen sehen, der später verschwunden sei. Frau Wassermann erstattete Anzeige bei der Polizei, von der Polizeizentrale verwies man sie an das Polizeiamt in der Rua Duque de Caxias, doch dort war kein Polizeikommissar aufzutreiben, bei dem sie ihre Klage hätte anbringen können. — Ein ähnlicher Vorfall soll sich übrigens neulich auf der Polizeiwache von S. Caetano zugetragen haben: Eine Person, die eine Klage anbringen wollte, wartete von 4 Uhr nachmittags bis 9 Uhr abends und es erschien keine „Autoridade“. Wenn die Spitzbuben dann allerdings in der Zwischenzeit noch nicht das Weite gesucht haben, dann ist es eben ihre Schuld, wenn sie von der Polizei erwischt werden.

— Ueber die Lage des Kaffeemarktes schreibt die Firma Nortz & Co. in Havre unterm 8. d. M.: Wie am Schluß unsres Berichtes vom vorigen Sonnabend bereits erwähnt, verliefen die Auktionen des Valorisationskaffees am 1. April in durchaus zufriedenstellender Weise, d. h. es wurde zu Preisen gekauft, die die São Paulo-Regierung sicher befriedigt haben werden.

Das Heanrücken der Verkäufe hatte einen Druck auf die Termin-Notirungen nicht ausgeübt; man hatte sich an die ruhige und stetige Tendenz der Terminmärkte gewöhnt, und trotzdem man dann und wann fühlen zu müssen glaubte, daß es Stützungskäufe von interessirter Seite waren, welche Baisse-Angriffe auf den Markt verhinderten, war man doch fast allgemein der Ansicht, daß sich die Preise nach den beendeten Auktionen befestigen und erholen würden.

Anfang der laufenden Woche enttäuschte indessen die März-Statistik. Man hatte eine größere Abnahme der sichtbaren Vorräte erwartet — vielleicht war es auch das Ausbleiben der vor den Auktionen zur Stützung des Marktes für nötig erachteten Kauforders; jedenfalls machte sich bei relativ nur kleinem Verkaufsdruck ein Mangel an Käufern geltend; Baissiers profitirten hiervon, um auf den Markt zu drücken, und die Preise gaben schnell nach.

Ein Widerstand nach unten bestand nicht, und der rasche Rückgang der letzten Tage hat besser wie alles andere gezeigt, wie schwach die Position der Märkte bei dem Preisstande von 65 Fr. eigentlich gewesen ist, und daß die Baisse-Engagements recht gering, die Hausse-Positionen dagegen im Vergleich hierzu ziemlich bedeutend gewesen sein müssen und zweifelsohne auch noch sind. Es handelt sich hierbei weniger um früher gemachte Terminkäufe, sondern was vor allem auf die Märkte drückt, sind die bei den Valorisations-Auktionen gemachten Käufe, von denen sich ein großer Teil noch in Händen der Kommissionäre befindet.

In Newyork sind 600.000 Sack, in Europa 300.000 Sack für den Handel frei geworden, und wenn auch ein derartig scharfer Rückschlag nicht zu erwarten war, so kann es doch schließlich nicht verwundern, daß solche Quantitäten bei dem ruhigen Abzugsgeschäft und bei den allgemeinen Klagen des Handels über die teuren Preise Eindruck auf die Märkte gemacht haben, zumal gleichzeitig neue Hausse-Faktoren nicht in Erscheinung getreten sind; — und neue Hausse-Faktoren und Argumente sind nötig, um Spekulation und Konsum zu überzeugen, daß eine dauernde Aufwärtsbewegung gerechtfertigt ist. Allerdings sind die sichtbaren Vorräte 1 Million Sack kleiner als vor zwei Jahren, und 2 Millionen Sack geringer, als Ende März vorigen Jahres. Doch sind die freien, zur Verfügung des Handels stehenden Quantitäten durch die Verkäufe der Valorisation sozusagen nicht kleiner geworden, sodaß die Besserung der Statistik ohne Wirkung auf die Märkte bleiben muß. Man führt gern das Argument ins Feld, daß die Produktion von Jahr zu Jahr von selbst abnehmen werde infolge des Anpflanzungsverbotes in S. Paulo, vergißt aber dabei, daß jeder Pflanzter das Recht hat, seine alten Anpflanzungen durch neue zu ersetzen. Einer unserer Brasilfreunde — der Herr ist Haus-

würde sicher 13 Mill. Sack für Santos ergeben haben, ohne die kalten Winde, welche viel Schaden getan hätten. Große Ernten sind also auch ferner gut möglich. Wie dem auch sei — jedenfalls haben mangels neuer Hausse-Momente in der heute zu Ende gehenden Woche die Verkauforders überwogen, und wenn auch das Geschäft zu Anfang recht mäßig war, so haben sich doch die Umsätze belebt, je weiter die Preise fielen. Man verkauft gegen einen Teil der in den Auktionen gekauften Kaffees, das Inland verkauft gegen seine Vorräte, Hausse-Engagements wurden aufgelöst, auch Blanko-Verkäufe wurden vorgenommen in Erwartung niedriger Preise. Dagegen waren Käufer reserviert, die Spekulation hat einige Baisse-Engagements aufgelöst, auch gekauft auf die bekannte Theorie hin, daß nach einer derartig scharfen Baisse eine Reaktion nach oben möglich und vielleicht sogar natürlich ist, und was den Konsumhandel anbelangt, so war und ist der Abzug dorthin allerdings schwach, doch interessierte zuletzt mehr die Ware, besonders auch die Valorisationskaffees, die natürlich da, wo sie mit Termin arbitriert sind, durch die Baisse viel interessanter geworden ist. Der Santosmarkt war recht regelmäßig. Der gute Verlauf der Auktionen hatte ihn in seinem Widerstand und in seinen Hausse-Ideen bestärkt; doch scheint der Rückgang der Terminmärkte jetzt auch dort Eindruck gemacht zu haben. Man ist mit den übertriebenen Forderungen zurückgegangen, Verschiffungen von künftiger Ernte waren zuerst angeboten, man hat sich aber jetzt auch entschlossen, Untergebote für prompte Verschiffung zu akzeptieren, was ja auch ganz verständlich ist. Denn erstens genügen ja die in Europa und den Vereinigten Staaten lagernden Kaffees, um den Bedarf des Konsums bis zur neuen Ernte zu decken, zweitens hat Santos noch einen Stock von 1.700.000 Sack, von dem wohl noch ein gut Teil zu verkaufen und zu verschiffen sein wird, damit man damit nicht, wegen des Exportlimits, in die Saison 1911/12 hineinkommt (im vorigen Jahre war das Exportlimit um diese Zeit erreicht und die Verschiffungen im April/Juni betrugen nur 15.000 Sack, während jetzt erst 7.854.000 Sack expediert worden sind), und dann besteht noch in Santos ein mehr oder weniger bedeutendes Hausse-Engagement zu höheren Preisen, das noch der Liquidierung harrt, und dessen Gewicht vorläufig noch auf dem Markt liegt. Ueber die kommende Ernte ist Neues nicht bekannt geworden, was schließlich auch für die Beurteilung des Marktes momentan wenig Bedeutung hat. Allerdings würde die Wahrscheinlichkeit eines geringeren Ergebnisses in der kommenden Saison einen neuen Hausse-Faktor bedeuten; doch will es uns fast scheinen, als ob für die nächste Zeit Kaffeepreise weniger davon abhängen werden, was im nächsten Jahre produziert werden wird, als vielmehr davon, was bis Ende dieser Saison noch zu verkaufen ist. Eine Reaktion würde nach dem scharfen Rückgang jetzt nicht überraschen, indessen darf man sich wohl mit Recht fragen, ob sich die zu verkaufenden Quantitäten bei den gegenwärtigen Aussichten für die Produktion der kommenden Jahre zu Preisen unterbringen lassen, wie die Haussiers sie erwarten.

— Vorgestern verlas Herr Dr. Belfort Mattos in der Wissenschaftlichen Gesellschaft von S. Paulo eine Mitteilung über die Gleichgestaltung der Zeiteinteilung auf der ganzen Erde, speziell in Brasilien. Die Frage ist von der größten Wichtigkeit wegen aller Transportverhältnisse, wegen gewisser rechtlicher Fragen (Augenblick, in dem ein Ereignis geschehen ist, früher oder später als ein anderes) usw. Bekanntlich haben strenggenommen alle auf demselben Meridian gelegenen Punkte der Erde vom Nord- bis zum Südpol dieselbe Ortszeit, d. h. sie haben in demselben Augenblick Mittag, in dem die Sonne, wie man zu sagen pflegt, durch den Meridian geht. Nun gibt es bekanntlich verschiedene Meridiansysteme, das von Greenwich, das von Paris, von Ferro, um nur die bekanntesten zu nennen. Theoretisch kann man durch jeden beliebigen Punkt der Erdoberfläche einen Meridian legen und diesem die Nummer 0 geben. Auf jeden Meridian kommt ein Zeitunterschied von 4 Minuten. Je näher man den Polen kommt, desto näher rücken die Meridiane zusammen, desto größer ist auch der Unterschied in der Ortszeit verhältnismäßig nahegelegener Orte. Am Aequator muß man etwa

28 Kilometer von Osten nach Westen oder umgekehrt zurücklegen, um eine Minute Unterschied in der Ortszeit zu finden, in der Nähe der Pole genügt dementsprechend weniger. Nun ist es natürlich ganz unmöglich, daß jeder Ort sich in allem ausschließlich nach seiner Ortszeit richtet, sonst wäre es z. B. ganz unmöglich, Eisenbahnfahrpläne aufzustellen. Es muß, mindestens für alle öffentlichen Verhältnisse, eine Einheitszeit für größere Gebiete geschaffen werden. Je größer ein solches Gebiet ist, desto größer wird der Unterschied zwischen der Einheitszeit und der Ortszeit der an der Ost- und an der Westgrenze des Gebietes gelegenen Orten sein. Eine der bekanntesten Einheitszeiten ist die sogenannte mitteleuropäische, die für den Eisenbahnverkehr etc. gilt. Nun ist in den letzten Jahrzehnten ein neuer Vorschlag viel besprochen worden, so z. B. auf den Kongressen zu Rom und Washington. Nach diesem Vorschlag soll der Meridian von Greenwich definitiv als Nr. 0, als Ausgangspunkt angenommen werden, und von ihm aus die Erde nach Osten zu in 24 gleiche Teile eingeteilt werden, deren jeder also 15 Längsgrade umfassen und am Äquator zirka 1666 Kilometer breit sein, nach den Polen zu aber spitz verlaufen würde. Alle innerhalb eines solchen Streifens liegenden Orte sollen nun dieselbe Zeit erhalten, und die Zeit zweier benachbarter Streifen soll immer genau eine Stunde Unterschied haben, so daß es z. B., wenn es in unserem Streifen 4 Uhr 23 Minuten nachmittags wäre, die Uhr im nach Osten zu benachbarten Streifen 5 Uhr 23 Minuten, in dem nach Westen zu gelegenen aber 3 Uhr 23 Minuten zeigen würde. Der Zeitunterschied zwischen zwei Orten könnte auf der ganzen Erde nur ganze Stunden betragen, niemals Minuten oder Sekunden, natürlich nur bei dieser künstlichen Einheits-, nicht bei der natürlichen Ortszeit. S. Paulo wie Rio de Janeiro und fast alle Hauptstädte Brasiliens würden in den 21. Streifen fallen, nämlich Para, S. Luiz, Thezina, Fortaleza, Bahia, Victoria, Nictheroy, Curityba, Florianopolis, Porto Alegre, Goyaz und ganz Minas Geraes. In den 22. Streifen würden fallen — die Zählung geht von Greenwich nach Osten, die niedrigeren Nummern fallen also auf Europa und Asien — Pernambuco, Natal, Parahyba, kurz, die Ostspitze Brasiliens, in den 20. Streifen fallen Matto Grosso und Amazonas, der äußerste Westen, wie das Acregebiet, fällt in den 19. Streifen. Ganz Brasilien wird also in 4, der Hauptsache nach in 2 Streifen fallen, so daß der Zeitunterschied nicht allzu fühlbar sein wird. Der Direktor der Sternwarte in Rio scheint derselben Meinung zu sein, wie Herr Dr. Belfort Mattos, daß sich nämlich die Einführung dieses Systems in Brasilien empfiehlt.

— Heute nacht reist Herr Bruno Rangel Pestana, Assistent des Instituts in Butantan, im Auftrag des Sekretärs des Innern über Rio nach Hamburg ab, von wo aus er sich nach Dresden begeben wird, um daselbst auf der internationalen Hygieneausstellung die Abteilung von Butantan zu installieren. Er wird seinen Aufenthalt in Deutschland auch zu seiner beruflichen Weiterbildung benutzen.

Liederabend des Frä. Maria Korff. Dieses in den kunstliebenden Kreisen unserer Stadt mit Spannung erwartete Konzert findet heute abend um halb neun Uhr im Konzertsaal der Gesellschaft „Germania“ statt und wir weisen nochmals auf das ausgezeichnete Programm im Anzeigenteil unseres Blattes hin. Der Besuch verspricht ein sehr großer werden zu wollen, und das Damenkomitee, welches die Anregung zu dem Konzert gegeben hat, ersucht uns, die Besucher freundlich um rechtzeitiges Erscheinen zu bitten, da die Saaltüren während der einzelnen Vorträge geschlossen bleiben werden. Wie wir hören, sind sogar von Santos Bestellungen auf Karten eingetroffen.

S. Paulo, Sonnabend den 29. April.

— Wie mehr oder weniger offen ausgesprochen in der Stadt von Mund zu Mund geht, soll die frühere Harmonie der Ansichten, die zwischen Staatsregierung und Präfektur über die vorzunehm-

menden Verbesserungen bestand, sich, wenn nicht gerade in das Gegenteil verwandelt, doch jedenfalls beträchtlich vermindert haben. Man entwarf einen gemeinsamen Plan, es wurde ein Gipsmodell hergestellt, das allgemeinen Beifall fand, die Bevölkerung atmete auf, die Stadt ersuchte die Regierung um finanzielle Hilfe, diese wurde bereitwilligst zugesagt — alles war Friede und Freundschaft. Da tauchte der Gedanke auf, noch den französischen Sachverständigen Bouvard um so eine Art Obergutachten anzugehen, das zwar, soviel man hörte, eine rein theoretische Bedeutung haben und an den einmal festgesetzten Plänen nichts ändern sollte — aber es scheint doch, daß seitdem der rechte Schneid weg ist. Der gute Wille, der anfangs alle Schwierigkeiten als leicht überwindbar erscheinen ließ, scheint nachlassen zu wollen. Der Besitzer der Grundstücke der Rua Libero Badaro hat eine große Anzahl von ihnen bereits niederlegen lassen, kann aber nicht an den Wiederaufbau gehen, weil man ihm seine Baupläne weder gutheißt noch zurückweist, ihm keine Fluchtlinie anweist usw. Die Munizipalkammer oder die Präfektur scheint die Sache hinhalten zu wollen, obgleich alles schon längst beschlossen und ausgemacht ist. Wozu? Wird sich die Regierung ein solches Vorgehen gefallen lassen? Oder soll etwa alles nach Herrn Bouvards Angaben umgekrempelt werden? Das würde doch mit Recht von den hiesigen Sachverständigen, die sich seit Jahren um die Sache bemühen, die Erfordernisse unserer Stadt, ihres Verkehrs, ihrer Bevölkerung, schließlich auch die vorhandenen Mittel genau kennen, übel vermerkt werden.

— Dem Ackerbausekretär sind in der letzten Zeit viele Reklamationen über den außerordentlich nachlässigen Betrieb auf der Sorocabanabahn zugegangen. Die Reklamanten beklagen sich über die außerordentliche Langsamkeit in der Beförderung von Frachten, besonders lebenden Viehes. Einer der Geschädigten versicherte, daß der Transport von fetten Schweinen, die von der Tibagy-Zweiglinie kommen, so unregelmäßig und unpünktlich ist, daß die Tiere oft zum großen Teil tot oder krank in S. Paulo ankommen, da ihnen die Bahnverwaltung auf der oft 4 oder 5 Tage währenden Reise weder Nahrung noch Wasser reichen läßt. Das gleiche gilt von Rindern, nur sind diese widerstandsfähiger. Frachtgüter brauchen oft 15 bis 20 Tage um von S. Paulo nach Tibagy zu gelangen. — Man sieht aus den hier angeführten Tatsachen wieder einmal, was das Publikum sich alles bieten läßt, resp. was die sich allmächtig dünkenden Transportgesellschaften dem Volke alles zu bieten wagen. Warum greift die Regierung diesen Unverschämtheiten gegenüber nicht einmal kräftig durch? Schließlich Herr im eigenen Hause wird sie doch noch sein? Was nützt aller gute Wille der Landwirtschaft gegenüber, alle Förderung durch landwirtschaftlichen Unterricht, Einführung von Zuchtstieren, Verteilung von Sämereien, Anlage von allen möglichen zootechnischen Stationen, Musterpflanzungen etc., etc., wenn man nicht dafür sorgt, daß die Landwirte nicht von den Transportgesellschaften in der erbärmlichsten Weise ausgebeutet und gehandelt werden?

— Die Geschäftsleute, Hausbesitzer usw. der Avenida Rangel Pestana, Braz, baten den Ackerbausekretär, daß diese Verkehrsader ebenso wie die Avenida Luiz Antonio, Paulista und Martinho Prado Junior mit elektrischer Beleuchtung versehen werde.

— Die Bitte scheint uns gerecht, denn die Avenida Rangel Pestana hat mindestens ebensoviel Verkehr, als eine der genannten, wenn sie auch nicht so „aristokratisch“ ist.

— Heute wird der Grundstein zu dem Kindergarten „Regina Elena“ gelegt, der unter den Auspizien der italienischen Gesellschaft „Dante Alighieri“ hier gegründet wird.

— In der Avenida Paulista wurde neben dem rühmlichst bekannten Privatkrankehaus „Instituto Paulista“ ein mit allem modernen Komfort ausgestattetes Hotel eröffnet, das über 28 schön eingerichtete Schlafzimmer mit prachtvoller Aussicht, einen gut unterhaltenen Park usw. verfügt.

— Heute findet im Konservatorium für Musik die erste von den fortgeschrittensten Schülern des Instituts veranstaltete musikalische Abendunterhaltung statt. Diese Abendunterhaltungen, die

eine Art öffentlicher Prüfungen vorstellen, werden von nun an jeden letzten Sonnabend im Monat stattfinden. Zu ihnen werden die Angehörigen der Schüler und Freunde und Gönner des Konservatoriums eingeladen, die sich für die Entwicklung unseres noch so sehr in den Kinderschuhen steckenden künstlerischen Lebens interessieren.

— Die Direktion für öffentliche Arbeiten des Ackerbausekretariats wird eine Bekanntmachung erlassen, in der sie die Ingenieure, die sich um die Uebertragung von Staatsbauten bewerben wollen, aufgefordert werden, ihre Diplome etc. in dem dazu angelegten Buche registrieren zu lassen, damit die Regierung einen Anhalt hat, die berufliche Tätigkeit eines jeden Bewerbers zu beurteilen.

— Am 1. Mai um 8 Uhr abends findet in der Aula des São Bento-Gymnasiums die feierliche Eröffnung der Kurse der freien philosophischen Fakultät statt. Die Festrede wird einer der Professoren der Fakultät, Herr Dr. Affonso d' Escragnoles Taunay, halten.

— Am 25. dieses Monats kam hier aus Jacutinga der Portugiese Pedro Marques an, der 40 Jahre alt ist und für die S. Paulo Railway Erdarbeiten etc. ausführt, ein sogenannter Unternehmer. Er logierte sich in einem Hotel der Rua Brigadeiro Tobias ein, war aber offenbar gekommen, um sich mal in S. Paulo zu amüsieren, denn er hatte Geld eingesteckt und ging auf galante Abenteuer aus. Als er denn Mittwoch des Nachts durch die Rua da Conceição strich, fiel ihm an einem Fenster ein hübsches und zuvorkommendes Mädchen auf, er redete sie an, sie lud ihn ein, näher zu treten, es wurde eine Flasche Bier bestellt und dann noch eine, und Marques blieb bei Clelia, denn so hieß die Schöne. Als er jedoch des Morgens mit schwerem Kopfe erwachte, war Clelia nicht mehr da und Marques allein im Zimmer. Ueber das Verschwinden des Mädchens hätte er sich nun vielleicht zu trösten gewußt — leider aber war mit ihr eine schöne 500 Milreis-Note verschwunden, die er in der Tasche gehabt hatte. Marques wurde schnell vollständig munter und rannte nach der Polizeiwache. Die Polizei tat ihre Pflicht und „leitete eine strenge Untersuchung ein“, die diesmal auch zum Ziele führte, denn Clelia wurde vorgestern in einer Kneipe in der Rua do Gazometro aufgefunden und verhaftet. Sie hatte 100 Milreis bei sich und in einem ihr gehörenden Blechkoffer fanden sich auch noch 170 Milreis, so daß Marques wenigstens etwas wiederbekam. An „S. Paulo bei Nacht“ wird er aber wohl noch lange denken, wenn er wieder in Jacutinga sitzt.

— Der 66jährige Lourenço Basagni, Rua Lavapés 134, ist mit Monica Pavanelli verheiratet. Vorgestern hatte er sich nun einen gehörigen Rausch gekauft und bekam von seiner Monica eine gepfefferte Standrede zu hören, als er gegen 7 Uhr abends nach Hause kam. Lourenço war nicht in Stimmung, sich etwas sagen zu lassen und verabfolgte seiner keifenden Frau ein paar kräftige Ohrfeigen. Sie schrie um Hilfe und Lourenço immer wütender werdend, griff zu seinem Dolchmesser und versetzte ihr einen Stich in die Brust. Dann versuchte er zu entfliehen, wurde aber festgenommen und nach der Polizeiwache in der Liberdade gebracht. Monica mußte im Krankenhaus untergebracht werden.

— Die meteorologische Abteilung des Ackerbausekretariats hat fünf kartographische Darstellungen der meteorologischen Verhältnisse des Jahres und der vier Jahreszeiten herausgegeben. Die größere Karte, die das klimatologische Normaljahr für den Staat São Paulo darstellt, ist im Maßstabe 1:500.000 gehalten, die vier kleineren Karten, die die Normen für die 4 Jahreszeiten, ebenfalls für den Staat, darstellen, sind im Maßstabe von 1:1.000.000 gehalten. Die Karten sind für die Ausstellung in Turin bestimmt und werden dem Wißbegierigen einen genauen Bericht von unserem Klima geben, wie es wirklich ist. Bekanntlich werden gerade über das Klima unseres Staates im Auslande viele tendenziöse Lügen verbreitet. Zu den Karten gehört eine elegant ausgestattete Sammlung der von dem meteorologischen Dienst organisierten Wetterberichte, die sich über die 20 Jahre von 1889 bis 1909 erstrecken.

— Der 23jährige Franzose Jean Cazaux kam vor ungefähr einem Monat aus Buenos Aires hier an und fand Stellung als Gehilfe des Küchenchefs in der Rotisserie Sportsman. Vor einer Woche jedoch bekam er Streit mit seinem Vorgesetzten und wurde daher entlassen. Da er nicht wußte, wohin, bat er, man möge ihn noch einige Nächte im Hause schlafen lassen, bis er Stellung gefunden haben würde. Das wurde ihm zugestanden. In der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag nun verließ er kurz vor 3 Uhr morgens das Hotel in Gesellschaft eines gewissen Charles Bertrand, der am Abend vorher zu ihm gekommen war. Der Portier war zwar etwas verwundert über den Morgenspaziergang der beiden Franzosen, aber Cazaux sagte ihm, er sei wieder im Hotel angestellt worden und wolle nur mit seinem Freunde ein wenig ausgehen. So ließ sie der Portier, Bento Peres Rodrigues heißt er, denn ziehen. Gleich darauf kam ihm aber die Sache doch bedenklicher vor, und er ging in den Speisesaal, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. Sofort bemerkte er, daß eine Schublade des Schreibtisches zerbrochen war. Er weckte den Besitzer, Herrn Daniel Souquière, und machte sich auf, um die durch seine Schuld entflohenen Spitzbuben zu verfolgen. Gegen Morgen entdeckte er Bertrand im „Café Central“ an der Praça Antonio Prado. Er ließ ihn verhaften. Man fand in seinem Besitz 265 Milreis. Dann machte er sich auf die Suche nach Cazaux, reiste sogar nach Santos, um an Bord der abgehenden Dampfer nachzusehen — vergeblich. Verzweifelt kehrte er zurück und stieg in der Braz Station aus. Wie groß war nicht seine freudige Ueberraschung, als er den Gesuchten, in einen neuen eleganten Anzug gekleidet, in der Avenida Rangel Pestana flanieren sah! Er ließ ihn verhaften, und siehe da, er hatte noch 467 Milreis bei sich. Allerdings leugnete er, das Geld in der Rotisserie gestohlen zu haben. Da er jedoch vorher notorisch nichts besaß — mußte er doch um freies Nachtquartier bitten — wird ihm sein Leugnen wohl nicht viel nützen. Die Untersuchung war gestern noch nicht abgeschlossen.

— Hier verstarb nach längerem Krankenlager Herr Josef Ludwig, Angestellter der Englischen Bahn. Den trauernden Hinterbliebenen sprechen wir unser herzlichstes Beileid aus.

Polytheama. Die gestrige Vorstellung, in der die Operette „Fürstenliebe“ wiederholt wurde, war gut besucht, die Darstellung war, wie immer, recht befriedigend und das Publikum geizte nicht mit seinem Beifall. Heute zum ersten Male die Operette „Die Schöne aus Schottland“. Die Rolle der „Kelty“ liegt in den Händen der Sängerin Theheran.

Bijou-Theatre. Es ist überflüssig, zu berichten, daß das Theater gestern wieder in beiden Vorstellungen bis auf den letzten Platz gefüllt war, und daß alle vorgeführten Films den größten Beifall fanden. Das wird auch heute wieder der Fall sein, denn die interessanten Neuheiten werden große Zugkraft ausüben. Besonders die Films „Das Rasiermesser“, „Calino als Polizist“, „Der beste Freund Bigodinhos“ etc. dürften ihre Wirkung nicht verfehlen.

Liederabend des Frl. Maria Korff. Wie erwartet, war das gestrige Konzert im Konzertsaal der „Germania“ ein großer Erfolg. Sehr früh bereits strömte das Publikum herbei und zur angesetzten Stunde waren alle Plätze besetzt und viele Besucher mußten sich mit einem Stehplatz begnügen.

Ueber Frl. Korffs künstlerische Bedeutung, ihre Stimme, sowie über ihren Vortrag haben wir bereits vor einigen Tagen unsere Ansichten an dieser Stelle ausgesprochen. Wir können diese nach dem gestrigen Ohrenschaus nicht nur ratifizieren, sondern auch noch erweitern. Wir sind sehr erfreut, Frl. Korff noch vor ihrem Scheiden von S. Paulo im Konzertsaal gehört zu haben, dessen ruhige, künstlerisch höher stehende Atmosphäre ihre große Kunst zur rechten Geltung bringt.

Die Wiedergabe der Beethovenschen „Adelaide“ war ein Kabinettstück an Zartheit der Stimmgabe und des Ausdruckes, nicht minder diejenige der Schumannschen Lieder „Er ist's“ und „Frühlingsnacht“. Durch die vorzügliche Aussprache war es selbst

in den entferntesten Teilen des Saales möglich, auch ohne Textbuch, genau zu folgen.

Das „Gebet der Elisabeth“ aus dem Tannhäuser hatte besonderes Interesse erweckt, und seine überaus stimmungsvolle Wiedergabe riß das zahlreiche Auditorium zu großem und wohlverdientem Beifall hin.

Die darauf folgenden 3 Lieder (Gluck: O del mio dolee ardor, Benjamin Godard: Berceuse (Jocelyn) und P. Tosti: Serenata) zeigten, daß die Konzertgeberin auch die französische und italienische Sprache gesanglich beherrscht. Die Lieder bildeten weitere Perlen in der Kette der Erfolge am gestrigen Abend und lösten ganz besonders herzlichen Beifall aus, so vor allem die Berceuse von Godard, die — an und für sich schon eine entzückende Komposition — noch einen ganz besonderen Charm gewinnt, wenn von einer Sängerin vorgetragen vom Talent und der Fähigkeiten Frl. Korffs.

Wie das Programm überhaupt nur sehr sorgfältig gewählte Kompositionen enthielt, bildeten den Beschluß drei Perlen unseres deutschen Liederschatzes, die heute fast zum ständigen Konzert-Repertoire in Deutschland gehören, nämlich: das jubelnde, hinreißende „Meine Liebe ist grün“ (Brahms), „Winterlied“ (H. v. Koß) und „Zueignung“, zu dem R. Strauß eine so überzeugende, mit dem Text wunderbar verschmelzende, Musik geschrieben hat.

Nach soviel schöner, gehaltvoller Musik bot Frl. Korff zum Schluß — vielleicht mit Rücksicht auf den Geschmack unseres Publikums, das ernste Musik eigentlich nur in homöopathischen Dosen aufnehmen kann — die bekannte Juvelenarie aus „Faust“. Eine Künstlerin, wie die Konzertgeberin, bewältigt die darin angehäuften technischen Schwierigkeiten mit selbstverständlicher Leichtigkeit; sie gab der reizenden Musik manche Pointe, die wir bei den italienischen Primadonnen vermissen. — Wir hier in S. Paulo stecken am Schlusse eines Konzertes während der letzten Noten schon mit einem Arm im Rock, diesmal war es jedoch anders; der auf die Arie folgende minutenlange Beifall war so dringend, daß die Sängerin eine Zugabe machen mußte, ein reizendes kleines Wiegenlied (Plantation Song), G. H. Blutsam.

Die Begleitung am Bechsteinflügel hatte während des ganzen Abends Meister Chiaffarelli übernommen, und unter seinen kunstgewandten Händen kamen die Zartheiten der begleitenden Musik wunderbar zur Geltung, so besonders in „Adelaide“ und in der Zugabe.

Leider wird bei uns in S. Paulo zu wenig Gewicht auf die Begleitung zur Gesangsmusik gelegt, die doch einen sehr wesentlichen Bestandteil der Komposition bildet. Gestern Abend war das anders, es war ein Genuß, zu hören, wie Stimme und Klavier sich verstanden.

Nach dem Vortrag der Wagner-Arie überreichte die Konzertgeberin Herrn Chiaffarelli einen prachtvollen Lorbeerkrantz, und erhielt selber eine Fülle von Blumen, ebenso nach der Tosti'schen Serenata

Alles in allem haben sich unsere Erwartungen voll und ganz erfüllt, das Konzert ist in jeder Beziehung als ein Erfolg zu bezeichnen. Bedauern müssen wir nur, daß Frl. Korff uns sobald verlassen wird und wohl kaum eine Hoffnung bestehen kann, daß sie S. Paulo wieder besuchen wird.

S. Paulo, Montag, den 1. Mai.

— Wir bitten unsere verehrten Leser und Inserenten, davon Kenntnis nehmen zu wollen, daß wir das Inkasso für unser Blatt in S. Paulo Herrn Hermann Lehmann übertragen haben.

— Der französische Architekt Bouvard ist, wie gemeldet, hier angekommen. Er wurde von einem Vertreter des Ackerbausekretärs, dem Präfekten, dem Direktor der Bauabteilung der Präfektur etc. empfangen. Im Munizipaltheater wurde ihm der Saal der Kommission und ein Kabinet mit Zeichenmaterial zur Ver-

fügung gestellt. Er hat sich vorgestern die Stadt, besonders die für die geplanten Verbesserungen in Frage kommenden Teile, recht genau angesehen, gestern auch die betreffenden Pläne studiert. Von heute ab wird er im Theater von 7 Uhr morgens bis 7 Uhr abends (mit den notwendigen Pausen natürlich) für die Personen zu sprechen sein, die ihn — nach vorheriger Anmeldung — „in Angelegenheiten der Stadtverschönerung“ sprechen wollen. Herr Bouvard läßt die Interessenten, besonders die, die etwas über die Arbeiten im Zentrum der Stadt anzubringen haben, bitten, sich sobald als möglich anzumelden.

— Der Ackerbausekretär ist mit dem Coronel Antonio Carlos Ferraz de Salles, der in der Zone der Nordwestbahn, am Aguapehy, einen bedeutenden landwirtschaftlichen Betrieb eröffnen will, über den Bau einer Fahrstraße übereingekommen, die von der Station Albuquerque Lins der Nordwestbahn ausgehend nach Südwesten zu durch die bisher unerschlossenen Gebiete des Aguapehy und Rio do Peixe gehen und in Campos Novos do Paranapanema bewohnte Gegenden erreichen wird. Die Straße wird ein gutes Mittel sein, die in der Gegend herumstreifenden Indianer heranzuziehen und gefügig zu machen. Der Coronel Ferraz Salles ist vorgestern abgereist, um die Arbeiten zu beginnen.

— Herr Dr. Alcantara Machado brachte in der letzten Sitzung der Munizipalkammer den Antrag ein, im Jahre 1922 zur Hundertjahrfeier der Unabhängigkeit Brasiliens hier in S. Paulo, wo die Unabhängigkeit proklamiert wurde, eine große Ausstellung zu veranstalten. Dieser Antrag wird natürlich angenommen, und es ist vernünftig, daß man beizeiten daran denkt, denn so kann gründlich überlegt werden, was geschehen soll, wie und wo die Gebäude errichtet werden sollen etc. Es scheint uns jedoch, daß diese Hundertjahrfeier eine Angelegenheit ist, die nicht nur unsere Munizipalkammer, sondern die ganze Nation angeht, denn wir wüßten nicht, welcher Tag für das Leben einer Nation ein wichtigerer Gedenktag sein könnte, als der Tag, an dem sie ihre Unabhängigkeit erlangte. Sicher soll die Jubelfeier in S. Paulo stattfinden, und die Munizipalkammer tut gut daran, die Initiative zu ergreifen, aber auch die Staats- und die Bundesregierung, ja ganz Brasilien muß — und wird auch zweifellos — sich bemühen, die Feier möglichst glanzvoll zu gestalten. Die Veranstaltung einer bloßen Ausstellung würde wohl noch kein genügender Ausdruck für die vaterländische Feststimmung sein, die im Jahre 1922 herrschen wird. Freilich ist es noch verfrüht, Vorschläge zu machen und Programme aufzustellen.

— Die Hamburg-Amerika-Linie gedenkt in kurzer Zeit direkte Fahrten zwischen Hamburg und Rio einzurichten. Die Fahrtdauer soll 12 Tage betragen und sollen erstklassige Schnelldampfer zur Verwendung kommen. Unterwegs sollen nur Lissabon und Boulogne sur Mer angelaufen werden, und auch das nur, um Passagiere und Post aus- und einzuschiffen. — Man hat schon oft davon gesprochen, daß ein solcher direkter deutscher Schnelldienst eingerichtet werden soll, hoffentlich wird das „Man sagt“ nun einmal zur Wirklichkeit.

Entscheidung des Preisgerichtes für Fischereimotoren. Im August 1908 hatte der Deutsche Seefischerei-Verein unter Beteiligung des Vereins Deutscher Motorfahrzeug-Industrieller ein Preisausschreiben zur Erlangung brauchbarer Motoren für die deutsche See- und Küstenfischerei erlassen. In dem Preisausschreiben war u. a. bestimmt: Für die besten ausgeführten Motoren mit Zubehör: Klasse 1, für kleine Motoren von 4 bis 10 Pferdestärken: 1. Preis 10.000 Mark, 2. Preis 6000 Mark, 3. Preis 2000 Mark; Klasse 2, für größere Motoren von 20 bis 30 Pferdestärken: 1. Preis 20.000 Mark, 2. Preis 10.000 Mark. Die zum Preiswettbewerb angemeldeten Motoren der 1. Klasse sind nach Bestehen einer Vorprüfung in Fischereifahrzeuge eingebaut, während eines Jahres im praktischen Fischereibetrieb erprobt und endlich einer Schlußprüfung durch eine technische Kommission des Preisgerichtes unterzogen worden. Die Preisrichter haben nunmehr in ihrer Sitzung vom 25. Februar 1911 den ersten Preis von 10.000 Mark der Gasmotoren-Fabrik Deutz zu Köln-Deutz für einen Petroleummotor von 8 Pferdestär-

ken, Spezialmodell für Fischereiboote, zuerkannt. Die Beschlussfassung über Klasse 2 erfolgt in einigen Monaten, da die Prüfungszeit noch nicht abgelaufen ist.

— Die Unternehmer der Erdaufschüttungsarbeiten in der Varzea do Carmo — wir berichteten vor einer Woche ausführlich darüber — wollten gestern das sehr interessante Verfahren der Bewegung großer Erdmassen durch Druckwasser einigen Ingenieuren und Studenten vorführen. Auf die Anfrage, ob sie auf die Lieferung der nötigen elektrischen Kraft rechnen könnten, erhielten die Unternehmer von der Light eine bejahende Antwort. Zur festgesetzten Stunde fanden sich nun Gäste, Unternehmer und Angestellte ein, aber — die elektrische Kraft blieb aus. Es ist eben die alte Geschichte: die Light hat außer ihrem Kontrakt noch das ihr von der Munizipalkammer ganz unbegreiflicherweise gewährte Monopol in den Händen und verläßt sich darauf, daß ihr niemand beikommen kann. Von den grossen Gesellschaften, ganz besonders von der Light, zu verlangen, daß sie ein Gefühl dafür haben, daß großen Rechten auch große Pflichten gegenüberstehen, wäre ja leider lächerlich. Das ist übrigens nicht der einzige Fall. Es gibt industrielle Unternehmen, die schon seit Tagen oder länger stillliegen müssen, weil ihnen die Light einfach keine Kraft liefert. Zu machen ist da nichts, es heißt einfach warten. Man sagt, die Gesellschaft verfüge nicht über genügend große Kraft, um die Straßenbahn und die elektrische Beleuchtung zu betreiben und noch an Private abzugeben. Nun, wenn sie ihre Verpflichtungen nicht zu erfüllen in der Lage ist, so ist unserer Meinung nach die Munizipalkammer auch nicht verpflichtet, das Monopol aufrecht zu erhalten. Es ist wirklich im Interesse der Stadt zu hoffen, daß die Firma Guinle mit ihrem so günstigen Konkurrenzangebot und ihrer Konzession der Bundesregierung durchdringt.

Büchertisch. Uns ging zu: „Der Brasilianische Bienenzüchter“. Ein Lehrbuch für die gesamte Bienenzucht Brasiliens. Herausgegeben von Emil Schenk. Verlag von Selbach & Mayer, Porto Alegre. Der Verfasser hat mit diesem Werk entschieden schon recht vielen strebsamen Landsleuten und, da das Buch auch in portugiesischer Sprache erschienen ist, Bienenzüchtern anderer Nationen einen unschätzbaren Dienst erwiesen. In leicht verständlicher Weise geschrieben, verbindet es außer Reichhaltigkeit im Stoff auch genaue, durch viele Bilder veranschaulichte Anleitungen für alle die Bienenzucht betreffende Arbeiten. Da das Buch schon in dritter Auflage erschienen ist, liegt darin die Gewähr für seine Gediegenheit. Wir können es allen Bienenzüchtern, nicht nur Laien, sondern auch den Züchtern von Beruf empfehlen. Wir danken verbindlichst für die Uebersendung.

— Die HHr. F. Essenfelder u. Cia., Curityba, teilen uns mit, daß sie am 15. März dieses Jahres eine beim Handelsgericht eingetragene Handelsgesellschaft gegründet haben, der die Herren Berthold Hauer, Albert Wilsing und Floriano Essenfelder als solidarische Teilhaber angehören. Zweck des Unternehmens ist, die schon rühmlichst bekannte Pianofabrik des Herrn F. Essenfelder der auf seine Erzeugnisse schon zwei erste Preise bekommen hat, zu erweitern und in jeder Weise auf die Höhe eines modern eingerichteten Betriebs zu bringen. Schon jetzt ist die Firma in der Lage, größere Bestellungen entgegenzunehmen und in kurzer Zeit auszuführen. Die Fabrik befindet sich in der Verlängerung der Rua Graciosa, das Kontor Rua da Liberdade No. 109.

— Die mit der Prüfung des Sachverhalts beauftragten Sachverständigen haben festgestellt, daß das Feuer, das seinerzeit im zweiten Stock des Hauses Rua Direita Nr. 27 ausbrach, wo sich die Schneiderei von C. Loureira u. Co. befand, vorsätzlich angesteckt worden ist, denn es wurden Holzstücke, Papier und Lappen aufgefunden, an denen nachgewiesen werden konnte, daß sie mit Alkohol getränkt worden waren. Die Polizei hat festgestellt, daß für das Feuer, das übrigens gelöscht wurde, ehe es größere Dimensionen annehmen konnte, der Geschäftsführer des Hauses, Alfredo Calabrez, ferner die Angestellten Miguel de Franco, João Tenutto und Salvador Costa, verantwortlich sind,

die wenige Minuten vor Ausbruch des Feuers das Geschäftslokal verlassen hatten. Die Angelegenheit wird heute dem Strafrichter übergeben.

— Heute ist bei allen bundesstaatlichen Behörden auf speziellen Befehl des Bundespräsidenten nicht gerade offizieller Feiertag, aber den Beamten wurde das Erscheinen oder Nichterscheinen freigestellt.

— Die Companhia Lithographica Hartmann-Reichenbach hatte die Liebenswürdigkeit, uns zu der heute auf der Chacara des Deutschen Krankenhauses stattfindenden zehnjährigen Gründungsfeier ihres Unternehmens einzuladen. Wir danken verbindlichst.

S. Paulo, Dienstag, 2. Mai.

— Des morgigen Nationalfeiertages wegen erscheint die nächste Nummer unseres Blattes am Donnerstag.

— Wir empfangen den Jahresbericht des deutschen Hilfsvereins Kaiser Wilhelm-Stiftung in São Paulo für das Vereinsjahr 1911. Trotz der geringen Mittel, welche dem Verein zur Verfügung stehen, hat er doch recht viel Segensreiches geschafft. Die Verwaltung erfordert vor allen Dingen gediegene Kenntnis der hiesigen Verhältnisse, damit die Hilfeleistungen nicht zu sehr unwürdigen Personen anheimfallen. Wie nun aus dem Bericht ersichtlich, hat der jetzige Vorstand keine Mühe gescheut zu untersuchen, ob die ihm anvertrauten Gelder auch wirklich Hilfsbedürftigen Personen zugute kamen. Wir entnehmen dem Bericht folgendes:

Den Aufgaben unseres Vereines entsprechend, wurden wir von allen Seiten und zu den verschiedensten Zwecken in Anspruch genommen. Der unterzeichnete Vorstand glaubt sein möglichstes getan zu haben, um den ihm laut Artikel 10 der Statuten obliegenden Verpflichtungen nachgekommen zu sein. Aus der Tabelle 1, „Tabelle der Unterstützungen“, ist zu ersehen, in wie weit die Inanspruchnahme des Vereins in Barnitteln stattfand; außerdem war es unser Bestreben, vielleicht unser vornehmstes Ziel, Arbeitswilligen Beschäftigung nachzuweisen. Wir stellen mit Genugtuung fest, daß es uns in den meisten Fällen gelang, hierin Erfolg zu haben, dank dem Entgegenkommen der hiesigen Industriellen, Handwerker und Landleuten, denen wir hochverpflichtet sind. Der Hilfsverein wurde im Laufe des Geschäftsjahres in 926 Fällen um Unterstützungen ersucht, Auskunftserteilungen, einmaliger Nachweis von Arbeitsgelegenheit, sowie die als einer Unterstützung unwürdig Zurückgewiesenen sind in dieser Statistik nicht mit einbegriffen; deren Zahl ist zu groß.

Die Hilfesuchenden rekrutierten sich namentlich im ersten Halbjahre unsrer Amtstätigkeit in besonderem Maße aus Deutschen, die auf den Kolonien der Bundesregierung „Povoamento do solo“ Enttäuschungen erlitten hatten. Ganz besonders wurde der Verein von solchen Auswanderern in Anspruch genommen, die auf Staatskosten die Kolonien „Bandeirantes“, „João Pinheiro“ und „Maua“ besiedeln wollten, nachdem sie ihr letztes Hab und Gut in der Heimat dem Phantom des unausbleiblichen Erfolges in der neuen Welt geopfert hatten. Fehlende Absatzgebiete, schlechte und teure Bahnverbindungen für ihr Bodenerzeugnisse, Ameisenfraß, Unzulänglichkeiten im Verkehr mit Nachbarn und Verwaltern und andere von uns schwer zu kontrollierende Mißstände trieben dann ganze Familien aus den erträumten Paradiesen in die gepriesene Hauptstadt, wo ein großer Teil die Wohltätigkeit der Kolonie, also besonders unseres Vereines in Anspruch zu nehmen sich genötigt sah. Weiter ist auch dem Umstande ein Teil der Schuld der Mißerfolge zuzuschreiben, daß Handwerker skrupellos als Landarbeiter für die Kolonien sich verpflichteten und ohne ernste Prüfung der Verhältnisse Pässe als solche ausgestellt erhielten, auf Grund derer die Vertreter der hiesigen Regierung ihnen Kolonielose übergaben. Unter den Hilfe-

suchenden, von Bandeirantes usw. kommenden Kolonisten, befanden sich u. a. Schuster, Schlosser, Zimmerleute, ein Barbier und ein Buchhändler, alles „Landwirte“. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, festzustellen, wem hierfür die Verantwortung obliegt, die Schuld liegt auf Seiten aller Beteiligten, der vom Mißgeschick Betroffenen, der Behörden, und nicht zum wenigsten aber auf der gewissenloser Auswanderungsagenten. Auch ein großes Stück menschlichen Elends lernten wir an einigen armen Teufeln kennen, die mit dem großen Schube der im Herbst 1909 an die Madeira-Mamoré-Bahn gesandten Arbeiter hinausgegangen waren und die ohne einen Pfennig in der Tasche und durch schwere Krankheit gebrochen, sich schließlich bis hierher gebracht hatten. Das kaiserliche Konsulat, sowie unser Verein unter der Beihilfe mildtätiger Freunde sorgte in mehreren Fällen für ihre Heimbeförderung. Wir statten an dieser Stelle den Vertretern der Schifffahrtsgesellschaften, den Herren Ed. Johnston u. Co., Vertretern der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, und den Herren Zerrenner, Bülow u. Co., Vertretern des Norddeutschen Lloyds, unseren verbindlichsten Dank ab für die uns gewährten Ermäßigungen der Ueberfahrtsbeträge, die uns namentlich auf persönliche Einwirkung der Herren Christiansen vom Hause Johnston und Zerrenner in Firma Zerrenner, Bülow u. Co. gewährt wurden.

Unseren Verpflichtungen laut Absatz a, Artikel 10 unserer Statuten, Krankenpflege, konnten wir weitgehendst nachkommen. Wenn es unsere beschränkten Mittel nicht so ganz, wie es wohl unser Wunsch war, gestattet, dem Uebel der Armut zu steuern, so konnten wir dank dem nicht genug zu rühmenden Entgegenkommen der Herren Dr. Al. T. Wysard und Dr. Walter Seng den Kranken helfen. Herr Dr. Wysard behandelte die große Zahl der ihm von uns zugesandten Kranken während des Geschäftsjahres unentgeltlich, ebenso Herr Dr. Seng, der auch in 3 Fällen Operationen vornahm. Es sei den beiden Herren unser wärmster Dank für ihre opferwillige, tätige Mithilfe auf das herzlichste an dieser Stelle ausgesprochen. Dank sei auch den deutschen Apotheken für die uns gewährten Ermäßigungen auf die von ihnen gelieferten Arzneien. Die Verwaltung des Hospitals „Samaritano“ hatte das große Entgegenkommen, uns drei Scheine, die nur für das Jahr 1909 gültig waren, auf das Jahr 1910 zu übertragen: eine Ersparnis von 150 Milreis für unsere Kasse; Herr Gustav Knoblauch hatte die Liebenswürdigkeit, uns dieses zu vermitteln. Das Hospital Santa Catharina berechnete uns nur 3 Milreis für den Tag für jeden Kranken. Beiden Instituten gebührt der beste Dank des Vereins für ihre wirksamen Unterstützungen.

Auch in anderer Weise war es notwendig, Landsleuten beizuspringen. In mehreren Fällen waren wir genötigt, Rechtshilfe zu verschaffen. Die Herren Dres. Lehfeld und Coelho und Herr Dr. Hugo L. May haben uns auf diesem Gebiete weitgehendst geholfen, zum Teil durch direkte Vermittlung zur Eintreibung von Forderungen sich geschädigt sehender Arbeiter, zum anderen Teil durch ihren bewährten Rat in schwierigen Fällen. Der unterzeichnete Vorstand spricht den Herren den verbindlichsten Dank des Vereins für ihre selbstlose Mithilfe aus.

Es ist unser Bestreben gewesen, von Fall zu Fall zu prüfen, ob die Hilfesuchenden einer Unterstützung würdig waren oder nicht. Wir gingen von dem Standpunkte aus, daß wir dazu berufen waren, nach Möglichkeit helfen zu müssen, daß dabei mancher gewohnheitsmäßige Bummel und Familien, die aus der Bettelerei ein Gewerbe machen, mit bedacht wurden, liegt in der Natur der Sache. Unmöglich ist es, in jedem einzelnen Falle festzustellen, ob alle Klagen der Hilfesuchenden auf Wahrheit beruhen, dazu würde die Tätigkeit eines Beamten nötig sein; die Unterzeichneten, deren Zeit durch ihre berufliche Beschäftigung in Anspruch genommen ist, mußten sich darauf beschränken, vorgelegte Papiere nach bestem Können zu prüfen und Mißbräuchen, d. h. fortgesetzter Bettelerei, nicht Folge zu leisten. Alles in allem sind wir uns bewußt, manche Träne haben trocknen zu können. Freunde unseres Vereins teilten uns im Laufe des Geschäftsjahres

mit, daß einige Elemente sich in der Weise auf den Bettel legten, daß sie erklärten, im Hilfsverein bekämen sie keine Unterstützung. Wir bitten dringend, derartigen Bittstellern keine Almosen zu geben, besonders den deutschen Kaufleuten legen wir diesen Wunsch ans Herz. Der Hilfsverein hat in allen Fällen sein möglichstes getan, seiner Aufgabe gerecht zu werden und konnte es auch mit der ihm von den deutschen Firmen zuteil gewordenen pekuniären Hilfe. Arbeitsscheuen und Vagabunden verweigerten wir, nachdem wir uns überzeugt hatten, es mit solchen zu tun zu haben, selbstverständlich die Mittel des Vereins. In einzelnen Fällen waren wir genötigt, da unsere eigenen Einnahmen nicht zur vollkommenen Hilfeleistung ausreichten, Sammelisten auszustellen, in denen wir Notleidende der weiteren Wohltätigkeit empfahlen. Wir danken verbindlichst für die uns auch auf diesem Wege gewordene bereitwillige Beihilfe.

In der Fülle der an uns gestellten Anforderungen spielt die Bitte um Kleidungsstücke eine große Rolle. Verschiedene Gönner und Familien waren so freundlich, uns abgelegtes Zeug und Fußbekleidung zu stiften, womit uns sehr gedient war. Wir richten wiederum die Bitte an unsere Kolonie, uns auch fernerhin soviel wie möglich entbehrliches Zeug, Wäsche und Hausgeräte zu spenden, in vielen Fällen ist den Leuten damit mehr gedient als mit barem Gelde. Eine wertvolle Stütze fanden wir ferner in der Hilfe der deutschen Presse. Unsere beiden Zeitungen waren stets zu unserer Verfügung zur unentgeltlichen Aufnahme von Anzeigen, Stellungsgesuchen usw., und zur Erteilung von Auskünften. Auch ihnen unseren herzlichsten Dank. Sehr zu wünschen wäre es, daß die Damen der Kolonie sich in den Dienst der Wohltätigkeit stellten; in welcher Weise, wäre in dahinzuliegenden Besprechungen zu beschließen.

Wie aus dem Kassenbericht ersichtlich, hat der Verein in diesem Jahre eine erfreuliche Zunahme seiner Beiträge zu verzeichnen. Das Interesse für das Allgemeinwohl sollte auch den weniger Bemittelten veranlassen, durch kleine Beiträge mitzuarbeiten an dem Zwecke des Vereins: „Not zu lindern und Brot zu schaffen — zur Ehre der alten und der neuen Heimat.“

Von einem unserem Blatte befreundeten Geschäftsmann in Rio de Janeiro erhielten wir einen ihm aus Barcelona zugewandenen Brief zugestellt, der beweist, daß die „spanischen Schatzschwindler“ immer noch nicht ausgestorben sind — oder immer noch Dumme finden. Zur Erheiterung unserer Leser wollen wir das Schreiben, das vom 3. April datiert und J. von M. unterzeichnet ist, wenigstens im Auszug wiedergeben. Der Schreiber sitzt in Spanien „wegen Bankerotts“ im Gefängnis (was ihn nicht hindert, derartige Briefe zu schreiben resp. schreiben zu lassen), hat aber in einem Koffer „auf einer ausländischen Bahnstation“ die immerhin ganz hübsche Summe von 800.000 Franken liegen. Schade nur, daß es ziemlich umständlich ist, zu dem gutgespickten Koffer zu kommen. Man muß nämlich — lassen wir den Schreiber einmal selbst sprechen „selbst hierher nach Spanien kommen, um durch Bezahlung meiner Prozeßkosten und Geldstrafe an das hiesige Gericht (zusammen 18.000 Pesetas) mein hier mit Beschlagnahme belegtes Handgepäck auszulösen, in welchem sich in einem Geheimfache (das durfte nicht fehlen!) gewisse Dokumente befinden, ohne welche es unmöglich ist, mein Vermögen von dem Depot erheben zu können! — Als Belohnung für Ihre Mühe und Ihre Dienste trete ich Ihnen den dritten Teil der obengenannten Summe ab.“ Falls man — unser Gewährsmann wird wohl nicht der Einzige sein, der einen solchen Brief erhalten hat — entschlossen ist, nach Spanien zu reisen, die 18.000 Pesetas „an die spanischen Gerichte“ zu zahlen usw., so hat man nur die Adresse: Juan Delfin, Cortes 662 primero primera, Barcelona, die Worte „Ersatzteile senden“ zu telegraphieren. Das Weitere findet sich dann. Wenn also einer unserer Leser Lust hat, die Sach mal zu versuchen, so kann er das ja tun. Wenn er dann den vielen Mammon hat, kann er uns ja eine kleine Kommission von 80 bis 100.000 Pesetas abgeben.

Wie wir hören, beabsichtigt die Präfektur, im Lapa-Viertel einen neuen Friedhof anzulegen, da die Bevölkerung dieser Stadt-

gehend schnell zunimmt und die Entfernung nach den anderen Friedhöfen recht beträchtlich ist.

— Am Dienstag, den 18. April 1911, verschied nach schwerem Leiden die Gattin des Herrn Philipp L. Kling in Petropolis, Frau Wilhelmine Kling. Wir sprechen der trauernden Familie unser Beileid aus.

— Ihre Verlobung feierten Fräulein Schließ und Herr Emil Rosenbaum. Wir gratulieren.

— Der Theaterkritiker der in Rio erscheinenden „Noticia“ schreibt in einer gestern in dem genannten Blatte veröffentlichten Darlegung: „Es scheint, daß die mit der Eröffnung des Municipaltheaters in S. Paulo betraute Kommission der von Mascagni geleiteten Operngesellschaft die vorzieht, der Titta Ruffo angehört. Das scheint mir ein schwerer Irrtum zu sein, der beweist, daß die Hoffnung, daß man in S. Paulo die Angelegenheit des Municipaltheaters mit Scharfsinn und Kunstverständnis angreifen würde, zunichte werden dürfte. Meine Meinung ist unverdächtig. Persönlich habe ich nicht die mindeste Sympathie für die von Mascagni vertretene musikalische Richtung, ich kämpfe im Gegenteil in gegnerischen Lager. Was aber keinen Zweifel zuläßt, ist, daß zwischen Mascagni und Ruffo ein großer Unterschied besteht. Der Komponist der „Isabeau“ ist der Führer einer Schule, hat einen Weltrauf, und, wenn man über seine Verdienste als Komponist verschiedener Meinung sein kann, so bestreitet ihm niemand, daß er ein ausgezeichneter Dirigent ist. Titta Ruffo aber ist ein großer Baryton und weiter nichts. Es handelt sich auch gar nicht um die Gesellschaft des Colon Theaters, die nach S. Paulo kommen soll, denn das Orchester dieses Theaters verläßt Buenos Aires für kein Geld und die Bühneneinrichtungen, Dekorationen etc. gehören der Stadtverwaltung. Es handelt sich um eine zu dem einzigen Zweck, Ruffo glänzen zu lassen, zusammengestellte Gesellschaft. Es scheint mir die Aufgabe der paulistauer Presse zu sein, sich der Frage anzunehmen und die Kommission zu orientieren, die aus sehr distinguierten Kavalieren besteht, die aber, wie mir scheint, auf künstlerischem Gebiete Laien sind und vor allen Dingen in Theaterangelegenheiten unfähig sind.“

— Die Brasilianische Bank für Deutschland teilt uns offiziell mit, daß Herr Direktor Alfred Plaas, bisher der Leiter der Filiale in S. Paulo, nach langjähriger und erfolgreicher Wirksamkeit auf seinen Wunsch aus der Bank ausgeschieden ist, um nach seiner Uebersiedlung nach Deutschland in die Direktion der Diskonto-Gesellschaft einzutreten. Gleichzeitig teilt uns die Bank mit, daß Herr Ernst Laurent zum Prokuristen (bei der Zweigniederlassung in Porto Alegre) ernannt wurde. Auch erhielten wir ein Verzeichnis, das die Unterschriften sämtlicher in Brasilien tätiger Direktoren, stellvertretender Direktoren und Prokuristen der Bank in Facsimile-Druck enthält.

— Unsere Leser werden sich erinnern, daß seinerzeit Herr Alaor de Queiroz mit seinem Freiballon „Cruzeiro do Sul“ mehrere Aufstiege unternahm. Er ging dann nach Europa, um einen Flugapparat bauen zu lassen, der im allgemeinen ein Blériot-Apparat ist, doch hat Herr Queiroz einige von ihm erdachte Veränderungen anbringen lassen. Das Flugzeug hat einen Motor „Borelli“, Typus „Anzoni“ von 75 Pferdestärken. Herr Queiroz hat mit dem Industriellen Herrn Paulo Cardoso zusammen die „Empresa Brasileira de Aviação“ gegründet und wird nächstens hier Flugversuche unternehmen.

— Das Bundessteueramt hat im Monat April 644:128\$274 eingenommen gegen 594:692\$190 im gleichen Monat des Vorjahres, was einem Mehr von 49:436\$084 entspricht. In den ersten vier Monaten des laufenden Jahres sind 483:341\$079 mehr eingegangen als im gleichen Zeitraum des Vorjahres.

— Das alte Isolierhospital in Santos wird, wie der Ackerbausekretär in Uebereinstimmung mit seinem Kollegen des Innern beschloß, niedergerissen werden (das neue befindet sich bereits im Bau). An seiner Stelle soll eine Einwandererherberge erbaut werden, die den Einwanderern alle Bequemlichkeiten bieten wird die sie billigerweise verlangen können.

Dünger

Kalisalze, Chilisalpeter und Phosphatdünger
mit garantiertem Gehalt, sicherer Wirkung.

FERNANDO HACKRADT

Repräsentant des KALISYNDIKAT, STASSFURT, Allemanha.

N. 99, RUA DA ALFANDEGA, N. 99

Rio de Janeiro.

Telegramm-Adresse: H A C K R A T O S

Caixa de Correio 566.

— Die Herren Zerrrenner, Bülow u. Co. haben am Sonnabend 27:681\$970 Eigentumsübertragungssteuer an den Staatsschatz bezahlt und zwar handelt es sich um den Erwerb der Besitzung „Morro Agudo“ im Munizip Cajuru. Verkäufer ist der Coronel João Thomaz de Carvalho, der Verkaufspreis beträgt 412:548\$.

— Das zehnjährige Geschäftsjubiläum der Companhia Lithographica Hartmann-Reichenbach gestaltete sich zu einem wahren Volksfest. Wohl noch nie hat eine hiesige Firma ihren Angestellten und Arbeitern ein so gemütliches, wohl vorbereitetes und tadellos verlaufenes Fest geboten. Die Teilnehmer wurden in Extrawagen der Straßenbahn nach der Chacara des deutschen Krankenhauses befördert, wo überall Zelte errichtet waren, in denen Bier, Zigarren, Butterbrote und andere gute Dinge verteilt wurden. Es waren alle Angestellten der Firma und gegen 250 Arbeiter anwesend, mit den Frauen und Kindern wohl 800 Personen. Links war ein künstlerisch ausgeschmückter Pavillon für die Festgeber, die Presse usw. errichtet. Es gab Spiele, Scheibenschießen, Sackhüpfen usw. Die Sieger erhielten wertvolle Preise. Abends fehlte natürlich das obligate Tänzchen nicht. Erst gegen 10 Uhr war das schöne Fest zu Ende, das allen Teilnehmern noch lange in angenehmer Erinnerung bleiben wird.

Bijou-Theater. Voller als voll war es gestern im „Bijou“. Wenn der Zuschauerraum doppelt so groß wäre, wäre er jedenfalls auch voll gewesen. Die Polizei mußte zweimal einschreiten, um ein allzu lebensgefährliches Gedränge zu vermeiden. Am meisten gefiel der Film „Der Grenadier Roland“, eine packende Szene aus dem Feldzuge Napoleons I. gegen Rußland. Dieser wirklich sehenswerte Film wird heute im zweiten Teile wiederholt. Im übrigen verweisen wir auf den Anzeigenteil.

Polytheama. Gestern verabschiedete sich mit „Mam'zelle Nitouche“ die Gesellschaft Gattini-Angelini von unserem Publikum. Die Vorstellung war sehr gut besucht, die Zuschauer bezeugten der Gesellschaft, die so Tüchtiges geleistet hat, noch einmal ihre Sympathie und ihre Dankbarkeit für manchen genußreichen Abend. Heute tritt zum ersten Male die neapolitanische Volksschauspielgesellschaft unter der Leitung Carlo Nunziatas auf. Gegeben wird (in neapolitanischem Dialekt) „Das Fest des Todes“ (La Festa della Morte).

Munizipien.

Vom 27. April.

Santos. In Erledigung eines Gesuches der „Brazilian Railway Construction Company Ltd.“ wird die Munizipalkammer erlauben, daß die (von Santo Antonio de Juquia kommende) Eisenbahnlinie durch die Avenida Rebouças in die Stadt geführt wird. Der Personenbahnhof wird in der Avenida Anna Costa sein, von da wird die Linie noch, jedoch nur für den Transport von Gütern, bis Villa Macuco weitergeführt.

— Der Finanzminister bewilligte die zollfreie Abfertigung des Gepäcks des neuen deutschen Konsuls für S. Paulo, Herrn von der Heyde, der mit dem Dampfer „Habsburg“ hier erwartet wird.

— In dem Hause Rua S. Bento Nr. 20 war der portugiesische Schneider Manuel Henrique de Almeida etabliert, der schon seit langen Jahren hier ansässig und allgemein geachtet war. Er hatte früher sein Geschäft in verschiedenen anderen Häusern, doch immer im Zentrum der Stadt. In der letzten Zeit nun fing seine Kundschaft an abzunehmen, was er der ungünstigen Lage des Geschäfts zuschrieb. Umziehen konnte er nicht gut, da sein Mietskontrakt ihm die Uebertragung des Hauses an einen anderen verbot. So wurde er immer trübsinniger, bis er vorgestern den verzweifelten Entschluß faßte, sich das Leben zu nehmen. Er ging nach dem Frühstück, ohne daß jemand etwas von seiner Absicht geahnt hätte, in sein Schlafzimmer, zog den Rock aus, nahm einen Karabiner, der immer im Zimmer hing, legte sich aufs Bett, hielt die Mündung der Waffe an den Kopf und drückte ab. Sein Kopf wurde vollständig zerschmettert, alle Wände waren von dem herumspritzenden Gehirn besudelt. Almeida hinterläßt außer seiner Witwe zwei Töchter, die noch die Schule besuchen.

— Von Rio de Janeiro kam gestern um 10 Uhr morgens der Kreuzer „Benjamin Constant“ hier an. Er steht unter dem Kommando des Fregattenkapitäns Rodolpho Ramos Pontes und wird hier den Kreuzer „Tiradentes“ erwarten, der von Paraguay zurückkommt.

Campinas. Im früheren „Frontão“ wird eine Fabrik von Holz- und Wachszündhölzern eingerichtet werden. Das Rohmaterial für die Holzzündhölzer wird aus Curityba bezogen werden. Die neue Fabrik wird ihre Tätigkeit bereits nächsten Monat beginnen.

— Vorgestern gegen halb 12 Uhr vormittags wollte der Bahnhofsangestellte Bento Marquez die Eisenbahngleise des Bahnhofes überschreiten, um einem mit Rangieren beschäftigten Lokomotivführer einen Auftrag mitzuteilen, als er von einem von der Lokomotive Nr. 7 gezogenen Viehtransportwagen überfahren wurde. Beide Beine wurden dem Unglücklichen fast vollständig vom Rumpf getrennt. Er starb, als er eben ins Hospital der portugiesischen Wohltätigkeitsgesellschaft (Beneficencia Portuguesa) aufgenommen werden sollte. Bento Marques war Portugiese und bereits seit 15 Jahren im Dienste der Paulista.

— Vorgestern gegen 1 Uhr nachmittags brach über Villa Americana ein schreckliches Unwetter von kurzer Dauer, — nur etwa 10 Minuten — aber unerhörter Heftigkeit herein. Binnen wenigen Augenblicken stürzten vier von Arbeiterfamilien bewohnte Häuser ein, wobei 12 Personen verwundet wurden, darunter 3 schwer. Unter den Verwundeten befinden sich 8 Kinder und 3 Frauen. Auch die Umfassungsmauer des Friedhofes wurde von dem Sturm teilweise niedergeworfen.

— Das Unwetter, das vorgestern, wie gemeldet, über Campinas und Umgebung niederging, hat nicht nur in Villa Americana Menschen zu Schaden gebracht, sondern auch in Vallinhos. Eine Kolonistenfamilie, die von dem Unwetter im Freien überrascht wurde, suchte Schutz unter einem Orangenbaum, als plötzlich ein Blitz niederzuckte und Maria Rombaldi erschlug, während ihr Vater Primo Rombaldi und weitere vier Personen derselben Familie mit Brandwunden davankamen. Ein kleiner Hund, der auch mit unter dem Baume Schutz gesucht hatte, wurde ebenfalls getötet. Maria Rombaldi wurde gestern in Rocinha beerdigt.

Vom 28. April.

Santos. Vorgestern, als das staatliche Steueramt (Mesa de Rendas) geschlossen wurde, wurden 3 Beamte aus Versehen eingeschlossen. (Sollten sie allzu eifrig bei der Arbeit gewesen sein oder — geschlafen haben?) Sie telephonierten, als sie ihre Lage merkten, verzweifelt nach der Polizei um Hilfe, diese teilte den Fall dem Vorsteher des Steueramts mit und dieser befahl dem Portier, die „Staatsgefangenen“ zu befreien.

— Vor einiger Zeit veranlaßte Onofre Pacheco, der Vorarbeiter eines Arbeitertrupps der Dockgesellschaft ist, daß der portugiesische Arbeiter Joaquim (Manoel) Lopes mit noch drei Genossen entlassen wurde. Lopes und die drei anderen waren begreiflicherweise nicht erbaut über die Handlungsweise Pachecos, und beschlossen, ihn zur Rede zu stellen. Vorgestern nachmittag um 5 Uhr nun, als Pacheco von der Arbeit nach Hause gehen wollte, stellten sich ihm an der Ecke der Straßen General Camara und Constituição die vier entlassenen Arbeiter entgegen und verlangten eine Erklärung von ihm. Da er keine geben konnte, fiel ihnen genügt hätte, machten sie Miene, über ihn herzufallen. Pacheco zog darauf seinen Revolver und schoß auf Lopes, der in den Unterleib getroffen zusammenbrach. Pacheco entflohe, kam aber nur bis zu dem Grundstück Rua do Rosario 312, wo er sich versteckte, jedoch bald von einem Polizeiamt entdeckt und verhaftet wurde. Er erklärte bei seiner Vernehmung, in Notwehr gehandelt zu haben. Der Zustand des verwundeten Lopes, der nach dem Krankenhaus gebracht wurde, ist äußerst bedenklich.

— Die Fruchtextportgesellschaft wird am 2. Mai ihre geschäftliche Tätigkeit mit dem Versandt von 6000 Bananentrauben beginnen, die mit dem Dampfer „Amazon“ nach Buenos Aires gehen. Mit dem Dampfer „Araguaya“ erwartet die Gesellschaft von dort 40 Körbe Trauben, 20 Körbe Birnen und 20 Körbe Äpfel.

Campinas. Herr Emil Cramer, der in Osasco eine Obstplantage besitzt, hat im „Basar da China“ eine Ausstellung von Birnen und Äpfeln eröffnet, die von ihm selbst gezogen sind.

— Die Herren Rawlinson, Müller u. Co., Konzessionäre der elektrischen Beleuchtung in Villa Americana, Rebouças, Cosmopolis und in der Kolonie Nova Odessa, scheuen keine Mühe, um die genannte Verbesserung sobald als möglich einweihen zu können. Vorgestern kam in Villa Americana bereits ein Teil des Materials für die elektrischen Installationen an. Die elektrische Beleuchtung kann in dieser Ortschaft noch vor Ende des Jahres, vielleicht schon im September oder Oktober, eingeweiht werden.

Pederneiras. In den letzten Tagen der vergangenen Woche erschienen auf den Viehweiden der Besitzung Coqueiral des Herrn Laemmert 5 mit Karabinern bewaffnete Individuen, die 20 Pferde und Maultiere mit sich führten. Da man annahm, daß es Pferdediebe seien, wurde der Polizeikommissar von Jacanga per Telefon gebeten, auf die Bande acht zu geben, denn sie hatte sich in der Richtung nach jener Ortschaft entfernt. Da der Polizeikommissar keine Soldaten zur Verfügung hat, brachte er 16 mutige Leute zusammen, mit denen er die Verfolgung aufnahm. Die Brüder Sebastião und Avelino Prado, die an dem Zuge teilnahmen, eilten den Gefährten voraus und holten die Banditen ein, die sofort das Feuer eröffneten. Avelino Prado wurde gleich von einem der ersten Schüsse tödlich getroffen, doch kamen mittlerweile die anderen heran und die Banditen mußten vor der Uebermacht in eine nahe Hütte flüchten, von wo aus sie das Feuer fortsetzten. Der Polizeikommissar ließ die Hütte umstellen und schickte einen Mann nach Ibitinga, um Hilfe zu requirieren. Der Leichnam Avelino wurde ebenfalls nach Ibitinga geschafft. Von den gestohlenen Pferden wurden 14 Stück beschlagnahmt. Ueber den endgültigen Ausgang der Sache liegt noch keine Nachricht vor.

Barretos. Die „Companhia Frigorifica e Pastoril“ hat ein Rundschreiben an die Landwirte der Zone gerichtet, in dem sie zur Zucht und Mastung von Schweinen auffordert und sich anheischig macht, große Mengen von diesen Tieren aufzukaufen, sobald der Schlachtviehhof und die Gefriereinrichtungen fertig sein werden.

Jacarehy. Eine bedeutende hiesige Firma beabsichtigt hier eine große Fabrik von Dach- und Mauerziegeln zu errichten, die, mit elektrischer Kraft betrieben, imstande sein soll, täglich 24.000 Ziegel herzustellen. Als Baustelle ist der Campo Grande in der Nähe der Zentralbahn ausersehen.

Vom 29. April.

Santos. Die Handelsvereinigung von Santos veröffentlicht einen Bericht über die Aussichten für die nächste Kaffeeernte, den wir bei der großen Wichtigkeit, den die Sache für alle Welt hat, ziemlich unverkürzt wiedergeben wollen. „In der Absicht, dem hiesigen Platze und allen Interessenten glaubwürdige Informationen über die bevorstehende Kaffeeernte zu liefern, beschloß die Direktion der Handelsvereinigung, die Organisation des Nachrichtendienstes direkt selbst in die Hand zu nehmen und zu diesem Zwecke die Dienste und den guten Willen ihrer Mitglieder, der Kaffeekommissäre in Santos und ihrer Korrespondenten und Reisenden im Innern in Anspruch zu nehmen. Von den verteilten Listen gingen bereits 39 ein, darunter die aus den bedeutendsten Kaffeegebieten des Staates und einige aus Südminas. Die Summe der Produktion dieser Municipien gibt für die hängende Ernte eine Gesamtmenge von 6.335.876 Sack gegen 5.181.694 Sack der vorigen Ernte, was für die künftige ein Mehr von 22,2 Prozent bedeutet. Da es nicht wahrscheinlich ist, daß die in den bisher noch nicht abgelieferten Listen enthaltenen Daten diesen Prozentsatz wesentlich ändern werden, so denken wir, daß die Interessenten an der weiter unten abgedruckten Liste einen mehr oder weniger sicheren Anhalt für ihre Berechnungen haben. Was an der Aufzählung der einzelnen Municipien besonders auffällt, ist die Unregelmäßigkeit in den Angaben für einzelne Zonen, die soweit geht, daß in einigen die Angaben für die künftige Ernte geringer sind, als das Ergebnis der vorigen. Das hängt mit atmosphärischen Einflüssen zusammen, die betreffenden Gegenden wurden von außerordentlicher Trockenheit, Hagelschlag etc. heimgesucht. Es bleibt noch zu bemerken, daß die Listen der Municipien meist sehr ausführlich gehalten sind, mit Angabe der Namen der einzelnen Produzenten und der von ihren Besitzungen gelieferten Mengen. Die Listen befanden sich in den Händen durchaus kompetenter Herren, die die betreffenden Bezirke genau kennen. Hier die Liste der Municipien, über die die Angaben bereits vorliegen. Die Zahlen verstehen sich in Sack für die Jahre 1910 (vorige) und 1911 (zukünftige) Ernte.

	1910	1911
Campinas	240.000	292.500
Ituverava	28.625	22.175
Araraquara	230.237	233.562
Limeira	78.775	118.925
Jacutinga sul de Minas	51.667	82.287
Ouro Fino, idem	7.054	11.208
Pindamonhangaba	—	28.425
Leme	34.350	50.987
Santa Cruz da Conceição	5.775	7.987
Bebedouro	53.300	97.850
Tayuva	37.300	50.575
Jaboticabal	144.925	175.875
Taubaté	47.750	44.000
Araras	92.712	127.590
Botucatu'	146.210	204.990
S. Manuel do Paraíso	240.302	407.882
Bragança	180.000	210.000
Igarapava	55.415	47.977
Jardinópolis	107.282	110.587
Avaré	69.295	75.022

	1910	1911
Itatinga	42.712	49.625
Lençoes	42.712	57.235
S. Paulo dos Agudos	54.010	100.042
Bauru'	23.525	36.650
S. Carlos do Pinhal	300.000	350.000
Porto Ferreira	29.625	22.000
Rio Claro	100.000	150.000
Taquaritinga, von C. Bastos bis S. João da Ariranha	226.799	431.005
Patrocínio do Sapucahy	19.375	30.500
Franca	93.230	148.817
Jahu'	525.021	518.882
Ribeirão Preto	752.719	685.678
Cravinhos	225.333	272.497
Mococa	—	175.000
Pedreiras	50.000	62.222
Amparo	222.222	312.500
Sertãozinho	375.000	187.500
Monte Alto	87.167	120.152
Batataes	164.552	225.167
	5.181.794	6.335.876

Es fehlen noch viele Municipien, weshalb die Direktion, um auf einmal möglichst vollständige Informationen liefern zu können, beschloß, die von den Herren Motta & Amaral aufgestellte Kalkulation über die wahrscheinliche Produktion der übrigen Municipien mit der gütigen Erlaubnis der genannten Herren zu benutzen, so daß der Voranschlag bis zu einem gewissen Grade vollständig wird. Die Liste der Herren Motta & Amaral enthält folgende Zahlen (nur für die künftige Ernte):

	Sack
Rest von der Igarapara-Linie	87.261
Rest v. d. Sta. Rita do P. Quatro-L.	128.000
Rest von der Mococa-Linie	208.000
Rest von der Nordbahn-Linie	152.572
Rest von der Bragantina-Linie	70.000
Rest von der Itararé-Linie	65.000
Mogy-mirim	70.000
Itapira	100.000
Espírito Santo do Pinhal	150.000
Mogy-guassu'	25.000
S. João da Boa Vista	165.000
Casa Branca	65.000
Tambahu'	50.000
S. Simão	370.000
Itatiba	102.000
Annapolis	47.000
Brotas	97.000
Dois Corregos	139.000
Pirassununga	89.000
Descalvado	160.000
Palmeiras	105.000
Dourado	245.000
Pitangueiras	70.000
Tieté	75.000
Piraju'	75.000
Ituana-Linie	300.000
Santa Cruz do Rio Pardo	70.000
Pederneiras	35.000

Total 3.314.833

Mit den 6.335.876 Sack der obenstehenden Liste der Municipien beträgt also die Schätzung für die künftige Ernte... 9.650.709 Sack, wobei der Rest des aus dem südlichen Minas

stammenden Kaffees, der für den Export über Santos in Frage kommt, noch nicht einhegriffen ist.“ — Es folgt dann eine Aufzählung der Firmen, die der Handelsvereinigung von Santos die Auskünfte geliefert haben. Es sind natürlich nur wohlbekannte Häuser, deren Zuverlässigkeit über jeden Zweifel erhaben ist. Daß die künftige Ernte also so unbedeutend sein wird, wie manche Leute in leicht zu durchschauender Absicht glauben machen wollen oder wollten, ist ausgeschlossen, es kann aber auch von keiner Riesenernte die Rede sein. Die Preise werden sich also höchst wahrscheinlich halten, oder sie werden sogar langsam noch ein wenig anziehen. Große Ueberraschungen sind wohl nicht mehr zu erwarten, da die Valorisationsverkäufe vorüber sind.

Vom 1. Mai.

Santos. In der Nacht von Freitag zu Sonnabend ist hier das Gebäude Rua 15 de Novembro Nr. 64, das an der Rua 11 de Junho entlang bis zur Praça Maua durchging, niedergebrannt. Die Feuerwehr wurde genau um Mitternacht alarmiert, doch war sie, trotzdem drei große Dampfspritzen in Tätigkeit traten, nicht imstande, zu verhindern, daß das sehr alte, zum guten Teil aus Holzwerk bestehende Gebäude vollständig ein Raub der Flammen wurde. Das Feuer ist wahrscheinlich in dem altbekannten Restaurant „Börsenhalle“ ausgebrochen, das sich seit vielen Jahren in dem Hause befand und zuletzt im Besitz des Herrn Attilio Tonini war. Ueber dem Restaurant befand sich das Kontor der Firma João Procopio, Irmãos u. Co., nach der Praça Maua zu lagen die Kontore der Makler Quintino Ratto und Simonsen und das Güterdepot der City. Der nach der Praça Maua zu gelegene Teil des Gebäudes blieb fast verschont. Das Nachbargebäude in der Rua 15 de Novembro, wo sich die Druckerei und Papierhandlung der Herren Peixinho u. Oliveira befindet, erhielt ebenfalls starke Beschädigungen, besonders durch den Einsturz des Daches und der Wände des zuerst in Brand geratenen Gebäudes. Das Restaurant „Börsenhalle“ soll nicht versichert gewesen sein. Das abgebrannte Gebäude gehörte zur Erbschaftsmasse des Conselheiro Boaventura de Souza.

— Auf der Rückreise nach Rio kam vorgestern der deutsche Gesandte, Herr Dr. Michahelles, mit dem Dampfer „Itaipava“ hier an und wurde von Herrn Konsul E. Bormann empfangen. Die Herren besuchten verschiedene Punkte der Stadt und besichtigten auch mehrere Sektionen der Dockgesellschaft, wobei der Herr Gesandte Gelegenheit nahm, die modernen Einrichtungen und den wohlgeordneten Betrieb der Gesellschaft aus eigenem Augenschein kennen zu lernen.

— Es wird versichert, daß der Verkauf der sämtlichen Kontrakte und des sämtlichen Besitzes der City of Santos Improvements Company — Gas, elektrisches Licht, elektrische Kraft, elektrische Straßenbahn — an die Firma Gaffre & Guinle so gut wie abgeschlossen ist. Der Preis soll 11.000 Contos betragen.

— Heute werden die neuen Bestimmungen über den Besuch der einkommenden Schiffe durch die Zollbehörde in Kraft treten. Der Guardamor des Zollamtes oder sein Gehilfe haben sich in Begleitung von Zollwächtern an Bord zu begeben, sobald das Schiff sich der Hafeneinfahrt nähert. Auf der Fahrt von da nach dem Ankerplatz ist das Handgepäck der Passagiere zu untersuchen, so daß diese sofort nach dem Anlegen des Schiffes mit ihren Koffern an Land gehen können. Da die Hafensanitätsbehörde jedoch noch keine neuen Instruktionen vom Minister des Innern bekommen hat, gedenkt sie ihre Besuche wie bisher vorzunehmen, d. h. innerhalb des Hafens. Dadurch wird die von der Zollbehörde ausgehende Verbesserung des Dienstbetriebes vorläufig wohl wieder illusorisch gemacht werden, da die Zollbeamten die Schiffe nicht betreten dürfen, ehe nicht die Sanitätspolizei ihren Besuch gemacht hat. Ja, könnte nicht die Sanitätsbehörde resp. ihr Chef sich mal einen Ruck geben und sich entschließen, den Kollegen vom Zoll entgegenzukommen und mitzumachen? Im Geiste der neuen Bestimmungen, die doch im Ministerrat beschlossen

worden sind, liegt es ganz gewiß, wenn der Minister des Innern auch noch keine formelle Anweisung gegeben hat. Oder warum bittet man nicht telegraphisch um Verhaltensmaßregeln? Es wird doch sonst genug telegraphiert.

— Gestern wurden hier 203 Einwanderer ausgeschifft, und zwar kamen 121 mit dem deutschen Dampfer „Halle“, 11 mit dem deutschen Dampfer „Tijuca“, 22 mit dem spanischen „Cadiz“, 15 mit dem englischen „Tennyson“ und der Rest mit brasilianischen Dampfern. Mit dem halb 5 Uhr abgehenden Zuge schickte die Einwanderungsinspektion 29 von den Einwanderern nach São Paulo weiter.

Espirito Santo do Pinhal. Hier erschoss sich Sonnabend Herr Honorio Bueno de Camargo. Der Lebensmüde war Bräutigam und hat keinerlei Erklärung über seine verzweifelte Tat hinterlassen.

Vom 2. Mai.

Santos. Vorige Woche kamen auf dem hiesigen Telegraphenamt mehrere Kisten mit den für die Funkentelegraphenstation auf dem Monte Serrat bestimmten Apparaten an. Die Installation der Station, die schon weit gefördert ist, wird durch Herrn Telegrapheninspektor Oskar Kurtz geleitet.

Juquery. Vorgestern nachmittag gerieten in einem Geschäftshause in der Nähe des Bahnhofs der Portugiese Henrique Borba und ein gewisser José da Luz miteinander in Streit, weil letzterer ersteren provozierte. Beide waren stark angetrunken und setzten den Streit, nachdem sie das Geschäft verlassen hatten, auf der Straße fort. Mit einem Male zog José da Luz ein Messer, stürzte sich auf Borba und versetzte ihm einen tiefen Stich in die linke Seite der Brust. Ein Italiener und noch ein Mann, die dazwischentreten wollten, wurden ebenfalls von dem Wütenden angegriffen und verwundet. Der unglückliche Henrique Borba erlag nach wenigen Minuten seiner Verletzung, während der Mörder die Flucht ergriff.



Bundeshauptstadt.

Rio, Donnerstag, den 27. April.

— Das Landwirtschaftsministerium in Rio hat im Staat S. Paulo 20 des Pflügens etc. genau kundige Leute kontrahiert, — meist Söhne von in Villa Americana ansässigen Nordamerikanern, jedoch auch einige Brasilianer — von denen jeder einer der bundesstaatlichen Landwirtschaftsinspektionen in den Staaten beigegeben wird, um im ganzen Lande die praktische Kenntnis des Pflügens, Eggens, Walzens, des Arbeitens mit Sä- und Erntemaschinen etc. zu verbreiten. Wahrscheinlich werden bis Ende dieses Monats alle 200 „Pflüger“ — dies ist ihr offizieller Titel — nach ihrem Bestimmungsorte abgegangen sein. Jeder Pflüger wird in dem ihm angewiesenen Staate von Munizip zu Munizip ziehen und überall ein halbes bis ein Hektar mit Pflug, Egge, Walze, Sämaschine etc. bearbeiten. Zu diesen praktischen Vorführungen sollen die Landwirte überall in möglichst großer Vollzähligkeit herangezogen werden, auch die größeren Schuljungen sollen Gelegenheit erhalten, die neue fortgeschrittenere Methode des Ackerbaues kennen zu lernen. Die Landwirtschaftsinspektoren der verschiedenen Distrikte haben die nötigen landwirtschaftlichen Geräte und Maschinen bereits erhalten.

— An Bord des Dampfers „San Nicolas“ ist beim Stranden des Schiffes eine ungefähr 20 Jahre alte Portugiesin, die im Zwischendeck reiste, vor Angst wahnsinnig geworden. Sie mußte nach der Ankunft der Passagiere in Rio im Irrenhaus untergebracht werden.

— Brasilien wird sich an dem im Laufe des Monats Mai in London abzuhaltenden Musikkongreß aus Mangel an einem dazugehörigen Kredit nicht vertreten lassen.

Der Marineminister erhielt die telegraphische Mitteilung, daß der Kapitänleutnant unserer Kriegsmarine, Herr Jorge Henrique Müller, das Patent als Fliegerpilot erworben hat. Herr Müller hat bei dem bekannten Flieger Farman gelernt.

Die Langlebigkeit unserer Bevölkerung ist erstaunlich. Gestern wurde hier auf dem Friedhof von Campo Grande ein Landwirt namens Ricardo Antonio de Oliveira beigesetzt, der das ansehnliche Alter von 100 Jahren erreicht hat.

Die Klugen werden nicht alle. Aus Guaratingueta und Lorena sind gestern an Bord des Dampfers „Ipiranga“ verschiedene Schatzgräber nach der Insel Trindade gefahren, um nochmals nach dem berühmten Schatz zu suchen, den die vorhergehenden Expeditionen nicht gefunden haben. Sie haben 14 Arbeiter mitgenommen und wollen 12 Tage auf der Insel zubringen.

Die neue auf Grund des Dekretes vom 4. Januar dieses Jahres gewählte Munizipalkammer wird heute ihre Sitzungen eröffnen. Der Präfekt, General Bento Carneiro, wird eine Botschaft vorlesen, in der u. a. die gute finanzielle Lage des Bundesdistrikts hervorgehoben wird, dessen Einnahmen stetig im Steigen sind.

Rio, Freitag, den 28. April.

Während des Jahres 1910 wurden in der Bundeshauptstadt Waren inländischer Herkunft im Werte von 43.473 Contos abgeliefert. (Es handelt sich dabei nur um die Hauptartikel, wie Zucker, Bohnen, Tabak, Mais etc.)

Wie wir schon mehrfach erwähnten, hat die Regierung den Korvettenkapitän Mourão dos Santos nach Portugal geschickt, um daselbst 200 Matrosen und 600 Heizer für unsere stolze Kriegsflotte anzuwerben, hauptsächlich wohl, damit einer der Kästen zu den Krönungsfeierlichkeiten nach England geschickt werden kann. Nach dem in Lissabon erscheinenden „Diário de Notícias“ bietet Brasilien den Leuten folgende Bedingungen: Die Heizer 1. Klasse bekommen monatlich 120, die 2. Klasse 97 Milreis brasilianischer Währung, außerdem natürlich vollständige freie Station und freie Hin- und Rückfahrt im Zwischendeck. Es wird ihnen einmal — bei der Einstellung — eine vollständige Ausrüstung von Kleidern etc. geliefert, die später nötig werdenden Stücke müssen sie bezahlen. Der Kontrakt läuft auf drei Jahre, die Regierung ist bei schlechter Aufführung des Mannes berechtigt, den Kontrakt aufzuheben. Von der Löhnung wird monatlich ein Pfund Sterling (15 Milreis) zurückgehalten, als Kautions (Sicherstellung gegen Desertion etc.), diese Kautions stellt zugleich eine Sparsumme dar, die dem Mann bei Ablauf oder Aufhebung des Kontrakts ausgezahlt wird. Die Angeworbenen müssen sich zum Gehorsam gegen alle brasilianischen dienst- und disziplinarischen Vorschriften verpflichten.

Der Landwirtschaftsminister kontrahierte den argentinischen Ackerbauinspektor Dr. Casildo Boy, um die Aufsicht über die Vertilgung der Heuschrecken im Staate Rio Grande do Sul zu übernehmen.

Der Zollamtsinspektor eröffnete eine Untersuchung über das geheimnisvolle Verschwinden und Wiederauftauchen von 6 Kisten mit der Marke C. P. C. Die Kisten waren aus dem Zollschuppen Nr. 2 verschwunden — natürlich vor der Verzollung — und waren plötzlich wieder da, als ob nichts geschehen wäre. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß nur die Kisten dieselben sind — die Waren aber ausgetauscht wurden. Es ist sogar gar nicht ausgeschlossen, daß der jetzige Inhalt der Kisten famos zu den dazu gehörenden Papieren stimmt.

Aus Soledade wird berichtet, daß daselbst in Rio Verde drei mit Steinen und Kies gefüllte Postsäcke gefunden wurden. Die Postverwaltung befahl die Anstellung der bekannten strengen Untersuchung, dem Publikum in der betreffenden Gegend und den Leuten, die damit in Korrespondenz stehen, wird vielleicht jetzt manches klar — wo nämlich die Briefe geblieben sind.

Der Kommandant Webb vom englischen Kreuzer „Amethyst“ verabschiedete sich gestern von den Behörden. Das Schiff ging um halb vier Uhr nachmittags in See.

Der Richter wies die von Herrn Henrique Pinto da Gama gegen die Herren Hugo Bellingrodt und J. Meyer, in Firma Bellingrodt & Moyer, eingereichte Kriminalklage als ungerechtfertigt zurück. Der Kläger hatte sich durch auf Streichholzschildern angebrachte Reklameanzeigen, für die er das Privileg zu haben angibt, benachteiligt gefühlt.

Der Landwirtschaftsminister telegraphierte an den Staatspräsidenten von Rio Grande do Sul, daß in Buenos Aires bereits 100 Tonnen ausgesuchten Weizens eingeschifft wurden, den die Bundesregierung zur Gratisverteilung an die Landwirte des Staates angekauft hat. Diese 100 Tonnen Samen werden in der Weiso verteilt werden, daß jeder Sendung die notwendige Menge Kupfervitriol beigegeben wird, um den Weizen vor dem Säen in eine Kupfervitriolbrühe einzuweichen, wodurch die den Körnern etwa anhaftenden Keime von Schädlingen und Krankheiten vernichtet werden.

Mit dem deutschen Dampfer „Navarra“ wurden Joseph Henrich und Willy Peters, die vorige Woche erst aus Buenos Aires hier angekommen waren, von der Polizei wieder nach dort zurückspediert.

Sonntag erschoss sich in einem Pensionshause in der Rua Silva Manuel der Coronel der Nationalgarde Rodolpho Nunes Pereira. Der Selbstmörder wurde in eine brasilianische Flagge eingehüllt gefunden. Er war verheiratet, lebte aber von seiner Familie getrennt. In hinterlassenen Briefen gibt er Geldnot als Grund für seine verzweifelte Tat an.

Der Landwirtschaftsminister gedenkt an der seinem Ministerium gegenüberliegenden Meeresbucht einen Versuchsposten für künstliche Fischzucht anzulegen.

Gestern um 1 Uhr nachmittags fand die Eröffnungssitzung der neugewählten Munizipalkammer des Bundesdistrikts statt. Den Vorsitz übernahm Herr Osorio de Almeida, alle Kammermitglieder waren erschienen. Der Präsident ernannte eine aus den Herren Leite Ribeiro, Honório Pimentel und Raboeira bestehende Kommission, um den Präfekten, General Ben'o Ribeiro, einzuführen. Der Präfekt nahm am Präsidenschaftstische Platz und begann sofort mit der Verlesung seines Verwaltungsberichtes. Zunächst berichtete er über den Zustand der Finanzen, als er die Präfektur übernahm. Es waren laufende Rechnungen in Höhe von 5.087:694\$163 zu bezahlen (Juli bis Dezember 1910), ausserdem standen laut kontraktlichen Abmachungen Zahlungen in Höhe von 7.166:408\$315 bevor, so daß die Verpflichtungen zusammen 12.251:102\$478 betrugen. In der Kasse waren 3.974:335\$221 vorhanden, wobei 554:790\$500 in Stücken der Munizipalanleihe mitgerechnet sind. Nun sind die Einnahmen in stetigem Steigen begriffen, im vorigen Jahre wurde die höchste jemals dagewesene Einnahme erreicht, nämlich 29.070:883\$559. Die Ausgaben dagegen, die im Budget vorgesehenen, durch Spezial-, Supplementar- und außerordentliche Kredite bewilligten zusammengefaßt, betrugen 46.741:046\$779, also 17.677:163\$220 mehr als die Einnahmen (und 22.070:058\$486 mehr als im Budget festgesetzt war). Es war also notwendig, Anleihen aufzunehmen. Diese einbezogen, war Ende 1910 ein Kassensaldo von 56:960\$069 vorhanden. Die konsolidierte innere und äußere Schuld, letztere zum Kurs von 16 d. umgerechnet, beträgt 139.370:974\$086, die schwebende Schuld 8.036:528\$243. Man kann also, da im laufenden Jahre auf eine Einnahme von mindestens 30.000 Contos zu rechnen ist, sagen, daß die finanzielle Lage des Bundesdistrikts zu Besorgnissen keinen Anlaß gibt, um so mehr, da alle Zinsen und Amortisationen pünktlich bezahlt wurden. Die Verschuldung beträgt ungefähr das Fünffache einer Jahreseinnahme — das ist nicht zu viel, besonders wenn man bedenkt, was für die Verschönerung und Verbesserung der Stadt getan worden ist. Der Bericht berührt dann mehrere Zweige der

Verwaltung, die einer Reform oder einer besonderen Berücksichtigung bedürfen, wie das Unterrichts- und Bauwesen, die Herstellung von Arbeiterwohnungen, von Schutzvorrichtungen gegen Ueberschwemmungen, Verkehrswesen, Pflasterung, Sanitätswesen, Müllabfuhr etc. etc. Auch über die Gründe, die ihn veranlaßt haben, den Kontrakt mit dem Pächter des Municipaltheaters aufzuheben, spricht sich der Präfekt in seiner Botschaft ausführlich aus. Zum Schlusse spricht er von der Notwendigkeit, die Verwaltung zu reformieren und vor allen Dingen zu vereinfachen, „das außerordentlich komplizierte bürokratische Regiment, das jetzt besteht, abzuschwächen“, wie es wörtlich heißt. Den letzten Passus bildet die Forderung, die Gehälter der Municipalbeamten aufzubessern, die tatsächlich in Anbetracht der herrschenden Teuerung als zu niedrig zu bezeichnen seien, besonders wenn man sie mit den Bezügen der Beamten der Bundesregierung vergleicht.

Rio, Sonnabend, den 29. April.

— Der Landwirtschaftsminister erhielt ein Telegramm aus Neu-Orleans, in dem gesagt wird, daß die brasilianischen Delegierten, die mit der Propaganda für brasilianische Produkte beauftragt sind, überall von Industriellen, Kaufleuten und Kapitalisten sehr gut aufgenommen werden. Auch erhielt der Minister die Nachricht, daß mehrere Nordamerikaner in Brasilien Grundbesitz erwerben werden, um die Viehzucht im Großen zu betreiben.

— Es wurde festgestellt, daß aus dem Zollschuppen No. 2 nicht weniger als 6 für die Firma Costa Pereira & Co. bestimmte Kisten verschwunden waren, die mit dem Dampfer „Rosetti“ angekommen sind. Die 6 Kisten wurden, soviel man hört, wieder in den Lagerschuppen gebracht, doch war der Inhalt, der in kostbaren Spitzen etc. bestand, durch minderwertige Ware ersetzt worden.

— In Nictheroy liegt Herr Dr. Tavares Macedo, Direktor des Hospitals Paula Candido, schwer krank darnieder. Er hat sich durch den Genuß eines in einer hiesigen Konditorei gekauften gebratenen Huhnes vergiftet. — Die Fälle von solchen Vergiftungen häufen sich in der Bundeshauptstadt in geradezu schreckenerregender Weise. Es macht direkt den Eindruck, daß ein großer Teil der dort zum Verkaufe kommenden Nahrungsmittel verdorben ist. Wie mancher mag erkranken, ohne auf die wahre Ursache zu kommen?

— Es bestätigt sich, daß hier ein Fall von echter Genickstarre vorgekommen ist.

— Herr Dr. Clovis Bevilacqua wurde von der Regierung mit der Aufstellung der Basen für den Straf- und Disziplinarkodex der Kriegsmarine beauftragt.

— Der Admiral Justino Proença und der Fregattenkapitän Alberto Alvaro da Silva kamen um ihren Abschied ein.

— Der Dampfer „Tongarino“, der am 2. dieses Monats von hier nach London abging und um dessen Schicksal man schon sehr besorgt war, ist vorgestern in Plymouth eingetroffen. Die Verzögerung der Reise wurde durch schwere Havarie der Dampfkessel verursacht.

— „Jornal do Commercio“ spricht sich in seiner gestrigen Abendausgabe zugunsten der Kandidatur des Ministers J. J. Seabra für die Staatspräsidentschaft von Bahia aus. Im Staat Bahia selbst haben sich bereits eine Anzahl von Munizipien dafür erklärt, doch leugnet der Minister selbst, irgendwas mit der Aufstellung seiner Kandidatur zu tun zu haben.

— Der Landwirtschaftsminister wird auf der Kolonie Itatiaya Versuche mit der Zucht von Rambouillet-Schafen anstellen lassen.

— Die Gesellschaft Mascagni kommt heute auf der Durchreise nach Buenos Aires mit dem Dampfer „Tomaso di Savoia“ hier durch.

— Es geht das Gerücht, daß der Marineminister Admiral Marques de Leão seinen Abschied nehmen und durch den Kapitän zur See Belfort Vieira ersetzt werden wird, der zuvor an Stelle

des ausscheidenden Admirals Justino Proença zum Admiral ernannt werden wird.

— Die Firma Wilson Sons & Co. reichte beim Bundesrichter eine Klage gegen die Bundesregierung auf Zahlung von 35 Contos ein für die seiner Zeit während der Flottenrevolte von den Meuterern der Schiffe „Bahia“ und „Tamoyo“ requirierten Kohlen. Diese Kohlen, die bereits auf Leichter verladen waren, waren für den englischen Dampfer „Oronsa“ bestimmt, der sich infolge dessen in Bahia und Pernambuco mit Kohlen versehen mußte.

— Der Verkehrsminister übersandte dem Direktor der Verwaltungskommission der Hafnarbeiten eine Reklamation der Kaffeeexporteure gegen den jetzt üblichen Prozeß der Kaffeeverladung. Jetzt muß der Transport dieser Ware oft nach sehr entfernten Lagerschuppen erfolgen, was Verzögerungen und Kosten verursacht. Der Minister bezeichnet einen näher gelagerten Platz für die Kaffeeversciffung.

— Der Präsident der Republik wohnte gestern einem Vortrag des Herrn José Sa Pereira über den Baumwollbau in Aegypten bei.

— Das Haus Schill & Co. schlug der Bundesregierung die Errichtung einer Mauserwaffenfabrik vor, die instande sein soll, Infanteriegewehre, Karabiner und Mauserpistolen herzustellen.

Rio, Montag, den 1. Mai.

— Heute als am Arbeiterfeiertag wird der Präsident der Republik den Grundstein zu der Arbeiterstadt in Rio legen. Nach vielen Vorstudien hat die Regierung zur Errichtung eines Arbeiterviertels ein 450.000 Quadratmeter großes Terrain zwischen den Stationen Rio das Pedras und Deodoro ausgewählt, das früher zu der Besitzung „Sapopemba“ gehörte. Das Terrain ist von der Eisenbahn durch eine 30 m breite Avenue getrennt und bildet ein Rechteck von ungefähr 700 m Länge und 600 m Breite. Es sollen hier 650 Arbeiterhäuser, zum Teil ein-, zum Teil zweistöckige, errichtet werden, die zweistöckigen sind in der Mehrzahl, für zwei Familien berechnet, und werden so gebaut, daß jede Wohnung ganz unabhängig ist. Es sollen im ganzen 1200 Familien untergebracht werden. Außerdem werden 4 große Gebäude für ledige Leute gebaut, von denen jedes 300 Personen aufnehmen kann, von denen jede 2 Räume zum Bewohnen erhält. Die Häuser sind sämtlich voneinander mindestens durch einen zementierten Gang, meist aber durch Gärtchen getrennt. Die Straßen werden sämtlich sehr breit und mit Bäumen bepflanzt sein und auf einem in der Mitte gelegenen Platz zusammenlaufen, wo sich die Schulen, eine Bibliothek, ein Klubhaus, ein Post- und Telegraphenamt und Kaufläden befinden. An den Ecken des Viertels werden ein Hospital, Kindergarten, Fachschulen etc. eingerichtet. (Damit ist wenigstens ein Anfang dazu gemacht, der Arbeiterschaft der Bundeshauptstadt menschenwürdige Wohnungen zu mäßigem Preise zu verschaffen.

— Sonnabend um 8 Uhr morgens sprang in der Rua Visconde de Inhauma ein 13jähriger Lotterielosverkäufer so unglücklich von einem Straßenbahnwagen ab, daß er unter die Räder eines Lastwagens kam, die ihm über die Brust gingen und ihn augenblicklich töteten.

— Vorgestern kam die Operngesellschaft, an deren Spitze der Komponist Pietro Mascagni steht, auf der Reise nach Buenos Aires mit dem Dampfer „Tomaso di Savoia“ hier durch. Mascagni und andere Mitglieder der Gesellschaft machten vormittags eine Rundfahrt in Automobilen durch die Stadt und besuchten u. a. das Municipaltheater, für das Mascagni Worte hohen Lobes hatte.

— An Bord des Dampfers „Itapema“ sind Sonnabend 383 deutsche Einwanderer von Rio nach den Staaten Parana und Santa Catharina, wo sie sich niederlassen wollen, weitergereist.

— Die Polizei nahm fünf Individuen fest, die auf dem Bundeschatzamt vier falsche Staatsschuldscheine einlösen wollten.

— Das Oberste Bundesgericht hat das Habeas-Corpus-Gesuch

zugunsten des Vizepräsidenten von Amazonas, Sa Peixoto, be-
willigt, drei Mitglieder stimmten dagegen. Ob er nun von der
Bundesregierung mit Gewalt wieder eingesetzt werden wird, bleibt
abzuwarten. Jedenfalls wäre es für ihn selbst nicht ungefährlich,
wie aus folgender Schilderung seiner am 23. dieses Monats Hals
über Kopf erfolgten Abreise aus Manaus hervorgeht: „Herr Sa
Peixoto schiffte sich um 11 Uhr nachts an Bord des Dampfers
„Ceara“ ein. Um an Bord zu gelangen, mußte er ungefähr eine
Stunde lang mit einem Motorboot der Kriegsflotille fahren. Er
kam von der Kaserne des 46. Jägerbataillons, und zwar als ge-
meiner Soldat verkleidet. Er wurde von 80 Mann bis ans Boot
begleitet. Der größeren Sicherheit halber begleiteten einige Fahr-
zeuge der Flotille das Motorboot bis zum Dampfer „Ceara“. Herr
Sa Peixoto suchte sofort seine Kabine auf und blieb unsichtbar,
bis der Dampfer in Belem do Para ankam. In Manaus hatten sich
trotz der vorgerückten Stunde mehr als 6000 Personen am Kai
versammelt, die das Motorboot mit Pfeifen und Heulraketen be-
gleiteten. Die Glocken der Kirchen gaben die bei Todesfällen
üblichen Zeichen, die Lampen der Straßenbeleuchtung waren mit
Kreppschleiern versehen. Der Oberst Simas, interimistischer Kom-
mandant der 1. Militärinspektion, und der Kommandant der Flo-
tille telegraphierten an den Kriegs- und an den Marineminister,
man habe den Herrn Sa Peixoto so bei Nacht und Nebel fortge-
schafft, um ihn vor der Volkswut zu schützen. — Viel wird ihm
sein „Habeas Corpus“ also wohl auch nicht nützen, womit nicht
gesagt sein soll, daß seine Gegner etwa besser sind als er.

— Sonnabend wurde die Zweigniederlassung der spanischen
Rio de la Plata-Bank in Rio eröffnet. Der Bundespräsident hatte
zu der Feierlichkeit einen Vertreter geschickt.

Rio, Dienstag, den 2. Mai.

Der 40 jährige Portugiese Antonio Vieira war stellungs-
los geworden und mißhandelte aus diesem Grunde seine Ge-
fährtin Firmina Jimenes, die ihn eines Tages im Stiche ließ
und zu Fernando Doru in der Rua Nossa Senhora da Copaca-
bana zog. Als Vieira gestern morgen dort vorbeiging, traf er
Firmina zufällig und benutzte die Gelegenheit, sich an der Un-
getreuen zu rächen. Er zog den Revolver und gab einen Schuß
auf sie ab, der sie ins Ohr traf und tödlich verwundete. Der
Mörder wollte entfliehen, jedoch stellte sich ihm der dienst-
habende Polizist entgegen. Als er sah, daß er nicht entkom-
men konnte, richtete er den Revolver gegen sich selbst und er-
schoss sich. Firmina wurde sterbend ins Krankenhaus über-
führt.

— Um den Grundstein des neuen Arbeiterviertels zu legen,
bestieg der Bundespräsident mit Gefolge gestern um 1 Uhr nach-
mittags den Extrazug, der ihn nach Villa Deodoro brachte. In
den Grundstein wurde ein Kästchen mit den Tageszeitungen, Mün-
zen etc. eingemauert. Darauf sprachen 10 Redner, — einmal
3 zu gleicher Zeit — die Begeisterung muß also sehr groß ge-
wesen sein. Nach dem feierlichen Akt wurde unter einem Zelt
ein Imbiß serviert. Da die Polizei nicht gut aufpaßte, kam es
nach Schluß des Festes, als die Volksmenge die nach der Stadt
zurückgehenden Züge stürmte, zu mancherlei Drängelei und Un-
ordnung. Der Zug des Bundespräsidenten hätte um ein Haar eine
Dame überfahren, ein Weichensteller rettete ihr unter eigener
größter Gefahr das Leben. Der Präsident verlieh dem wacke-
ren Manne die Rettungsmedaille.



Aus den Bundesstaaten.

Vom 27. April.

Rio de Janeiro. In Campos fand Sonnabend eine Versamm-
lung von Zuckerrohrpflanzern und Zuckerrohrfabrikanten statt,

in der beschlossen wurde, vorläufig zu dem Zuckervvalorisations-
projekt, wie es auf dem in der Landwirtschaftlichen Gesellschaft
in Rio abgehaltenen Kongreß ausgearbeitet wurde, keine Stel-
lung zu nehmen, sondern erst abzuwarten, was Pernambuco be-
schließen wird. Ferner wurde beschlossen, den Landwirtschafts-
minister um Anlage einer Zuckerrohrversuchsstation in Campos
zu ersuchen.

— Eine schreckliche Tragödie, verursacht durch einen anony-
men Brief, ereignete sich vorgestern in den ersten Morgenstunden
in dem volkreichen Stadtviertel S. Lourenço in Nietheroy. Ein ge-
wisser Manuel José da Ceia, der sich mit seiner Frau Amélia
Maria das Dorens nicht vertragen konnte und deswegen seit langer
Zeit von ihr getrennt lebt, hatte seine Wohnung Rua da Consti-
tuição 57. in Icarahy. Er lernte die in die Rua Indigena No. 12
in S. Lourenço wohnende Georgina Azamor kennen und knüpfte
mit ihr ein Verhältnis an, zog aber nicht mit ihr zusammen, sondern
jedes behielt seine Wohnung bei, doch besuchte Manuel seine Ge-
liebte sehr häufig. Georgina, die durchaus keinen leichtfertigen
Lebenswandel führte, widmete sich den Tag über ihren häuslichen
Arbeiten. Wie es scheint, hat dieses ruhige Leben den Neid eines
gemeinen Menschen erregt, vielleicht hat Georgina auch ge-
legentlich einen Bewerber um ihre Gunst abblitzen lassen, der sich
nun zu rächen trachtete — kurz, Manuel José erhielt einen
anonymen Brief, in dem er darüber aufgeklärt wurde, daß Geor-
gina mit einem gewissen José Rodrigues de Oliveira, vulgo „Cea-
rense“ ein skandalöses Liebesverhältnis unterhalte. Der Brief gab
sowol Einzelheiten an und war überhaupt so geschickt abgefaßt;
daß Manuel, dem ohnedies das Herz leicht mit dem Verstande
durchging, überzeugt wurde. Er beschloß, sich an der Ungetreuen
zu rächen. Vorgestern gegen 6 Uhr morgens klopfte er an das
Fenster ihres Häuschens in S. Lourenço. Als sie ihm ahnungslos
öffnete, fing er an, sie mit den bittersten Vorwürfen zu überhäufen
und mit den gemeinsten Schimpfworten zu belegen. Vergeblich
versuchte sie, ihn zu beruhigen und ihre Unschuld darzutun. Er zog
den Revolver und feuerte einen Schuß auf sie ab, der nur zu gut
traf, denn sie türzte ins Herz getroffen tot zu Boden. Georgina
hatte einen 12jährigen Sohn, der von dem Lärm und dem Schuß
erwachte und sich auf den Mörder seiner Mutter stürzte. Manuel
suchte auch auf ihn zu schießen, doch wich der Knabe gewandt
aus. Unterdessen kamen andere Personen dazu, die den Mörder
verhaften wollten. Da richtete er mit einer plötzlichen Bewegung
die Waffe gegen sich selbst, ein Schuß knallte, und auch er sank
sterbend zu Boden, als zweites Opfer eines gemeinen, lügnischen
Denunzianten. Zwar war er noch am Leben, als man ihn nach dem
Krankenhaus brachte, doch ist es fast ausgeschlossen, daß er
davon kommt.

Bahia. Es geht das Gerücht, daß Ruy Barbosa von der Re-
gierungspartei zum Kandidaten für die Staatspräsidentschaft auf-
gestellt worden wird. Die Deputierten, die heute nach Rio ab-
reisen, sollen beauftragt sein, ihn die Kandidatur anzubieten. —
Die Nachricht klingt wenig glaublich. Einmal hat sich bekanntlich
die Staatsregierung von Bahia mit der Bundesregierung, wenigstens
äußerlich, vertragen, und dann existiert ja doch bereits ein offi-
zieller Kandidat. Vielleicht handelt es sich um einen Versuch
einzelner politischer Freunde Ruy Barbosas.

Goyaz. An den in der letzten Zeit umlaufenden Gerüchten, es
seien bewaffnete Banden unter der Führung des Oppositions-
chefs Bento Xavier in den Staat eingefallen, scheint nichts Wahres
zu sein, wenigstens ist in Cuyaba nichts davon bekannt
geworden.

Parana. In Curityba geht das Gerücht um, daß beabsichtigt
sei, die Bank von Parana zu liquidieren und daß für den 12. Mai
eine Versammlung der Aktionäre einberufen werden solle, um
ihnen einen dahingehenden Vorschlag zu machen. Das Gerücht
hat, besonders unter den Aktionären der Bank, einen sehr schlech-
ten Eindruck gemacht, denn die geschäftliche Lage der Bank
war in der letzten Zeit trotz der starken Konkurrenz günstig. Man
glaubt, daß die Idee von Herrn Baptista Franco ausgeht, der
das Unternehmen an die italienisch-französische Bank in S. Paulo

verkaufen möchte, von der letzthin ein Vertreter hier war, um die Gründung einer Agentur zu betreiben. Auch die Herren Charles Wiener und de Leveley Fontaine sollen Vorschläge gemacht haben, wenigstens hat letzterer Herr eine große Anzahl von Aktien bereits angekauft und kauft noch mehr an, um einen Einfluß auf die Beschlüsse der Generalversammlung zu erhalten.

— Vorgestern mit dem Nachtzug kam der deutsche Gesandte, Herr Dr. Michahelles, in Curityba an. Auf dem Bahnhofe wurde er vom Staatspräsidenten und anderen offiziellen Persönlichkeiten empfangen. Gestern machte er dem Präsidenten seinen Besuch und besuchte darauf verschiedene deutsche Geschäftshäuser und Schulen in der Hauptstadt. Abends war Empfang in den Räumen der Gesellschaft Thalia. Der Gesandte ist im deutschen Konsulat abgestiegen, wo er viele Besuche empfing und im Gespräche den guten Eindruck betont hat, den er von unserem Staate und der Hauptstadt empfangen hat.

Santa Catharina. Der in Joinville erscheinenden „Kolonie-Zeitung“ entnehmen wir die Schilderung folgender grauenhaften Begebenheit: „Eine neue grauenhafte Bluttat wird aus der Hansa berichtet: In geistiger Umnachtung, von religiösem Wahnsinn befallen hat der in der Paulstraße ansässige Kolonist Richard Vetterlein sein 6jähriges Töchterchen getötet und sodann zerstückelt. Vetterlein, der nach vollbrachter Tat von der Hansa verschwunden war, wurde gestern nachmittag in der Botuccasstraße, wo er sich vollständig nackt herumtrieb, aufgegriffen und in das hiesige Gefängnis eingeliefert. Ueber seine schreckliche Tat gingen uns aus der Hansa nachstehende Einzelheiten zu: Vetterlein war schon 1907 einmal vom religiösen Wahnsinn befallen und damals hier interniert; er wurde zu Ende genannten Jahres als geheilt entlassen und hatte sich bisher vernünftig verhalten. Erst in letzter Zeit hatten sich bei ihm wieder Anzeichen von Geistesgestörtheit bemerkbar gemacht und wenige Tage vor Ausübung der Bluttat hatte er Bekannten gegenüber geäußert, am Charfreitag sollten sie einmal Wunder erleben. Niemand konnte aber natürlich ahnen, was er vorhatte. Da verbreitete sich am Dienstag Morgen plötzlich die Nachricht, daß Vetterlein sein kleines 6jähriges Mädchen abgeschlachtet habe und verschwunden sei. Hinterlassene Spuren wiesen nach dem Jaragua, weshalb von den Behörden der Hansa sofort die nötigen Mitteilungen an den dortigen Polizeikommissar wie hierher nach Joinville gemacht wurden, jedoch gelang es erst hier, wie eingangs bereits gesagt, desselben habhaft zu werden. Glücklicherweise hatte er weiter kein Unheil angerichtet. Ein Augenzeuge, welcher der Aufnahme des Tatbestandes in der Wohnung des Vetterlein durch die Behörden beigewohnt, schreibt uns darüber: Wir begaben uns zunächst in das Haus, und was wir dort sahen, war nichts für schwache Nerven. Die Leiche des armen Kindes lag zerstückelt in einer Badewanne in ihrem Blute. Der Kopf war von der Mitte des Hinterkopfes nach der Kehle zu mit einem kräftigen Hieb abgeschlagen, ebenso war das linke Bein durch einen Hieb vom Körper getrennt. Der linke Arm war gleichfalls an der Schulter abgehakt, doch hing derselbe noch mit einem kleinen Fetzen Fleisch am Körper fest. Der rechte Arm und das Gesicht des armen Opfers wiesen ebenfalls Verwundungen und der Kopf an der Stirn eine blutige Schlagwunde auf. Lange Blutbahnen zeigten den Weg, den der Mörder mit dem unglücklichen Wesen genommen. Die Bluttat selbst muß nach Befund im Freien hinter dem Hause auf dem Hackklotz stattgefunden haben. Vetterlein hat noch drei Söhne, zwei flohen und versteckten sich in der Capoeira, der dritte, auf dem Hausboden schlafend, wurde anscheinend von seinem Vater vergessen. Die Bluttat muß nach Angabe der Kinder ungefähr gegen 6 Uhr morgens ausgeführt worden sein. Ungefähr um 3 Uhr morgens wurde der Kolonist Heinrich Vosgerau, Vater des ermordeten Kindes, von Richard Vetterlein, dessen Nachbar er gleichzeitig ist, geweckt und mit den Worten: „Jetzt kommt der Tod, Du mußt Dein Patengeschenk geben,“ überfallen. Nur mit Aufgebot aller Kräfte konnte sich Vosgerau den Vetterlein abwehren und schließlich mit Hilfe eines Besenstiels aus

dem Hause treiben. Mit lautem Schimpfen verließ Vetterlein den Platz und ging nach Hause. Dort angekommen, weckte er seine Kinder, die mit ihm nach dem Flusse baden gehen mußten, und zwar dreimal hintereinander. Dann schnallte Vetterlein zwei seiner Söhne mit dem Leibriemen zusammen. Da er aber den Riemen anscheinend brauchte, löste er die Bande wieder, welche die Knaben zusammenhielt, die nun eilends entflohen und sich im Wald versteckten. Lange nachdem sahen sie, wie ihr Vater, richtig gekleidet, mit einem Paar Stiefeln in der Hand, das Haus verließ. Jetzt wagten sich die Knaben aus ihrem Versteck hervor, aber welch entsetzlicher Anblick bot sich ihnen beim Betreten des Gehöftes dar: dort lag ihr Schwessterchen in ihrem Blute, zerstückelt, in einer Wanne neben dem Hackklotz, daneben die blutige Buschsichel, mit welcher die Tat ausgeführt worden war u. der Körper des ebenfalls getöteten Haushundes, sowie verstreut herum noch Werkzeuge aller Art, Sägen, Hobel, Bretter, Nägel etc.

Vom 28. April.

Minas. In der Nacht vom 24. zum 25. dieses Monats hörte der Gutsbesitzer und Kapitalist Major Antonio Pereira Duarte in Santo Antonio de Jacutinga plötzlich an seiner Haustür klopfen. Mit Recht erstaunt über diesen Besuch zu so ungewohnter Stunde stand er doch auf und öffnete die Tür. Draußen standen fünf Männer, von denen einer Polizeiform trug. Sie erklärten dem verdutzten Major, daß sie Befehl hätten, bei ihm eine Haus-suchung vorzunehmen, da er im Verdacht der Falschmünzerei stehe. Entrüstet wies der Major diese Unterstellung zurück, indem er erklärte, in seinem Hause existiere nur gutes Geld. Darauf verlangte einer von den Fünf alles Geld zu sehen, das im Hause sei. Der Major holte denn auch — er muß wohl wirklich geglaubt haben, es mit Gerichtspersonen zu tun zu haben — gegen 16 Contos in echten Banknoten und noch echteren Gold- und Silbermünzen herbei. Die Spitzbuben untersuchten das Geld scheinbar sehr genau, dann erklärte einer von ihnen, es sei alles falsch, sie wollten aber von einer Verhaftung Abstand nehmen, da sie von dem guten Glauben des Majors überzeugt seien. Sie mußten aber das Geld beschlagnahmen, um es dem Polizeichef vorzulegen, der dann das Weitere veranlassen werde. Sie nahmen auch noch eine goldene Uhr nebst Kette des Majors mit — jedenfalls, um das Gold auf seine Feingehalt zu prüfen — und verschwanden auf Nimmerwiedersehen. Die Polizei ist nun eifrig hinter den „Kollegen“ her.

Bahia. Der Vorstand der Santa Casa de Misericordia in Bahia gedenkt im Anschluß an das Krankenhaus ein Pasteurinstitut zu gründen.

Para. Es wird allgemein angenommen, daß an den schlechten Kautschukpreisen die Spekulanten in Liverpool die Schuld tragen. Der Preisturz dieses Produktes hat in Belem und in Manaos großen Verlust gebracht, der an letzteren Platz allein auf 10.000 Contos geschätzt wird. Die Handelsvereinigung von Para beschloß deshalb, den Kautschukhandel vollständig zu schließen, solange bis die Regierung mit der Ausarbeitung des Projektes zum Schutze des Hauptproduktes des brasilianischen Nordens fertig ist.

— Die gegen des Gelbe Fieber angewandten prophylaktischen Maßregeln haben sich glänzend bewährt, denn seit Anfang März ist in Belem nur ein einziger Fall der Seuche vorgekommen.

Pernambuco. Der Staat Pernambuco steht in Unterhandlung mit einer Gruppe von französischen Finanzleuten, um eine große 5-prozentige Anleihe aufzunehmen, die zur Konvertierung seiner gesamten äußeren Schuld dienen soll. Der Typ der Anleihe und die näheren Bedingungen stehen noch nicht fest.

Parana. Der deutsche Gesandte, Herr Dr. Michahelles, hat gestern die Rückreise von Curityba nach Rio de Janeiro angetreten. Auf dem Bahnhofe erschienen zur Verabschiedung viele Vertreter der Behörden und angesessene Privatpersonen.

— Die Polizei von Curityba verbot die Anstellung allzu jugend-

licher Lotterielosverkäufer und eröffnete auch einen Feldzug gegen das Bichospiel.

— Einer der Direktoren der Bank von Parana erklärte der Presse, daß tatsächlich der Direktor der „Banca Francese e Italiana per l'America del Sud“ einen Vertreter nach Curityba geschickt hat, der einen Vorschlag (zur Uebernahme der Bank von Parana durch das genannte Unternehmen) mitbrachte, den die Direktion der Bank von Parana anzunehmen beschloß. Es wurde für den 12. Mai eine Versammlung der Aktionäre einberufen, die über den Vorschlag entscheiden soll.

Vom 1. Mai.

Para. Mit dem Dampfer „Ceara“ kamen in Belem der General Roberto Trompowsky und der Vizepräsident — oder gewesene Vizepräsident von Amazonas Dr. Sa Peixoto an. Der General Trompowsky wurde bekanntlich angewiesen, das Kommando der 1. Militärinspektion (Manaos) abzugeben, und Herr Sa Peixoto zieht vor, „die Entwicklung der Ereignisse“ weit vom Schuß abzuwarten.

— In Belem wurde gestern die Verbindung des Stadtzentrums mit den Vorstädten durch Omnibusse eingeweiht.

Parana. In Curityba verstarb am 23. April Herr Christian Baebler, der früher hier in S. Paulo etabliert war und einen großen Kreis von Freunden und Bekannten besaß. Den trauernden Hinterbliebenen sprechen wir unser herzlichstes Beileid über den schweren Verlust aus, der sie betroffen hat.

— Aus Iraty wird gemeldet, daß auf dem dortigen Bahnhof dieser Tage ein in Rangieren begriffener Eisenbahnzug das dreijährige Söhnchen João des Herrn Manuel Euphrasio David erfaßte und ihm beide Beine abfuhr. Das arme Kind lebte noch einige Zeit unter den fürchterlichsten Schmerzen.

Vom 2. Mai.

Rio de Janeiro. Aus Nictheroy kommt die Nachricht, daß der in der Rua S. João wohnende Simpicio Lopes da Silva an der Beulenpest erkrankt ist und nach dem Isolierhospital gebracht wurde.

— Der Stationschef des Bahnhofs der Leopoldina-Bahn in Petropolis zeigte bei der Polizei an, daß der Kassierer der Station, Badaro Franco, unter Unterschlagung von 2:500\$000 vereinnahmter Gelder verschwunden ist. Um nicht allein zu sein, hat er ein deutsches Dienstmädchen mitgenommen, das in der Stadt bedienstet war.

Bahia. Der nach S. Paulo versetzte deutsche Konsul, Herr von der Heyden, hat sich Sonnabend vom Staatspräsidenten verabschiedet.

— An Bord des Nationaldampfers „Rio de Janeiro“ wurde die Aufwärterin Guilhermina da Silva verhaftet, da sie im Badezimmer des Schiffes ihr neugeborenes Kind ermordet hat. Sie gestand das Verbrechen ein.

Rio Grande do Sul. Unserer in Porto Alegre erscheinenden Kollegin „Neue Deutsche Zeitung“ entnehmen wir folgende beiden Notizen:

— Wie aus Hamburg telegraphisch gemeldet wird, beschäftigen sich mehrere deutsche Zeitungen, darunter das „Berliner Tageblatt“ und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ mit den Arbeiten an der Barre von Rio Grande und beglückwünschen Brasilien zu dieser bedeutenden Melioration, welche die Zolleinnahmen um ein beträchtliches heben werde, wenn man es verstehe, die Interessen des Fiskus mit denen des Handels zu vereinigen. Das „Berliner Tageblatt“ spendet bei dieser Gelegenheit der Verwaltung des Bundespräsidenten Marschalls Hermes Lob und führt als Zeichen des Vertrauens, das zurzeit Brasilien im Ausland genieße, den Umstand an, daß die neuen brasilianischen Anleihen in London sofort gedeckt worden seien. Die Artikel der beiden angesehenen deutschen Blätter haben in Rio den besten Eindruck gemacht.

— Wie wir vernehmen, beabsichtigen die amerikanischen Kapitalisten, die in unserem Staate mit amerikanischen Einwanderern kolonisieren wollen, auch in der von der künftigen Bahnlinie Canoas-Volta do Barreto durchquerten Gegend Ländereien zu erwerben. Hinter den amerikanischen Kapitalisten, die hier wie auch in anderen Bundesstaaten Kapitalien anzulegen beabsichtigen, steht kein anderer als Carnegie. Er ist es, der den Feldzugsplan zur wirtschaftlichen Eroberung des südamerikanischen Kontinents entworfen hat und der in aller Stille, aber rastlos an dessen Ausführung arbeitet.

— Dem „Deutschen Volksblatt“ aus Porto Alegre entnehmen wir folgende Notiz, die denjenigen unter unseren Lesern, die sich für die geschäftlichen Verhältnisse im Süden interessieren, willkommen sein dürfte: Ein neuer Eisentrust ist hier in Vorbereitung begriffen. Und zwar handelt es sich, wie wir hören, um ein Unternehmen, das seine Spitze gegen die seit Jahren schon bestehende „União de Ferros“ richtet. Hauptsächlich interessiert an dem neuen Trust ist die Großfirma Secco & Co., der als weitere Teilnehmer eine ganze Anzahl kapitalkräftiger Firmen zur Seite stehen. Der Trust beabsichtigt sowohl im Roheisenimport sich zu betätigen, als auch besonders den Vertrieb von Maschinen zu poussieren. Das verfügbare Kapital soll auf 4000 Contos gebracht werden. Die mutmaßliche Folge der neuen Konstellation auf unserem riograndenser Eisenmarkte wird ein scharfer Konkurrenzkampf zwischen dem alten und dem neuen Trust und eine damit verbundene Herabminderung der Roheisen- und vielleicht auch Maschinenpreise sein. Da ein solcher Zustand jedoch weder im Interesse des einen noch des anderen der beiden Interessentenkreise liegt und beide zu kapitalkräftig sind, um sich gegenseitig mit leichter Mühe aus dem Markt zu schlagen, so dürfte ein gegenseitiges Uebereinkommen das Ende vom Liede sein, falls überhaupt ein Uebereinkommen zur Preisbildung nicht schon von vorne herein zu Stande kommt.

Dr. Stapler

ehemaliger Assistent an der allgem. Polyklinik in Wien:
ehem. Chef-Chirurg div. Hospitäler etc. Chirurg am portugiesischen Hospital.

Operateur und Frauenarzt

Rua Barão de Tapetalinga N 4

Von 1 - 3 Uhr.

Telephon 1407.

Weltverein

Jedem nützlich!

Keine Aufnahmegebühr!

Prospekte von der

Centrale des Weltvereins, München, Auenstr. 64, I.

Jeder Deutsche über See

— lese —

das von kerndeutschem Humor durchwehte, anerkannt schönste und dabei billigste, farbig illustrierte, nicht politische Witzblatt für die Familie:

Meggendorfer Blätter, München

Farbig illustrierte Zeitschrift für Humor und Kunst.

■ Jede Woche eine neue, inhaltreiche Nummer! ■

Man verlange gegen Einsendung von Mk 7,20 ein Halbjahr lang, von Mk. 14,40 ein Jahr lang portofreie Zusendung vom Verlag der „Meggendorfer Blätter, München“, Theaterstrasse 47. — Probenummern auf Verlangen gratis.

Telegramme der Woche.

Vom 26. April bis zum 1. Mai.

Deutschland.

— Auf der Elbe (wo, ist in dem Telegramm nicht gesagt) schlug gestern ein mit 15 Arbeitern besetztes Boot um, von denen 9, lauter Familienväter, ertranken.

— In Dresden starb der Hauptmann Widmann infolge der bei dem Unglück des Ballons „Nordhausen“ erlittenen Verletzungen.

— In Rom ist der während des Kulturkampfes abgesetzte frühere Erzbischof von Posen, Kardinal Graf Ledochowski gestorben. In seinem letzten Willen hat er den Wunsch ausgesprochen, im „Dom zu Gnesen beigesetzt zu werden. Die preußische Regierung ist geneigt, ihre Erlaubnis dazu zu geben, falls aus der Beisetzung nicht eine polnische Demonstration gemacht werden soll.

— Die italienische Primadonna Gemma Bellincioni nahm die ihr angebotene Stelle als Leiterin einer großen Gesangsschule an, die von einer Gruppe von für die italienische Musik begeisterten reichen Leuten in Berlin gegründet werden und bereits im Oktober eröffnet werden soll. Die der Bellincioni gebotenen Bedingungen sind so günstig, daß sie eine Anzahl bereits abgeschlossener Kontrakte deswegen gelöst hat.

— Der Major von Hedebrecht wurde zum Befehlshaber der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika ernannt.

— Der Korrespondent der „Vossischen Zeitung“ in Madrid hatte eine Unterredung mit dem Ministerpräsidenten Canalejas über die Vorgänge in Marokko. Der Ministerpräsident erklärte, daß die spanischen Truppensendungen nach Marokko nur den Zweck haben, 11.000 Mann, deren afrikanische Dienstzeit abgelaufen ist, abzulösen. Er glaubt, daß das Vorgehen der französischen Truppen den „heiligen Krieg“ provozieren könne. Spanien gedenke die Verantwortung für die Folge einer solchen Politik nicht mitzuübernehmen.

— Die „Frankfurter Zeitung“ meint in Bezug auf die Marokko-Frage, daß Deutschland eine abwartende Haltung beobachte, daß indessen die öffentliche Meinung sich von Tag zu Tag beunruhigter zeige.

— Das Ministerium des Auswärtigen der Vereinigten Staaten erklärte sein Einverständnis mit dem deutschen Vorschlag, daß die Kaliffrage zwischen den Interessenten selbst zum Austrag gebracht werden möge, die zu diesem Zwecke am 15. Mai in Brüssel zu einer Konferenz zusammentreten werden.

— Die „Kölnische Zeitung“ verlangt in einem heftigen Artikel, daß die deutsche Regierung bei der spanischen einen energischen Protest gegen das Vorgehen der Spanier erhebe, die in der Nähe von Melilla die Inhaber eines deutschen Handlungshauses angriffen und mißhandelten.

— Die „Magdeburgische Zeitung“ veröffentlicht eine lange, anscheinend offiziöse Erklärung über die Haltung Deutschlands in der marokkanischen Frage. Danach weist die deutsche Regierung das Verlangen der Großdeutschen nach einer Aufteilung Marokkos energisch zurück. Auch erblickt die deutsche Regierung in den militärischen Maßnahmen Frankreichs, selbst wenn die französischen Truppen auf Fez marschieren sollten, keine Bedrohung der deutschen Interessen in Marokko.

— Der nordamerikanische Botschafter, Herr David James Hill, hat seinen Abschied genommen. Sein plötzlicher Rücktritt ohne Angabe eines Grundes rief lebhaftere Kommentare hervor, da ein Geheimnis dahinter verborgen zu sein scheint. Einige Berliner Zeitungen suchen den plötzlichen Verzicht damit zu erklären, daß zwischen der deutschen und der nordamerikanischen Regierung ein Streitfall wegen des Handels mit Kalisalzen existiert. Dieser Streitfall nahm einen sehr ernsten Charakter an, besonders infolge der selbstbewußten Haltung, die die nordamerikanische Regierung annahm. Die Verhandlungen, die dem eigentlichen Ausbruch des Konfliktes vorausgingen, erregten kein besonderes Interesse, da das deutsche Reichsamt des Aeußeren den Ernst

der Ältern geradezu bedrohlichen Lage zu vertuschen wußte. Die Blätter meinen ferner, daß die Vereinigten Staaten, die gewöhnt sind, mit kleinen amerikanischen Republiken zu unterhandeln, sich an diplomatische Formen gewöhnt haben, die sich wohl eine schwache Nation, nicht aber Deutschland gefallen lassen kann. Während des Konfliktes machte der deutsche Reichskanzler den Vereinigten Staaten begreiflich, daß ein solches Vorgehen Mächten ersten Ranges gegenüber nicht am Platze ist, und daß die Vereinigten Staaten sich andere Formen angewöhnen müssen, wenn sie freundschaftliche Beziehungen zum Deutschen Reiche unterhalten wollen. Indessen wurde der Hauptpunkt des Streitfalles bereits vor ungefähr einem Monat zugunsten Deutschlands entschieden. Der Schritt des amerikanischen Botschafters scheint deshalb mehr die Folge einer persönlichen Unzufriedenheit mit dem Gange der Verhandlungen zu sein, vielleicht auch einer unzufriedenen Stimmung der Regierung in Washington wegen des Resultates der Verhandlungen. Soweit die Erklärungen der offiziösen Blätter. Einige Zeitungen erinnern daran, daß vor drei Jahren, als Herr Hill zum Botschafter ernannt werden sollte, von deutscher Seite ein gewisser Widerstand gegen die Ernennung versucht wurde, weil der Kaiser Herrn Hill für zu unermögend hielt, um die Vereinigten Staaten in Berlin mit dem nötigen Glanze vertreten zu können, denn das Gehalt eines Botschafters reicht dazu nicht aus. Der Kaiser hätte damals gern gesehen, wenn man den Millionär Cornelius Vanderbilt ernannt hätte, was in Amerika mit großer Indignation aufgenommen wurde. (Das kann jetzt, nach drei Jahren, doch kaum mehr von Einfluß gewesen sein.)

— Der Abschluß des neuen Handels- und Schifffahrtsvertrages zwischen Deutschland und Schweden steht offiziellen Mitteilungen nach unmittelbar bevor.

— Die zuständige Kommission des preußischen Landtages beschloß gegen die Stimmen der Liberalen, den Gesetzesvorschlag, der aus Berlin und den umliegenden Ortschaften ein neues „Groß-Berlin“ bildet, zur Annahme zu empfehlen.

— Die Zeppelin-Gesellschaft wird im Juli dieses Jahres ein weiteres großes Luftschiff fertig haben, das den Sommer über in Baden-Baden, den Rest des Jahres in Frankfurt am Main stationiert werden soll.

— An einem Herzleiden ist gestern der regierende Fürst Georg von Schaumburg-Lippe gestorben. Er war am 10. Oktober 1846 geboren und Sohn des am 16. Februar 1910 verstorbenen Fürsten Adolf Georg. Er war seit 1882 mit der Prinzessin Marie Anna von Sachsen-Altenburg verheiratet. Der Ehe sind sieben Kinder entsprossen, 6 Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn und nunmehrige Fürst, Adolf, ist am 23. Februar 1883 geboren, also 28 Jahre alt. Er stand bis jetzt als Offizier bei den Bonner Husaren.

— Das deutsche Kronprinzenpaar wird Mitte Mai den russischen Hof besuchen und bis zum 19., dem Geburtstage des Kaisers, bleiben. Der Besuch sollte eigentlich gelegentlich der Rückkehr des Kronprinzen aus Ostasien erfolgen. (Die Rückreise war bekanntlich über die transsibirische Bahn geplant, was durch die Pestepidemie unmöglich gemacht wurde).

— Die Zeitungen melden, daß ein Kanonenboot Befehl bekommen hat, nach Canton zu gehen, um die dortigen Deutschen gegen die Aufständischen zu schützen.

— Die brasilianische Militärkommission, deren Chef der Major Silveira Netto ist, ist in Essen angekommen, um die Krupp'schen Werke zu besuchen.

— Ueber Berlin kommen folgende Nachrichten, die sich auf Marokko und die Aktion der Franzosen und Spanier beziehen: Seit sechs Tagen fehlen wieder direkte Nachrichten aus Fez. Niemand weiß zu sagen, ob die Kolonne Bremond dort angekommen ist oder nicht. Das Gerücht, daß dieser Offizier gefallen sein soll, hat sich bis jetzt nicht bestätigt. Spanien bereitet die militärische Besetzung von Larache vor, die ausgeführt werden soll, falls Frankreich Rabat besetzen sollte. Beide Orte liegen nach der Algeciras-Akte außerhalb der Aktionsgrenze der beiden

Mächte. Um diese Schwierigkeit zu umgehen, benutzen die Franzosen als Operationsbasis den Hafen Salea, der Rabat gegenüber liegt, weil nämlich dieser Ort in der Algeciras-Akte nicht genannt ist.

— Die deutsche Regierung leitete Sonnabend mit der englischen die nötigen Verhandlungen ein, um die Auslieferung des in Indien verhafteten sogenannten „Barons“ König, der seit 20 Jahren das Haupt einer internationalen Bande von Hochstaplern ist, zu erreichen. Der wirkliche Name des famosen „Barons“ ist Stallmann, er ist 1871 in Berlin geboren und stammt aus guter, wohlhabender Familie. Wegen allerhand schlechter Streiche mußte er aus Deutschland fliehen und ging zunächst nach England und von da nach Paris, wo er den Titel und Namen annahm, unter dem er bekannt geworden ist. Er nannte sich mitunter auch Baron von Korff und verkehrte stets mit Kavalieren, unter denen er als gebildeter und ritterlicher Mann, kurz, als „Gentleman“ galt. Er machte Reisen nach Ostende, Monte Carlo, Egypten, Australien, Indien, natürlich immer erster Klasse und Luxuskabine, von einem halben Dutzend dienstbarer Geister begleitet etc. Es wäre nicht zu verwundern, wenn sein Prozeß allerlei seltsame und interessante Enthüllungen bringen würde, denn er hatte die besten Beziehungen zur deutschen und ausländischen Aristokratie. Einer seiner Freunde und Spießgesellen, der im Dezember vorigen Jahres in Wien verhaftete „Graf Gisbert von Wolff-Metternich“ sitzt übrigens bereits in Berlin in Untersuchungshaft und wartet des Prozesses. Stallmann lernte Wolff-Metternich in Argentinien kennen, wo beide die elegantesten Klubs etc. besuchten. Als Wolff-Metternich verhaftet wurde, lebte Stallmann einige Zeitlang mit seiner Frau — er ist, wenigstens angeblich, verheiratet — im größten Luxus in Paris. Als er jedoch erfuhr, daß die Berliner Polizei Verdacht geschöpft habe und ihn beobachte, beschloß er, nach Indien zu gehen und dieses Land per Automobil zu bereisen. Während der Ausführung dieses Planes wurde Stallmann mit seiner Frau in Kalkutta verhaftet.

— Die Südpolarexpedition des Leutnants Filchner wird in den ersten Tagen des Monats Mai abgehen. Das Schiff ist mit Nahrungsmitteln etc. reichlich ausgestattet, besonderen Wert hat man auf Schlitten und alle für ausgedehnte Schlittenreisen notwendige Gegenstände gelegt, da es einer der Hauptzwecke der Expedition ist, mittels einer langen Schlittenreise die Art der Verbindung zwischen dem östlichen und westlichen Teil der Südpolländer festzustellen.

— Das Schiff der Südpolarexpedition des Leutnants Filchner wird, wie gemeldet, dieser Tage von Hamburg in See gehen. Der Leutnant Filchner selbst wird jedoch das Kommando der Expedition erst in Buenos Aires übernehmen, wohin er in einiger Zeit abreisen wird.

— Am 28. April ist König Otto von Bayern 63 Jahre alt geworden. Der unglückliche Fürst ist körperlich rüstiger denn je, lebt aber auf seinem Schlosse Fürstenried ohne jedes Bewußtsein seiner Stellung in tiefster geistiger Umnachtung dahin. Er verbringt die Zeit, indem er vor sich hinstarrt und dann und wann ein paar zusammenhangslose Worte ausstößt. Von seinen Verwandten erkennt er niemand mehr, selbst seine hochbetagte Mutter nicht, die ihn früher noch manchmal besuchte. Die Besuche haben ganz aufgehört, da er immer in die peinlichste Aufregung gerät, wenn jemand in seine Nähe kommt, den er nicht täglich sieht. Auch der Schein eines Hofzeremoniells mit Adjutanten etc. hat schon seit langem aufgehört, da der König doch nicht das geringste Interesse dafür zeigt. Er ist nur noch von seinen Aerzten und Krankenwärtern umgeben, die ihn Tag und Nacht bewachen und jederzeit bereit sind, ihm zu Hilfe zu kommen.

— Es ist nicht richtig, daß bei den russisch-deutschen Verhandlungen, die im Anschluß an die Kaiserzusammenkunft in Potsdam gepflogen werden, Schwierigkeiten eingetreten sind. Die Verzögerung ist einzig und allein auf die schwere Erkrankung des Grafen Sassonow, russischen Ministers des Aeußeren zurückzuführen.

— Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ (die bekanntlich vom deutschen Auswärtigen Amt inspiriert wird) beschäftigt sich in einem gestrigen Artikel mit der Marokkofrage, und sagt u. a., „es ist zu hoffen, daß die Ereignisse Frankreich gestatten, mit der militärischen Expedition, die zum Schutz der dort befindlichen französischen Untertanen abgegangen ist, in den Grenzen dieses „Desideratum“ (erstrebten Zieles) zu bleiben. Sollte dieses Ziel überschritten werden, so würde Frankreich in Widerspruch mit der Algeciras-Akte geraten, deren wesentliche Basis die Unabhängigkeit Marokkos ist. Sollte die Algeciras-Akte, wenn auch infolge zufälliger Ereignisse, zerrissen werden, so würden die Signatarmächte der Akte ihre vollständige Handlungsfreiheit wiedergewinnen, was Folgen haben könnte, deren Schwere sich auf keine Weise voraussehen läßt.“ Die französische Presse fängt zum Teil an einzulenken und von der Möglichkeit zu sprechen, die Expedition nach Fez aufzuschieben oder „in Anbetracht der günstigeren Nachrichten“ ganz bleiben zu lassen. Viele Blätter halten allerdings auch an der Notwendigkeit ihrer Durchführung fest. — Es ist zweifellos, daß der von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ angeschlagene Ton eine ziemlich unverhüllte Drohung enthält und die Lage als recht ernst erscheinen läßt.

— In den deutschen Großstädten fanden überall von der Arbeiterschaft veranstaltete Maifeiern statt, die in der besten Ordnung verliefen.

— Der Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Schweden wird heute unterzeichnet.

Oesterreich-Ungarn.

— Da er von seinem Unwohlsein noch nicht wieder hergestellt ist, wird Kaiser Franz Joseph den König von Serbien, der auf der Durchreise Wien berührt, nicht empfangen.

— Kaiser Franz Joseph ließ dem König von Serbien mitteilen, daß er ihn krankheitshalber vorläufig nicht empfangen könne. In österreichischen politischen Kreisen wird die Krankheit des Kaisers als ein bloßer Vorwand angesehen, der dazu dienen soll, den angekündigten Besuch des Königs in Budapest zu vermeiden. Der wahre Grund ist die für Oesterreich beleidigende heftige Agitation gegen den Besuch in der serbischen Presse, die soweit ging, dazu aufzufordern, die Eisenbahnschienen aufzureißen, damit der König nicht nach Oesterreich fahren könne. Außerdem fürchtet man, daß die Bevölkerung von Budapest während des Besuchs des Königs eine anti-serbische Kundgebung veranstalten könnte, ebenso wie in Belgrad eine anti-österreichische Manifestation nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeiten gelegen hätte. Mit der Verzögerung des Besuchs des Königs in Oesterreich werden natürlich auch die geplanten Besuche in Berlin, Paris und London ungewiß.

— Ein offizielles Bulletin besagt, daß der Gesundheitszustand des Kaisers Franz Joseph sich gebessert hat. Die Aerzte raten zu einem Erholungsaufenthalt in Gödöllö (Ungarn). Der Kaiser wird nicht an der großen Truppenschau teilnehmen, sondern sich durch den Erzherzog-Thronfolger vertreten lassen.

— Der österreichische Gesandte in Sophia, von Giskra, wurde nach dem Haag, und der in Belgrad, Baron Forgach von Ghymes und Gaes, nach Dresden versetzt.

— In Adelsberg wurde gestern eine Erderschütterung gespürt, wodurch die Bevölkerung in den größten Schrecken geriet. (Es handelt sich möglicherweise um einen unterirdischen Einsturz in der berühmten Adelsberger Grotte.)

Schweiz.

— Die Maul- und Klauenseuche verbreitet sich in besorgniserregender Weise unter dem Viehbestand der Kantone Solothurn, Basel, Tessin, Waadt und Genf.

Frankreich.

— Das Bankhaus Perier in Paris hat zwei neue Gesellschaften gegründet, die in Brasilien tätig sein werden, nämlich die „Union Financière Franco-Brésilienne“ und die „Compagnie Générale des

Chemins de Fer des Etats Unis du Brésil“, beide mit einem Kapital von 1 Million Franken. Letztere Gesellschaft wird die Marica-Eisenbahnlinie übernehmen.

— Ueber die Lage in Marokko wird gemeldet, daß der französische Konsularagent Boisset am 23. dieses Monats von Alcaçar aufbrach, um zum dritten Male den Versuch zu machen, zu dem Kommandanten Bremond zu gelangen, um ihm Gelder zur Bezahlung der eingeborenen Hilfstruppen zu bringen, die im Falle, daß sie keine Bezahlung erhalten, desertieren werden. General Moinier befahl, daß eine liegende Kolonne dem Kommandanten Bremond zu Hilfe gesandt werde. Sollte Bremond in die Hand der Feinde fallen, ehe diese Kolonne ihn erreicht, so würde die Stadt Fez wohl ebenfalls verloren sein. Alles hängt davon ab, ob Bremond sich bis zum ersten Mai halten kann. Die Rebellen belagern Fez, haben aber bis jetzt noch keine besonders fremdenfeindliche Haltung gezeigt. In Mequinez verlangten die Rebellen, ehe sie in die Stadt einzogen, von den Einwohnern hohe Summen, gegen deren Zahlung sie versprochen, von Plünderungen und Zerstörungen abzusehen. Sie haben ihr Wort jedoch nicht gehalten, sondern das Geld genommen und dann doch gemordet und geplündert.

— „Le Matin“ ist der Meinung, daß die von Casablanca (Dar el Beida) und Rabat aufgebrochenen französischen Kolonnen genügen, um das von den Insurgenten bedrohte Fez zu entsetzen.

— Zwölf Damen von der französischen Gesellschaft vom Roten Kreuz werden nach Marokko abreisen, um die Pfllege der Verwundeten zu übernehmen.

— In Toulon wurden 600 Mann Kolonialtruppen nach Marokko eingeschifft.

— Dus Dakar wird gemeldet, daß sich der Gouverneur Chouard der französischen Kolonie Senegal, der der Unterschlagung von 200.000 Franken angeklagt war, in Saint Louis (Hauptstadt der Kolonie) mittels Strychnin vergiftet hat.

— In Nizza wurde der internationale Hochstapler Graf Ostrowsky verhaftet, der überall, hauptsächlich in den großen europäischen Hauptstädten, erfolgreich „gearbeitet“ hat. Ostrowsky, der übrigens wirklich Graf ist und früher in Rußland große Güter besaß, die er im Spiel verloren hat, ist auch in Berlin bekannt, wo er im Hotel Kaiserhof seiner Zeit als „Schwarzer Geist“ auftrat. Er schlich des Nachts, mit einem schwarzen Trikot bekleidet, in dem nur Oeffnungen für die Augen waren, in die Zimmer der schlafenden Gäste und raubte sie aus. In dem schwarzen Trikot war er so gut wie unsichtbar.

— Der Präsident Fallières ist von seiner Reise nach Nordafrika wieder in Paris eingetroffen.

— Der neuernannte französische Gesandte in Rio de Janeiro, Herr Maurice de Lalande, gedenkt sich am 6. Mai auf dem Dampfer „Chili“ nach Brasilien einzuschiffen. Er ist noch nie in diesem Lande gewesen, hat aber großes Interesse dafür und sucht sich durch das Studium der einschlägigen Literatur sowie durch Gespräche mit Männern, die schon in Brasilien waren, wie Stephen Pichon, Georges Clémenceau etc., auf seine Aufgabe vorzubereiten.

— Vorgestern fand in Bar sur Aube eine große Volkskundgebung zugunsten der Einverleibung des Departements in die offiziell „Champagne“ genannte Weingegend statt. Da einige besonders aufgeregte Manifestanten Aufruhr stifteten, schritt das Militär und die Polizei ein. Der Oberst Demitri, Kommandeur des zweiten Dragonerregiments, wurde vom Pferd geworfen und verwundet. Die Dragoner ritten mehrere Male gegen die Volksmenge an, es wurden viele Verhaftungen vorgenommen.

— Der bekannte Schriftsteller Victor Margueritte wird auf der Rückreise von Buenos Aires in Rio de Janeiro zwei Vorträge halten und in S. Paulo einen.

— Der erste Mai verlief in ganz Frankreich ruhig, es müßten denn noch am Abend Unruhen vorgekommen sein. In Paris rottete sich nachmittags eine Menschenmenge zusammen, die aufrührerische Rufe ausstieß, aber von den Kürassieren zerstreut wurde.

Italien.

— Am 29. dieses Monats wird der Ingenieur Marconi gelegentlich der Einweihung der Weltausstellung in Turin in Gegenwart des italienischen Königspaares von der Marconisation der Ausstellung aus die Nachricht von der Eröffnung der Ausstellung persönlich an alle großen Marconisationen der Welt telegraphieren.

— Im physikalischen Laboratorium der Universität Neapel ereignete sich vorgestern eine heftige Explosion von Gasen, während die Physikerin Bakunin, Tochter des bekannten russischen Revolutionärs Michael Bakunin, zusammen mit den Studenten Angrisani und Iwilling mit physikalischen Versuchen beschäftigt war. Alle drei Personen wurden schwer im Gesicht, besonders an den Augen, verletzt.

— Der italienische Flieger Cavallieri, dessen Flugzeug mit den italienischen Landesfarben gestrichen war, stieg vorgestern in Palmanova, Provinz Udine, auf und überflog ein großes Stück österreichischen Territoriums, nämlich Gradiska, Carmons Görz und verschiedene kleinere Orte in Tirol. Nach zweistündigem Fluge landete er wieder an der Ausgangsstelle und empfing eine begeisterte Huldigung von dem zahlreich zusammengeströmten Publikum.

— Die Königinmutter Margherita gab gestern dem schwedischen Königspaar ein Frühstück, an dem auch der Marchese Antonio di San Giuliano, Minister des Aeußeren, teilnahm. Abends fand im Quirinal ein Galadiner zu 100 Gedecken statt, bei dem die Könige von Schweden und Italien die üblichen höflichen Trinksprüche austauschten.

— Die französische Spezialgesandtschaft ist um Mitternacht wieder nach Paris abgereist.

— Die ungarischen Handelskammern nahmen mit Begeisterung eine Einladung der Vereinigung der italienischen Handelskammern an und werden eine aus zahlreichen Mitgliedern bestehende Kommission organisieren, die im Oktober die Ausstellungen von Rom und Turin besuchen wird.

— Der Kongreß der Eisenbahnangestellten hielt gestern in Mailand eine geheime Sitzung ab, in der es sehr stürmisch hergegangen sein soll. Es soll beschlossen worden sein, die äußersten Mittel anzuwenden, um die Regierung zu zwingen, die Forderungen der Eisenbahner zu erfüllen. Man glaubt, daß das Komitee der Eisenbahnangestellten, unzufrieden mit diesen extremen Beschlüssen, seine Demission geben und daß unter den Angestellten selbst eine Spaltung eintreten wird.

— Die französische Spezialgesandtschaft überreichte das eigenhändige Glückwunschsreiben des Präsidenten Fallières im Thronsaal des Quirinal. Bei dieser Gelegenheit wurden zwischen dem König und dem General Michel sehr herzliche Reden gewechselt. Nachmittags legte die Gesandtschaft Kränze an den Gräbern der Könige Vittorio Emanuele II. und Umberto I. nieder und stattete dann der Königin Margherita einen Besuch ab. Abends fand im Quirinal ein Galadiner von 44 Gedecken statt, bei dem der König einen in den wärmsten Ausdrücken gehaltenen Trinkspruch auf Frankreich ausbrachte, auf den General Michel mit gleicher Wärme antwortete.

— In Genua wurde der Hilfsstaatsanwalt Dr. Rocca plötzlich wahnsinnig, lief auf die Straße, bat die Vorübergehenden um ein Almosen und bedrohte die, die ihm nichts geben wollten. Der unglückliche Beamte mußte von Sicherheitsbeamten festgenommen und ins Irrenhaus gebracht werden.

— Aus Girgenti wird telegraphiert, daß in Comitini zwischen zwei Gruppen von jungen Leuten, die wegen einiger Mädchen auf einander eifersüchtig waren, eine wahre Schlacht stattfand. Als die Gerdamen auf dem Kampfplatze erschienen, fanden sie vier Tote und sieben Verwundete vor. Die Mörder hatten ihre Opfer liegen lassen und sich in die benachbarten Wälder geflüchtet, wohin ihnen die Gendarmen und mehrere Polizeiagenten folgten, um sie zu verhaften.

— Auf dem in Mailand tagenden Nationalkongreß der Eisenbahnangestellten wurde eine Resolution angenommen, in der be-

klagt wird, daß der Bureaukratismus die besten Kräfte des Eisenbahnwesens lahmlegt und verlangt wird, daß der Generaldirektor Ricardo Bianchi wegen Unfähigkeit entlassen wird.

— In der Nähe von Avellino gerieten gestern nach einem vorhergegangenen heftigen Wortstreite mehrere Holzhauer in einen Kampf mit einer Anzahl von Bauern. Als Waffen dienten Holzäxte, Hacken und Revolver. Die Bauern Cicarelli und Esposito blieben tot auf dem Platze, zwei Holzhauer wurden sterbend weggetragen, alle andern wurden schwer verwundet.

— Gestern sind der König und die Königin von Schweden in Rom angekommen und auf dem Bahnhofe von dem italienischen Königspaar empfangen worden. Der Bürgermeister Nathan von Rom hielt eine Begrüßungsansprache, worauf die Fahrt nach dem Quirinal angetreten wurde. König Gustav V. besuchte später die Königin-Mutter Margherita, legte an den Gräbern des Vaters und Großvaters des gegenwärtigen Königs prächtige Kränze nieder, hielt in der schwedischen Gesandtschaft einen Empfang ab usw. Abends war Familienabend im Quirinal.

— In einem von der französischen Bahnlinie „Paris—Lyon—Méditerranée“ zur Verfügung gestellten Luxuswagen kam der Expräsident von Brasilien, Herr Nilo Peçanha, in Begleitung seiner Gemahlin in Rom an, wo er auf dem Bahnhofe von den Vertretern Brasiliens beim Quirinal und beim Vatikan sowie von etlichen Mitgliedern der brasilianischen Kolonie empfangen und ins Excelsior-Hotel geleitet wurde. — Es ist doch schön, wenn man einmal etwas war.

— Der in einem Geschäft als Verkäufer angestellte Achille Colombo entdeckte in Mailand einen Mord, der noch mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben ist. Er ging nachts gegen 10 Uhr an der „Banca Lombarda“ in der Straße Gian Galeazzo Visconti vorbei und wunderte sich darüber, daß die Tür offen stand. Er trat ein und fand den Leichnam des Kassierers der Bank, Giuseppe Testagalli, der durch neun Dolchstiche ermordet worden war. Neben der Leiche lagen die Schlüssel des Geldschrankes, der 42.000 Pfund Sterling in Gold enthielt, jedoch unverletzt war. Drei von den Wunden befanden sich in der Leistengegend, drei im Kopf, zwei an den Händen und eine im Rücken. Nach dem Zustand seiner Kleidung zu schließen, scheint der Ermordete mit dem oder den Mördern gekämpft zu haben. In der Nähe des Toten wurden außerdem verschiedene Gegenstände gefunden, die nur einer Frau gehört haben können, u. a. ein Kamm. Man vermutet, daß er von einer Frauensperson in das Bankgebäude gelockt worden ist, wohin die mit ihr im Einverständnis stehenden Mörder folgten. Die Familie Testagallis — er hinterläßt außer der Witwe einige noch minderjährige Kinder — glaubt an einen Racheakt. Der Ermordete war 42 Jahre alt. Achille Colombo wurde verhaftet, konnte aber leicht seine Unschuld beweisen und wurde wieder in Freiheit gesetzt. Die Polizei nahm verschiedene verdächtige Individuen fest.

— In Florenz brannte die der Firma Molerchini gehörende Fabrik von mechanischen Werkzeugen ab. Der angerichtete Schaden ist sehr groß. Mehrere kürzlich entlassene frühere Angestellte wurden unter dem Verdacht der Brandstiftung verhaftet.

— Der General Ricciotti Garibaldi reiste gestern von Rom nach Riofreddo ab, wo er ein Landgut besitzt. Die Regierung läßt ihn scharf überwachen, weil sie fürchtet, daß er trotz seiner gegenteiligen Versicherungen eine Expedition nach Albanien im Schilde führt.

— Sonnabend erfolgte die feierliche Eröffnung der Turiner Weltausstellung. Das Königspaar kam um halb zehn Uhr vormittags an und begab sich sofort nach dem Festgebäude der Ausstellung, wo die feierliche Eröffnung, die sehr imposant war, vor sich ging. Alle Nationen der Welt, selbst die aus den entlegensten Teilen der Erde, haben sich beteiligt, auch größere europäische Kolonien, wie Ostindien, Französisch-Indien etc. Bei der Eröffnungszeremonie stellten die Botschafter und Gesandten die Ausstellungskommissare ihrer Länder dem Königspare vor. Die Ausstellung bietet einen majestätischen und harmonischen Anblick. Die Gebäude sind in 2 Reihen angeordnet, die an beiden

Ufern des Po liegen und von Gartenanlagen umgeben sind. Drei Brücken verbinden die einzelnen Teile der Ausstellung mit einander. Im Hintergrunde sieht man die Hügel von Superga und Moncalieri. Abends fand im Festsaal ein großes Konzert statt.

— Die Ausstellung in Rom ist mit Gas beleuchtet, und zwar ist auf dem Ausstellungsgelände eine besondere Gasanstalt erbaut worden. Die Lampen haben 1000 und 2000 Kerzenstärken und werden automatisch angezündet. Im ganzen kommen 230.000 Kerzenstärken zur Verwendung.

— In Bordighera beging die Baronin Stana Dochein (?) Gemahlin des österreichischen Konsuls in Genua, die schon lange von ihrem Manne getrennt lebt, Selbstmord durch Vergiften. Sie nahm eine große Dosis Morphium.

— Die Turiner Ausstellung wurde gestern dem Publikum geöffnet, der Zudrang war enorm. Der Po, mit Ruder- und Motorbooten besät, bot einen wunderschönen Anblick. Das schöne Wetter begünstigte die Festlichkeiten sehr. Die Ausstellung findet allgemeinen Beifall, die in- und ausländischen Kritiker sind des Lobes voll. Gestern wurde auch das „Stadium“ (Platz für gymnastische Wettspiele etc.) eingeweiht, das bequem für 70.000 Zuschauer Platz bietet. Ehe die sportlichen Wettspiele begannen, zogen die Schüler sämtlicher Schulen von Turin in die Arena ein, und zwar waren sie in drei Gruppen geteilt, von denen die eine grüne, die andere weiße und die dritte rote Mützen trug, sodaß sie nach ihrer Aufstellung von oben gesehen den Eindruck der italienischen Flagge machten.

— Aus Florenz wird gemeldet, daß Diebe in die Villa des Ehepaares Toselli (die Exkronprinzessin von Sachsen ist bekanntlich mit dem Pianisten Toselli verheiratet) eingebrochen sind und Geld und Schmucksachen gestohlen haben.

— Der Expräsident Nilo Peçanha von Brasilien ist Freitag nach Turin abgereist, um der Eröffnung der Weltausstellung beizuwohnen.

— In Tuglie, Provinz Lecce, flog die Fabrik von Feuerwerkskörpern eines gewissen Verduti in die Luft, der Besitzer wurde schwer verwundet, ein Arbeiter getötet.

— In Mailand war gestern, als man 1. Mai, kein Straßenbahnwagen auf der Straße zu sehen. Der sozialistische Abgeordnete Turati legte den Grundstein zu dem Gebäude der Vereinigung der Straßenbahnangestellten. Er hielt eine mit großem Beifall aufgenommene Rede über die Rechte der Arbeiter. Einige Anarchisten piffen ihn allerdings aus und es kamen einige unbedeutende Prügeleien vor. — In Forlì hielten die Sozialisten und die Republikaner je eine große Volksversammlung ab, ohne daß die Ordnung gestört worden wäre. Abends versammelten sich wieder eine Anzahl von republikanischen Arbeitern in einem Restaurant, und nun wurde einiger Radau gemacht. Die Polizei, die einschreiten wollte, wurde mit Gläsern und Flaschen beworfen, wobei drei Polizisten verwundet wurden. Durch einen von einem Polizisten abgegebenen Revolverschuß wurde eine Frau ganz leicht am Bein verletzt.

England.

— In der Generalversammlung der S. Paulo Railway Company teilte der Präsident mit, daß die Gesellschaft bereits gegen die der Mogyana erteilte Konzession zur Konstruktion einer Linie nach Santos protestiert und ihren Vertreter in Brasilien angewiesen habe, vor den brasilianischen Gerichten einen auf Annullierung dieser Konzession gerichteten Prozeß anzustrengen.

— Dienstag wurde in London die „Brazilian Mining and General Trust Co.“ mit dem Aktienkapital von 25.000 Lstrl. eingetragen. Ihr erster Direktor ist Herr J. Mc Bod.

— Offiziös wird versichert, daß England, Belgien und Portugal ein Abkommen über die definitive Festlegung der Grenzen ihrer afrikanischen Besitzungen abgeschlossen haben.

— Der brasilianische Leutnant Braz Monteiro de Barros hat sich in London mit Miß Lilian Lister, Tochter des englischen Hauptmanns Lister, verlobt. Die Hochzeit findet im Juni statt.

— Aus Ottawa wird gemeldet, daß vom 1. April 1910 bis

zum 31. März 1911 in Kanada 311.084 Einwanderer ankamen, 49 Prozent mehr als im Vorjahr. Von den Einwanderern kamen 121.421 aus den Vereinigten Staaten.

— Auf der Werft Vickers in Barrow lief der neue englische Panzerkreuzer „Princess Royal“ von Stapel, der bei 13.580 Tonnen Wasserverdrängung eine Geschwindigkeit von 30 Seemeilen in der Stunde entwickeln, also alle anderen modernen Kreuzer beträchtlich an Schnelligkeit übertreffen soll.

Spanien.

— Aus Corcubion, einem kleinen Hafen in der Provinz Coruna, wird gemeldet, daß in der dortigen Gegend ein englischer Postdampfer und ein zweiter Dampfer unbekannter Nationalität gescheitert sind.

Portugal.

— In Figueira da Foz wurde in einer der letzten Nächte das Artilleriedepot überfallen. Die Angreifer feuerten viele Schüsse gegen die Bedeckung des Depots ab. Die Regierung ließ eine Menge Personen verhaften, die im Verdachte stehen, gegen die Republik zu konspirieren.

Dänemark.

— Der nun schon seit Wochen bestehende Ausstand hat sich nach und nach auf 14.000 Arbeiter ausgedehnt. Die Arbeitgeber sind neuerdings entschlossen, zu einer allgemeinen Aussperrung zu schreiten, falls die Arbeiter nicht nachgeben. Dadurch würden weitere 40.000 Arbeiter brotlos werden.

— Die von den Arbeitgebern verhängte Aussperrung wurde infolge eines Abkommens zwischen ihnen und dem Arbeitersyndikat aufgehoben.

Rußland.

— In Petersburg sind mehrere choleraverdächtige Krankheitsfälle vorgekommen.

— In Petersburg kommen fortgesetzt Fälle einer verdächtigen Krankheit vor, die mit der asiatischen Cholera identisch zu sein scheint. Dieser Tage kamen an einem Tage 17 neue Fälle vor, von denen 2 tödlich verliefen.

Serbien.

— Der Minister des Aeußern Milovanovich gedenkt wegen des Zwischenfalles mit der Reise des Königs nach Oesterreich seine Entlassung zu nehmen. Leute von politischer Verantwortung hoffen indessen, daß sich der Eifer der serbischen Heißsporne bald legen wird und daß der König später, vielleicht im Herbst, seinen Besuch in Oesterreich doch noch ausführen kann.

Türkei.

— Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß der Streit innerhalb der jungtürkischen Partei zu Ende ist und mit einem Sieg der Gemäßigten geendet hat. Infolgedessen gilt die Lage Dschawid-Bey für wenig gesichert, während der Groß-Vezier und Mahmud Chekhet-Pascha sich in völlig gesicherter Position befinden.

— In Konstantinopel wurde der Beamte des Staatsarchivs Henes verhaftet, der zugleich Korrespondent der Londoner „Times“ ist. Man bringt die Verhaftung mit dem Verschwinden von Dokumenten aus dem Archiv in Verbindung.

Japan.

— Der japanische Kronprinz Yoshihito Harunomiya ist schwer am Typhus erkrankt. Die Aerzte sind sehr besorgt.

China.

— Aus Schanghai wird gemeldet, daß infolge eines Zusammenstoßes der Dampfer „Mi-fu“ strandete, wobei 40 Chinesen ertranken.

— In Canton ist es zu schweren Unruhen gekommen. Der Vizekönig wurde ermordet, sein Leichnam verbrannt. Den gegen die Empörer gesandten Truppen wurde heftiger Widerstand entgegengesetzt, 300 von den Insurgenten sollen gefallen sein.

— Die in China ausgebrochenen Unruhen drohen einen sehr ernsten Charakter anzunehmen. In Canton sind alle telegraphischen und telephonischen Verbindungen zerstört. Die Rebellen griffen das Arsenal an, wurden aber zurückgeschlagen. Aus Hongkong wird gemeldet, daß die revolutionäre Bewegung sich über

ganz China auszubreiten scheint. Die Rebellen sollen die Orte Vai-chou und Samshin genommen haben. In ersterem Orte soll ein heißer Kampf mit Regierungstruppen stattgefunden haben. Das französische Kanonenboot „Fatschan“ beschloß die Rebellen, die gegen 200 Tote hatten.

Vereinigte Staaten.

— Aus Manilla wird gemeldet, daß die Holländer die unbewohnte und gänzlich wertlose Palmeninsel südlich vom Sulu-Archipel (in der Nähe der Philippinen) in Besitz genommen haben sollen. Die Nachricht ist übrigens nicht offiziell bestätigt.

— Wie wir schon kurz meldeten, ist der Hauptstifter des Dynamitattentats gegen die Zeitung „The Times“ in Los Angeles, Kalifornien, John Mac Namara, festgenommen worden, der der Chef einer ganzen Bande von Anarchisten war. Das Verbrechen fand am 1. Oktober 1910 statt, seitdem arbeitet der bekannte Detektiv Burns an der Verfolgung der Verbrecher. Er hat sich nun nicht nur die vom Staate Kalifornien ausgesetzte Belohnung von 25.000 Dollars verdient, sondern auch noch andere, so daß er zusammen fast 50.000 Dollars erhält. Aber nicht nur Burns selbst war so glücklich, den Hauptverbrecher zu fassen, sondern seine Agenten bekamen gleichzeitig in Detroit und Michigan James Mac Namara, den Bruder Johns, Mac Gomgle und Ortis in die Hände, die alle bei der Ausführung des Verbrechens eine große Rolle gespielt haben. In ihrem Besitz wurden Bomben und Höllenmaschinen gefunden. Nachdem sie von der Gefangennahme John Mac Namaras gehört hatten, gaben sie den Sitz der Geheimgesellschaft der Schmiede an, deren Vorsitzender Ryan heißt und wo ein als Niederlage für Explosivstoffe dienender Raum existierte. Die Detektive fanden hier 100 Pfund Dynamit. Der Portier des Hauses gab an, daß diese Niederlage von John Mac Namara persönlich angelegt worden war. Ferner kam heraus, daß John in einer Vorstadt von Detroit einen Schuppen besaß, in dem ebenfalls 3 Liter Nitroglyzerin und 14 Pakete mit Dynamit gefunden wurden. Der Anarchistenbande fällt übrigens nicht nur das Attentat in Los Angeles zur Last, sondern sie werden wegen nicht weniger als 80 Attentaten unter Anklage gestellt, die ihnen freilich schwer alle nachgewiesen werden können. Man erwartet jeden Augenblick weitere Verhaftungen.

— Auch die Vereinigten Staaten werden der in Canton ausgebrochenen Unruhen wegen ein Kanonenboot dahin schicken.

— In Easton, New Jersey, geriet ein Personenzug in Brand. Drei Passagiere verbrannten, die Hälfte von allen wurde verwundet. — Auch bei Martinscreek bei Easton in Pennsylvania soll ein schweres Eisenbahnunglück passiert sein. (Es scheint sich in beiden Nachrichten um dasselbe Ereignis zu handeln, Ortschaften namens Easton giebt es viele in den Vereinigten Staaten).

— Bei dem großen Eisenbahnunglück bei Easton, Pennsylvania, sollen 50 Menschen den Tod gefunden haben, und zwar meist durch Verbrennen.

Mexiko.

— Der Insurgentenführer General Madero bekam Sonnabend die offizielle Mitteilung, daß die mexikanische Regierung eine Kommission ernannt hat, um Friedensverhandlungen anzuknüpfen, die in oder bei Ciudad Juarez stattfinden werden.

Marokko.

— Am 19., 21. und 24. dieses Monats haben die Truppen des Sultans Muley Hafid wiederholte Angriffe der Rebellen siegreich zurückgewiesen. Ein Bruder des Sultans Muley Hafid wurde in Mequizez zum Sultan ausgerufen.

— Nach einem aus Fez in Ceuta eingetroffenen Privatbriefe ist die Lage der Europäer in Fez sehr kritisch, weniger der Rebellen, als der fremdenfeindlich gesinnten Einwohner der Stadt selbst wegen, die schon die Häuser vieler Europäer angegriffen haben. Die Europäer haben sich zum Teil in die Konsulate geflüchtet, um dahin gelangen zu können, mußten sie sich als Eingeborene verkleiden. Im französischen Konsulat fehlte es infolge

der vielen unfreiwilligen Gäste einige Tage lang direkt an Lebensmitteln. Die von den Europäern verlassenen Häuser werden von der Bevölkerung geplündert.

— In Mequinez wurden das deutsche und das englische Postamt von den Rebellen ausgeplündert. Man ist der Meinung, daß die Kolonne Bremond am 27. April in Fez angekommen ist. Von Dar el Beida gingen 2500 Mann eingeborene Truppen nach Merada ab, wo die Truppen konzentriert werden.

Chile.

— Wie man hört, wird die Regierung in England zwei Torpedobootzerstörer von 32 Seemeilen Schnelligkeit und in Nordamerika zwei Unterseeboote bestellen.

Uruguay.

— Im Departement Salto wurden bedeutende Manganerzlager entdeckt.

Paraguay.

— Von dem Ufer des Rio Bermejo wird gemeldet, daß die wilden Indianer daselbst ein Landgut überfielen, einen zahmen Indianer töteten und seine Frau und seine Tochter raubten.

— Es heißt, daß die Hauptleute Felipe Gonzalez und Acosta aus dem paraguayischen Heere ausgestoßen werden sollen, weil sie in der letzten Revolution gegen die Regierung Jaras gekämpft haben.

Peru.

— Herr Manuel Masones wurde zum Vertreter Perus auf dem Fischereikongreß in Rom und Herr Freyre Santander zum Vertreter auf dem Kongresse über industrielles Eigentum (Fabrikmarkenschutz) ernannt, der in Washington stattfinden wird.

Argentinien.

— Vorgestern verabschiedete sich der österreichisch-ungarische Gesandte, der eine Urlaubsreise antritt, vom Präsidenten der Republik.

— Ähnliche Zustände, wie vor einiger Zeit in Rio, herrschen jetzt infolge des andauernden Unwetters in Buenos Aires. Gestern stiegen alle Flüsse in ganz außergewöhnlichem Maße, gegen Abend waren in Buenos Aires über 1000 Häuser vollständig überschwemmt. In der Weberei Grati befanden sich ungefähr 1800 Arbeiter und Arbeiterinnen in einer höchst gefährlichen Lage, es gelang nur unter unerhörten Schwierigkeiten sie zu retten. In der Stadt sind ungefähr 2000 Familien ohne Obdach und Nahrung. Im südlichen Teile der Stadt drohen 200 Häuser mit Einsturz. Die Feuerwehr möchte an allen Orten zugleich sein, um allen Hilfesuchen Folge zu leisten. Soviel bekannt ist, sind 20 Personen umgekommen und unzählige verwundet. Auf den Weiden der Gefrieranstalt Lanegra ertranken ungefähr 15.000 Schafe. Die Stadtverwaltung warf für die ersten Hilfeleistungen 100.000 Pesos aus. Die Eisenbahnstation Midland in der Provinz Buenos Aires droht einzustürzen, das Wasser steht daselbst 1,5 Meter hoch. In einer Fabrik, wo 1400 Personen Zuflucht gesucht hatten, brach Feuer aus, so daß es zu den gräßlichsten Schreckensszenen kam. Die Flüsse führen Leichen von Ertrunkenen mit sich.

— Die Zeitungen melden, daß der Finanzminister die übrigen Mitglieder des Kabinetts aufforderte, über Maßregeln nachzudenken, die eine Herabsetzung des übermäßig anschwellenden Beamtenheeres anstreben. Die Republik soll allein an Zivilbeamten — 47.000 beschäftigen, oder wenigstens besolden.

— In politischen Kreisen von Buenos Aires verlautet, der Präsident werde, falls der Kongreß etwa Obstruktion treiben sollte, sich auf das Heer stützen und einen Staatsstreich ausführen.

— Der Minister des Aeußeren übersandte den argentinischen Konsuln im Auslande Statistiken und andere Informationen, die sie bei den Verträgen benutzen sollen, die sie nach ihrer Dienstvorschrift in den Städten Europas und Nordamerikas zu halten haben, um für Argentinien Propaganda zu machen.

— Die Lago in Buenos Aires ist besser geworden, da die Ueberschwemmung nachläßt. Der Präsident der Republik besichtigte einen Teil der heimgesuchten Stadtteile und spendete 10.000 Pesos für die Geschädigten. Der Minister des Aeußeren hatte mit den Vorständen der ausländischen Wohltätigkeitsvereine eine Besprechung über die Art und Weise, wie man den durch das Hochwasser Geschädigten am besten helfen könne.

— Beim Zollamt ist eine große Unterschlagung von dort lagernden Waren vorgekommen. Der Verwalter des Zollamts konferierte mit dem Finanzminister über die Angelegenheit.

— Die brasilianische Kolonie in Buenos Aires gab dem scheidenden brasilianischen Gesandten, Herrn Domicio da Gama, ein Bankett im Jockey-Club. Das gesamte Personal der Gesandtschaft und des Konsulats nahm an dem Feste teil, auch der in Buenos Aires anwesende Herr Antonio Prado, Expräfekt von S. Paulo.

— Der argentinische Landwirtschaftsminister lud Herrn Welman Bradford, Chef der Kommission zur Einführung der Weizenkultur im Staate S. Paulo ein, in Argentinien eine Reihe von Vorträgen über das Berieselungsverfahren in der Reiskultur zu halten.

— Es kam heraus, daß eine nordamerikanische Drogenhandlung in Buenos Aires den Fiskus auf die Weise betrog, daß sie in den auf dem Zollamte lagernden Sendungen heimlich eine Anzahl von vollen Gläsern durch leere ersetzte.

— Nach einer von der zootechnischen Abteilung des Landwirtschaftsministeriums veröffentlichten Statistik hat sich die Viehproduktion Argentiniens in den letzten 30 Jahren verdoppelt.

— Aus Mendoza wird gemeldet, daß der deutsche Gesandte daselbst mehrere Weinkellereien besuchte. Die Weinplanzer gaben ihm zu Ehren ein großes Bankett.

— Die Stadtverwaltung von Buenos Aires, die Wohltätigkeitsvereine und viele Privatleute verteilen Lebensmittel und Kleidungsstücke an die Opfer der Ueberschwemmung. Die Gemahlin des Präsidenten der Republik besuchte Freitag die am meisten heimgesuchten Stadtviertel und verteilte Geldgeschenke an die am meisten Geschädigten. Der Erzbischof setzte ebenfalls eine Kommission zur Hilfeleistung ein.

— Die Stadtverwaltung von Buenos Aires ernannte eine Kommission, die über die Maßregeln beraten soll, die zu ergreifen sind, um künftigen Ueberschwemmungen vorzubeugen. — Die Zeitungen haben eine Subskription zugunsten der Witwe und der neun Kinder des während der Ueberschwemmung ertrunkenen Polizisten Fontove eröffnet. Nur die Liste der „Nacion“ allein erreichte am ersten Tage acht Contos in brasilianischem Gelde.

— Die Regierung wird vom Kongreß die Ermächtigung zur Aufnahme einer Anleihe von 80 Millionen Pesos Gold verlangen.

— Sonnabend wurden in Buenos Aires mehrere Beamte des Zollamts verhaftet, die bei den letzten Warendiebstählen und Unterschlagungen beteiligt waren.

— In dem Sonnabend abgehaltenen Ministerrate wurden u. a. folgende Beschlüsse gefaßt: Für Rechnung der Zentenarausstellung 1.800.000 Pesos zu bezahlen, den Vorschlag des Hauses Vickers zur Vornahme der Erweiterungsbauten des Hafens von Buenos Aires anzunehmen und den Plan, den schon längst projektierten Kanal „Mitre“ zu bauen, der Buenos Aires mit der Stadt Palmas am Parana verbinden sollte, fallen zu lassen.

— „La Argentina“ veröffentlicht in ihrer gestrigen Nummer eine Unterredung, die einer ihrer Mitarbeiter mit einem Abteilungsdirektor des Landwirtschaftsministers hatte, der die Notwendigkeit betonte, daß Argentinien strenge Maßregeln ergreifen müsse, um seine Grenzen gegen die in Südbrasilien grassierende Rinderpest zu schützen.

Damen (m. illeg. Kind., körp. Fehl.) 5—500.000 Mk. Verm., wünschen bald. Heirat Nnr Herreh, (w. a. ohne Verm.) bei denen gegen eine schnelle Heirat kein Hindern. vorliegt, wollen sich melden bei L. Schlesinger, Berlin 18.

Feuilleton.

Das Geheimnis des Gelben Zimmers.

Abenteuer des Reporters Joseph Rouletabille.

Von Gaston Leroux.

Erstes Kapitel

Nicht ohne eine gewisse Erregung beginne ich die seltsamen Abenteuer Joseph Rouletabilles hier zu erzählen. Er hatte sich das bisher so dringend verboten, daß ich schon gänzlich daran verzweifelte, jemals die merkwürdigste Detektivgeschichte der letzten fünfzehn Jahre veröffentlichen zu können. Ich glaube auch, das Publikum hätte nie die reine Wahrheit über die Affäre des Gelben Zimmers erfahren, wenn nicht kürzlich ein Abendblatt einen ebenso dummen wie frechen Artikel gebracht hätte, als Professor Stangerson zum Ritter der Ehrenlegion ernannt und dadurch wieder „aktuell“ wurde. Durch diesen Artikel ist die schreckliche Geschichte wieder aufgeführt worden, die Joseph Rouletabille so gern vergessen hätte.

Das Gelbe Zimmer! Wer erinnert sich heute noch dieser Affäre, um die vor etwa fünfzehn Jahren soviel Tinte vergossen wurde! Man vergißt so schnell in Paris! Hat man doch sogar bis auf den Namen den Prozeß Nayves und die tragische Geschichte vom Tode des kleinen Menaldo vergessen! Und doch war zu jener Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit mit solcher Spannung auf die Verhandlungen gerichtet, daß eine Ministerkrise, die damals gerade ausbrach, vollständig unbemerkt vorüberging. Nun, der Prozeß des Gelben Zimmers, der einige Jahre vor dem Prozeß Nayves spielte, fand noch größeren Widerhall. Die ganze Welt war monatelang in jenes düstere Problem vertieft — das düsterste, meines Wissens, das jemals den Scharfsinn unserer Polizei, das Gewissen unserer Richter auf die Probe gestellt hat.

Was kein Mensch entdecken konnte, hat der junge, erst achtzehnjährige Rouletabille, damals ein kleiner Reporter an einer großen Zeitung, gefunden. Doch als er den Gerichtshof den Schlüssel zu diesem Geheimnis gab, sagte er noch nicht die ganze Wahrheit. Er brachte nur vor, was das scheinbar Unerklärliche erklären, was einen Unschuldigen retten konnte. Ueber anderes schwieg er. Heute erst sollen die Freunde, die sich für Joseph Rouletabille interessieren, mehr erfahren, zum Teil aus seinem eigenen Munde. Ich beginne ohne weitere Vorrede mit der Darstellung der Tatsachen, wie sie am Tage nach dem Drama des Schlosses Le Glandier die Welt kennen lernte.

Am 25. Oktober 1892 erschien unter den „Letzten Nachrichten“ die folgende Notiz im „Temps“:

„Ein furchtbares Verbrechen ist in Glandier, an der Grenze des Sainte-Genevièvewaldes oberhalb Epinay-sur-Orge im Hause des Professors Stangerson verübt worden. Heute nacht, während der Hausherr in seinem Laboratorium arbeitete, hat man versucht, Fräulein Stangerson, die in einem Zimmer neben dem Laboratorium schlief, zu ermorden. Die Aerzte können nicht dafür einstehen, Fräulein Stangerson am Leben zu erhalten.“

Man denke sich die Aufregung, die sich der Stadt Paris bemächtigte! Die gebildete Welt nahm bereits zu dieser Zeit ein bedeutendes Interesse an den Arbeiten des Professors Stangerson und seiner Tochter. Diese Arbeiten waren die ersten Versuche in der Radiographie, die später das Ehepaar Curie zur Entdeckung des Radiums führten. Auch die Theorie Stangersons über die „Auflösung der Materie“ wurde viel diskutiert. Begeisterte Anhänger und wütende Gegner kämpften um den Wert der Entdeckung, ohne mehr von ihr zu kennen, als einige Andeutungen des Professors erraten ließen. Seine Denkschrift war noch nicht in der Akademie verlesen; das kam erst später. Aber schon zu jener Zeit war der Name Stangerson weltberühmt. Das erklärt den Eifer, mit dem sich die Zeitungen der Angelegenheit annahmen. Ein Artikel aus dem „Matin“, der die Überschrift trug „Ein übernatürliches Verbrechen“ sei im Auszuge angeführt:

„Hier die einzigen Details (so schreibt der anonyme Redak-

teur des „Matin“), die wir über das Verbrechen im Schlosse Le Glandier erfahren konnten. Der Verzweiflungszustand, in dem sich Professor Stangerson befindet, die Unmöglichkeit, irgendeine Auskunft aus dem Munde des Opfers zu erhalten, haben unsere Forschungen ebenso erschwert, wie die gerichtliche Untersuchung. Bisher kann man sich nicht die geringste Vorstellung von den Vorgängen in dem Gelben Zimmer machen, wo Fräulein Stangerson im Nachtgewande, röchelnd, auf dem Fußboden ausgestreckt gefunden wurde. Es ist uns aber gelungen, Vater Jacques, einen alten Diener der Familie Stangerson, zu interviewen. Vater Jacques (wie man ihn in der ganzen Gegend nennt) hat gleichzeitig mit dem Professor das Gelbe Zimmer betreten. Dieses Zimmer grenzt an das Laboratorium. Das Laboratorium und das Gelbe Zimmer befinden sich in einem Pavillon im Hintergrunde des Parks, ungefähr dreihundert Meter von dem Schlosse entfernt.

„Es war halb eins“, so erzählte uns dieser brave Mann (?); „ich war im Laboratorium, wo Herr Stangerson noch arbeitete, als das Unglück geschah. Ich hatte den ganzen Abend aufgeräumt und Instrumente gereinigt und wartete nun darauf, daß Herr Stangerson das Laboratorium verlassen möchte, damit auch ich zu Bette gehen könnte. Fräulein Mathilde hatte mit ihrem Vater bis Mitternacht gearbeitet; als die Kuckucksuhr im Laboratorium Mitternacht schlug, ist sie aufgestanden, hat Herrn Stangersohn geküßt und ihm Gutenacht gewünscht. Zu mir hat sie gesagt: „Gute Nacht, Vater Jacques!“ und dann hat sie die Tür des Gelben Zimmers geöffnet. Wir hörten, wie sie die Tür zuschloß und den Riegel vorschob; ich mußte ordentlich lachen und sagte zum Herrn: „Das Fräulein schließt sich ein. Gewiß hat sie Angst vor dem „Tier Gottes“! Der Herr hat mich gar nicht gehört, so vertieft war er in seine Arbeit. Aber wie eine Antwort kam von draußen ein gräßliches Mianen, in dem ich das Geschrei dieser Teufelsbestie erkannte, die man bei uns das „Tier Gottes“ nennt; es war so schauerlich, daß mir eine Gänsehaut über den Rücken lief. „Werden wir heute nacht wieder keine Ruhe haben?“ dachte ich; „denn ich muß Ihnen sagen, daß ich bis Ende Oktober oben auf dem Boden des Pavillons über dem Gelben Zimmer schlafe, bloß damit das Fräulein nicht die ganze Nacht allein hier hinter im Park bleiben soll. Es ist so eine Idee vom Fräulein, so lange die schöne Jahreszeit dauert, im Pavillon zu wohnen; da gefällt es ihr gewiß besser als im Schloß; die ganzen vier Jahre, seit der Pavillon steht, richtet sie sich jedesmal hier ein, wenn es Frühling wird. Kommt dann der Winter wieder, dann zieht das Fräulein ins Schloß zurück, denn im Gelben Zimmer ist kein Kamin.“

Wir waren also im Pavillon, Herr Stangerson und ich. Wir machten gar kein Geräusch. Er war an seinem Schreibtisch beschäftigt. Ich saß auf einem Stuhl, da ich mit meiner Arbeit fertig war, und betrachtete ihn und sagte mir: „Was für ein Mann! Diese Gelehrsamkeit! Dieses Wissen!“ Ich lege dem Umstande große Bedeutung bei, daß wir kein Geräusch machten, denn deshalb hat der Mörder sicher geglaubt, wir wären fort. Plötzlich, während der Kuckuck halb eins rief, drang ein verzweifelter Geschrei aus dem Gelben Zimmer. Es war die Stimme des Fräuleins: „Mörder! Mörder! Hilfe!“ Im gleichen Augenblick knallten Revolvergeschüsse; ein wilder Lärm erhob sich, als wenn Tische und Möbel im Kampfe umgestürzt würden; und wieder erscholl die schreiende Stimme: „Mörder! Hilfe... Vater! Vater!“

Man stelle sich vor, wie wir aufgesprungen sind, und wie wir, Herr Stangerson und ich, auf die Tür zustürzten. Aber ach! sie war verschlossen, von innen fest verschlossen; wir hatten ja eben erst den Riegel gehört. Wir versuchten die Tür einzuschlagen, aber sie gab nicht nach. Herr Stangerson war wie wahnsinnig. Er schlug mit aller Gewalt gegen die Tür; dabei weinte er vor Wut und schluchzte in ohnmächtiger Verzweiflung.

Da hatte ich eine Eingebung. „Der Mörder wird durch das Fenster hineingelangt sein!“ rief ich aus. „Ich gehe ans Fenster!“ Und ich stürzte wie ein Besessener aus dem Pavillon.

Unglücklicherweise geht das Fenster des Gelben Zimmers auf das freie Feld hinaus, so daß die Mauer des Parks, der sich bis



zum Pavillon erstreckt, mich daran hinderte, sofort an dieses Fenster zu gelangen. Nur durch den Park konnte man es erreichen. Ich lief in der Richtung des Gitters, und unterwegs traf ich Bernier und seine Frau, die Torhüter, die auf das Schiessen und Schreien herbeigeeilt kamen. Ich setzte ihnen in zwei Worten die Lage auseinander, sagte dem Concierge, sich sofort zu Herrn Stangerson zu begeben, und befahl seiner Frau, mit mir zu kommen und mir die Gittertür des Parks zu öffnen. Fünf Minuten darauf waren wir beide, Concierge und ich, vor dem Fenster des Gelben Zimmers. Der Mond schien hell; ich sah deutlich, daß das Fenster unberührt war. Nicht nur die Gitterstäbe waren unversehrt, auch die Fensterladen hinter dem Gitter waren noch verschlossen, wie ich sie selbst am Abend geschlossen hatte; ich tue das jeden Abend, obgleich Fräulein Stangerson mir gesagt hatte, ich solle es nur lassen, sie würde selbst die Laden schließen. Nun, die Laden waren zu, genau so, wie ich sie sorgsam mit einer eisernen Klinke von innen befestigt hatte. Der Mörder war also auf diesem Wege weder gekommen noch gegangen; wir konnten auch nicht durch das Fenster ins Zimmer. Das war das Unglück! Es war zum Verrücktwerden. Die Tür des Zimmers von innen verschlossen, die Laden des einzigen Fensters ebenso und über den Laden das Gitter unversehrt, ein Gitter, durch das man nicht einmal den Arm stecken kann. Und das Fräulein, das um Hilfe rief... Oder vielmehr nein, man hörte sie nicht mehr... Sie war vielleicht tot... Aber ich hörte noch immer hinten im Pavillon den Herrn, der versuchte, die Tür aufzubrechen...

Wir machten uns wieder auf den Weg, die Concierge und ich, und kamen zum Pavillon zurück. Die Tür hielt noch immer stand, trotzdem Herr Stangerson und Bernier mit wütenden Schlägen auf sie einhieben. Endlich gab sie unter unsern heftigen Anstrengungen nach, und — was bekamen wir zu sehen?

Ich muß bemerken, daß die Concierge die Lampe aus dem Laboratorium in der Hand hielt, eine mächtig große Lampe, die das ganze Zimmer beleuchtete. Auch muß ich Ihnen sagen, Herr, daß das Gelbe Zimmer sehr klein ist. Das Fräulein hatte es mit einem ziemlich großen eisernen Bett, einem Tisch, einem Nachttisch und zwei Stühlen möbliert. Alles das konnten wir auch beim Schein der großen Lampe mit einem Blick übersehen. Das Fräulein im Nachtkleid lag auf der Erde, inmitten einer unglaublichen Verwüstung. Gewiß hatte man das Fräulein aus dem Bett gerissen; sie war ganz mit Blut bedeckt und trug die Spuren schrecklicher Nägel am Hals — das Fleisch des Halses war fast zerfetzt von Nägeln — und in der rechten Schläfe war ein Loch, aus dem das Blut sickerte. Am Boden war schon eine kleine Blutlache entstanden. Als Herr Stangerson seine Tochter in solchem Zustande sah, warf er sich über sie und stieß einen Schrei der Verzweiflung aus, der einem tief zu Herzen ging. Er erkannte, daß die Unglückliche noch atmete, und beschäftigte sich nur mit ihr. Wir anderen suchten den Mörder, den Elenden, der unsere Herrin hatte töten wollen, und ich schwöre Ihnen, mein Herr, wenn wir ihn gefunden hätten, so wäre es ihm übel bekommen! Aber, so unerklärlich das ist: er war fort, entflohen! Wie? Das geht über meine Begriffe! Niemand unter dem Bett, niemand hinter den Möbeln, kein Mensch!

Wir fanden nur seine Spuren: den blutigen Abdruck einer grossen Männerhand an den Wänden und an der Tür ein großes, von Blut gerötetes Taschentuch ohne Namenszeichen, eine alte Mütze und auf dem Fußboden eine Menge frischer Abdrücke von Mänerfüßen. Der Mensch, der hier gegangen war, hatte einen grossen Fuß, und er war in Ruß oder so etwas ähnliches getreten — das konnten wir sehen. Aber das war auch alles! Wie war der Mensch aus dem Zimmer gelangt?... Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß es keinen Kamin im Gelben Zimmer gibt. Er konnte nicht durch die schmale Tür entwischt sein, deren Schwelle die Concierge mit der Lampe betreten hat, während ihr Mann und ich den Mörder in diesem kleinen Quadrat von Zimmer suchten, in dem es unmöglich ist, sich zu verstecken, und wo wir niemand fanden. Die eingeschlagene, aus den Angeln gerissene Tür konnte nichts verbergen, wir haben uns davon überzeugt. Durch das ver-

schlossene Fenster mit seinen festen Laden und Eisengittern war er auch nicht hinausgekommen. Also?... Also?... Mußten wir da nicht an den Teufel glauben?"

„Aber was entdeckten wir da auf der Erde? Meinen Revolver. Ja, Herr, meinen eigenen Revolver... Das hat mich wieder zur Wirklichkeit zurückgebracht! Der Teufel hätte nicht nötig gehabt, mir meinen Revolver zu stehlen, um das Fräulein zu töten. Der Mensch, der in der Nacht hier gewesen war, ist vorher in meiner Bodenkammer gewesen, hat meinen Revolver aus der Schublade genommen und sich seiner für seine bösen Absichten bedient. Zwei Schüsse hat er abgefeuert, das haben wir festgestellt. Nun, und dabei habe ich bei allem Unglück noch Glück gehabt, weil Herr Stangerson drüben in seinem Laboratorium war, als die Tat geschehen ist, und sich mit eigenen Augen überzeugt hat, daß ich mich auch dort befand. Sonst — wer weiß, was aus dieser Revolvergeschichte geworden wäre! Ich wäre wohl schon längst hinter Schloß und Riegel. Ein Gericht braucht nicht viel mehr, um einen Menschen aufs Schaffot zu bringen!“

Der Redakteur fügte diesem Interview folgende Zeilen hinzu:

„Wir ließen uns von Vater Jacques, ohne ihn zu unterbrechen, in seiner schlichten Art erzählen, was er von dem Verbrechen des gelben Zimmers weiß. Wir haben sogar seine Ausdrucksweise nach Möglichkeit beibehalten. Wir haben dem Leser nur das fortwährende Gejammer geschenkt, mit dem er seine Erzählung ausschmückte. Das versteht sich, Vater Jacques, es versteht sich, daß du deine Herrschaft lieb hast! Du hast das Bedürfnis, daß man wisse, und du hörst nicht auf, es zu wiederholen, besonders seit der Entdeckung des Revolvers. Es ist dein gutes Recht, und wir sehen darin nichts Ungehöriges! Wir haben Vater Jacques — Jacques Louis Moustier — noch weiter vernahmen wollen, aber da hat ihn der Untersuchungsrichter holen lassen, der seine Untersuchung in dem großen Saale des Schlosses fortsetzte. In das Schloß selbst konnten wir nicht eindringen, und der Park (das sogenannte „Wäldchen“) wird im weiten Umkreis von Polizisten bewacht, die eifrig allen Spuren folgen, die zum Pavillon und dadurch vielleicht zur Entdeckung des Mörders führen könnten.“

Wir haben auch das Torhüterpaar vernahmen wollen, aber die Leute sind unsichtbar. Endlich haben wir in einem Wirtshause, nicht weit von dem Gitter des Schlosses, gewartet, bis Herr de Marquet, der Untersuchungsrichter von Corbeil, fortging. Um halb sechs sahen wir ihn mit seinem Schreiber herauskommen. Ehe er in den Wagen stieg, konnten wir ihm noch folgende Frage vorlegen:

„Herr de Marquet, können Sie uns auf einige Fragen Antwort geben, ohne daß Ihre Untersuchung gestört wird?“

„Unmöglich!“ sagte Herr de Marquet. „Die seltsamste Geschichte, die mir jemals vorgekommen ist! Je mehr wir zu wissen glauben, desto weniger wissen wir.“

Wir baten Herrn de Marquet, uns diese letzten Worte gefälligst zu erklären. Was er sagte, geben wir unverändert wieder, weil es uns zur Beurteilung der Sachlage sehr wichtig erscheint:

„Wenn weiter nichts herauskommt, als was wir bisher festgestellt haben, dann wird das Geheimnis dieses Verbrechens schwerlich aufgeklärt werden. Aber wir wollen im Interesse der Gerechtigkeit und aus Gründen der Logik hoffen, daß die Untersuchung der Zimmerwände uns Klarheit bringt. Ich will sie morgen vornehmen, zusammen mit dem Baumeister, der vor vier Jahren den Pavillon gebaut hat. Denn das Problem ist dies: wir wissen, wie der Mörder ins Zimmer gekommen ist, aber wir wissen nicht, wie er wieder hinausgelangte. In das Zimmer kam er durch die Tür und versteckte sich unter dem Bett. Aber wie entfloh er? Ich bin entschlossen, — und Herr Professor Stangerson ist damit einverstanden —, die Wände zu zerstören und den Pavillon niederzureißen, wenn sich das Geheimnis nicht auf andere Art ergründen läßt. Aber, wenn wir dann keine Geheimtür, kein Versteck, keinen Ausweg finden, wenn die Decke kein Loch hat und der Fußboden keine Falltür, dann fange auch ich an, wie der Vater Jaques, an den Teufel zu glauben.“

Der Redakteur bemerkt in diesem Artikel — einem Artikel, den ich gewählt habe, da er der interessanteste von allen ist, die an jenem Tage über die Angelegenheit veröffentlicht wurden, — daß der Untersuchungsrichter einen gewissen Nachdruck auf den letzten Satz legte: „Dann muß man schon an den Teufel glauben, wie Vater Jacques sagt.“

Der Artikel schließt: „Wir wollten wissen, was der Vater Jacques unter dem „Tier Gottes“ verstand, das auf ihn so unheimlich wirkte. Das „Tier Gottes“ ist, wie uns der Wirt erzählte, nichts anderes als eine große Katze, die einer alten Frau der Gegend gehört. Diese Alte gilt als eine Art Heilige; sie lebt als Einsiedlerin im Walde, nicht weit von der Grotte der heiligen Genovefa. und der Volksmund nennt sie „die kniende Mutter“.“

Das gelbe Zimmer, das Tier Gottes, die kniende Mutter, der Teufel, die heilige Genovefa, Vater Jacques, — steckt dahinter nicht ein ganz verwickeltes Verbrechen, das uns morgen ein Hieb mit dem Beil in die Mauern des gelben Zimmers entwirren wird? Wir wollen es wenigstens „aus Gründen der Logik“, wie der Untersuchungsrichter sagt, hoffen. Leider fürchtet man, daß Fräulein Stangerson, die sich in einem unaufhörlichen Fieber befindet und immer nur deutlich das Wort: „Mörder, Mörder, Mörder!“ hören läßt, die Nacht nicht überleben wird“

Endlich wußte das Blatt noch mitzuteilen, daß der berühmte Geheimpolizist Frédéric Larsan, der in der Angelegenheit eines großen Diebstahls nach London geschickt worden war, von dem Chef der Sicherheitspolizei telegraphisch nach Paris zurückberufen worden sei.

Zweites Kapitel.

Erstes Auftreten Joseph Rouletabilles.

Ich erinnere mich, als wäre es heute geschehen, wie der junge Rouletabille an jenem Morgen in mein Zimmer trat. Es war gegen acht Uhr, ich lag noch im Bett und las den Artikel des „Matin“, der sich auf das Verbrechen in Le Glandier bezog.

Doch vor allen Dingen muß ich meinen Freund vorstellen, der ein kleiner Reporter war. Zu jener Zeit fing meine Tätigkeit am Gericht an, und hier hatte ich oft Gelegenheit, ihm auf den Korridoren der Untersuchungsrichter zu begegnen, wenn ich mir ein Passepartout für Mazas oder Saint-Lazare ausbat. Er hatte, wie man zu sagen pflegt, eine hübsche „Kohlrübe“. Sein Kopf war kugelförmig, und aus diesem Grunde, denke ich, hatten ihm seine Kollegen von der Presse jenen Beinamen gegeben, den er für immer behalten sollte: „Rouletabille“ („Rollkugel“). Hast du Rouletabille gesehen? — Seht, da ist dieser „verfluchte kleine Kerl“ Rouletabille! — Oft war er rot wie eine Tomate, manchmal froh wie eine Lerche, manchmal ernst wie ein Heiliger. So jung! — Er war, als ich ihn zum ersten Male sah, sechzehn und ein halbes Jahr alt. — Und verdiente schon sein Brot bei der Presse? Wie das zugeht? Das hätte man sich fragen müssen, wenn nicht alle, die mit ihm in Berührung kamen, von seinen ersten Erfolgen gehört hätten. Zur Zeit der Affäre der „Zerstückelten Frau in der Rue Oberkampf“ — auch eine langvergessene Geschichte — hatte er dem Chefredakteur der „Epoque“, einer Zeitung, deren Informationen damals mit dem „Matin“ wetteiferten, den noch fehlenden linken Fuß der Leiche gebracht. Man hatte ihn in dem Korbe vermißt, worin die traurigen Ueberreste entdeckt wurden. Acht Tage lang suchte die Polizei diesen linken Fuß vergeblich, bis ihn der junge Rouletabille in einem Abflußkanal auffand. Kein Mensch war darauf gekommen ihn dort zu suchen! Rouletabille hatte sich zu diesem Zweck bei den Reinigungswerken der städtischen Kanalanlagen verdingt, als die Verwaltung infolge ungewöhnlichen Hochwassers der Seine dringend nach Hilfskräften verlangte. Sobald der Chefredakteur im Besitze des kostbaren Fußes war und vernommen hatte, durch welche Reihenfolge kluger Schlüsse es dem jungen Manne gelungen war, ihn zu entdecken, waren seine Gefühle geteilt zwischen der Bewunderung so großer Detektivverschlagenheit in einem Hirn von sechzehn Jahren und dem lebhaften Vergnügen, den „linken Fuß der Rue Oberkampf“ im Leichenschaukasten seines Journals ausstellen zu können.

„Ueber diesen Fuß“, rief er aus, „werde ich einen Leitartikel schreiben!“

Nachdem er sodann das unheimliche Paket dem vereidigten Redaktionsarzt der „Epoque“ anvertraut hatte, wandte er sich zu unserem zukünftigen „Rouletabille“ mit der Frage, wieviel Gehalt er beanspruche, um als kleiner Reporter für „Verschiedenes“ angestellt zu werden.

„Zweihundert Franken monatlich“, erwiderte bescheiden der junge Mann, dem vor Ueberraschung über den Vorschlag das Wort im Halse stecken blieb.

„Sie sollen zweihundertfünzig haben“, versetzte der Chefredakteur; „nur müssen Sie aller Welt erklären, daß Sie schon seit einem Monat Mitarbeiter der Redaktion sind. Selbstverständlich haben nicht Sie „den linken Fuß der Rue Oberkampf“ entdeckt, sondern die Zeitung „L'Epoque“. Der einzelne, junge Freund, gilt in solchen Fällen nichts, die Zeitung alles!“

Damit entließ er den frischgebackenen jungen Redakteur, rief ihn aber auf der Schwelle nochmals zurück und fragte ihn nach seinem Namen.

„Joseph Joséphin.“

„Das klingt nach gar nichts; aber da sie nicht zeichnen, hat es weiter keine Bedeutung“

Es dauerte nicht lange, so war der neue Mitarbeiter mit dem bartlosen Kindergesicht bei der ganzen Redaktion ungemein beliebt geworden, denn er war gegen jedermann gefällig und mit einem gesunden Humor begabt, der selbst den Griesgrämigsten erheiterte und alle Neider entwaffnete. Im Advokatencafé, wo die Tagesreporter damals zusammenzukommen pflegten, ehe sie sich aufs Gericht oder zur Polizeipräfektur begaben, um ihr tägliches Verbrechen zu holen, kam er bald in den Ruf eines Allerweltskerls, der es fertig kriegte, sogar bis ins Allerheiligste des obersten Polizeichefs einzudringen. Wenn sich ein Fall der Mühe lohnte und Rouletabille — er war schon im Besitz dieses Spitznamens — von seinem Chefredakteur auf die Kriegsfährte losgelassen war, so geschah es nicht selten, daß er sich geschickter zeigte als der gewiegteste Polizist.

Hier im Advokatencafé machte ich seine nähere Bekanntschaft. Kriminalrichter und Journalisten stehen sich nicht feindlich gegenüber, da sie einander brauchen, die einen wegen der Reklame, die anderen um der Auskünfte willen. Schon bei unser ersten Unterhaltung empfand ich große Sympathie für diesen wackeren kleinen Rouletabille. Er besaß so viel Munterkeit, so lebhaftes Intelligenz, hatte so originelle Einfälle, und zu alledem gesellte sich eine so vornehme Denkweise, wie ich sie nie wieder bei jemand gefunden habe.

Nicht lange darauf wurde ich mit der Gerichtschonik für den „Cri du Boulevard“ betraut. Mein Eintritt in den Zeitungsdienst konnte die Freundschaft, die mich mit Rouletabille verband, nur noch fester knüpfen. Dazu kam, daß mein neuer Freund kleine juristische Plaudereien für seine Zeitung, die „Epoque“, zu schreiben hatte und ich des öfters in die Lage kam, ihm hierfür allerhand Auskünfte über Rechtssachen zu erteilen.

So vergingen über zwei Jahre, und je mehr ich mit ihm verkehrte, um so lieber gewann ich ihn, denn unter seinem ausgelassenen verbarg sich ein für seine Jahre seltener Ernst. Ja mehrmals fand ich ihn, den ich gewohnt war, stets heiter, oft sogar zu heiter zu sehen, in tiefe Traurigkeit versunken. Fragte ich aber nach dem Grunde dieser veränderten Stimmung, so begann er jedesmal gleich wieder zu lachen und gab keine Antwort. Als ich mich einmal nach seinen Eltern, von denen er nie sprach, erkundigte, ließ er mich einfach stehen und tat, als hätte er meine Frage gar nicht gehört.

Mittlerweile ereignete sich die famose „Affäre des Gelben Zimmers“, die ihn nicht nur zum ersten aller Reporter, sondern überdies auch zum ersten Polizisten der Welt machen sollte. Rouletabille trat an jenem Morgen — es war der 26. Oktober 1892 — zu mir ins Zimmer. Sein Gesicht war noch röter als gewöhnlich; die Augen quollen ihm förmlich aus dem Kopf, und er schien von einer wahren Begeisterung ergriffen zu sein. Mit fieberheißer

Hand, in der er den „Matin“ hielt, fuchtelte er in der Luft herum.
„Was sagen Sie dazu, mein lieber Sainclair?“ rief er mir entgegen. „Haben Sie gelesen?“

„Das Verbrechen im Glandier?“

„Freilich; die Geschichte vom gelben Zimmer! Was halten Sie davon?“

„Alle Wetter! Ich denke, der Teufel oder das „Tier Gottes“ wird wohl den Mord begangen haben.“

„Bitte, reden Sie ernsthaft!“

„Nun, dann will ich Ihnen sagen, ich glaube nicht trecht an Mörder, die durch die Wand hindurch entfliehen. Vater Jacques, meine ich, hätte die Mordwaffe nicht liegen lassen sollen. Nun, da er gerade über dem Zimmer des Fräuleins Stangerson wohnt, wird die Untersuchung des Gebäudes, die der Richter noch heute vornimmt, uns gewiß den Schlüssel des Geheimnisses in die Hand liefern, und wir werden bald genug erfahren, durch welches natürliche Schlupfloch oder durch welche geheime Tür der Kerl hatte entweichen können, um gleich nach vollbrachter Tat in das Laboratorium zu Herrn Stangerson zurückzugelangen, ohne daß natürlich dieser von allem das geringste bemerkte. Was soll ich Ihnen noch sagen? Das ist eine Hypothese, nichts weiter! . . .“

Rouletabille warf sich in einen Lehnstuhl, steckte seine Pfeife an, die ihn niemals verließ, tat schweigend einige Züge, wohl um das Fieber, das ihn sichtlich schüttelte, zu beschwichtigen, und sprach mit verächtlichem Lachen: „Junger Mann!“ — und in dem Ton, wie er das sagte, lag so viel mitleidiger Spott, daß ich von dem Versuche abstehe, muß, den Eindruck zu schildern, den diese Worte auf mich machten — „Junger Mann, Sie sind Advokat, und ich zweifle nicht an ihrem Talent, die Schuldigen loszueisen; aber sollten Sie einmal den Untersuchungsrichter spielen müssen, dann könnte es leicht passieren, daß Sie einen Unschuldigen auf Schaffot bringen! . . . Sie haben wirklich Talent, junger Mann!“

Nach einigen kräftigen Zügen aus seiner Pfeife fuhr er fort: „Man wird keine Falltür finden und das Geheimnis des Gelben Zimmers scheint immer undurchdringlicher zu werden. Aus diesem Grunde eben interessiert es mich so sehr. Der Untersuchungsrichter hat ganz recht: nie hat man etwas Seltsameres erlebt als dieses Verbrechen . . .“

„Haben Sie irgendeine Idee, auf welchem Wege der Mörder wohl entflohen sein könnte?“ fragte ich.

„Keine Ahnung,“ antwortete mir Rouletabille, „für den Augenblick wenigstens nicht. Aber ich habe bereits meine bestimmte Ansicht über den Revolver, . . . der Mörder hat sich des Revolvers nicht bedient . . .“

„Ja, aber wer denn sonst, mein Gott?“

„Nun, vielleicht wars . . . Fräulein Stangerson . . .“

„Ich begreife nicht mehr,“ rief ich aus . . . „oder richtiger, ich habe überhaupt noch nichts begriffen. . . .“

Rouletabille zuckte mit den Achseln:

„Ist Ihnen an dem Artikel des „Matin“ denn nichts Besonderes aufgefallen?“

„Daß ich nicht wüßte! Alles, was darin steht, habe ich höchst seltsam gefunden. . . .“

„Ja aber . . . und die verschlossene Tür?“

„Das schien mir das einzige natürliche an der Geschichte. . . .“

„Wirklich? ! . . . Und der Riegel? . . .“

„Der Riegel?“

„Der von Ihnen vorgeschobene Riegel? . . . Fräulein Stangerson hat sich gut vorgesehen! . . . Ich meine, Fräulein Stangerson wußte, daß sie jemanden zu fürchten hatte; sie hatte ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen; sie hat sogar den Revolver des Vater Jacques an sich genommen, ohne ihm etwas davon zu sagen. Kein Zweifel, sie wollte niemand erschrecken; vor allem wollte sie ihren Vater nicht erschrecken. . . . Was Fräulein Stangerson befürchtete, ist eingetroffen . . . Und sie hat sich verteidigt . . . es hat einen Kampf gegeben, wobei sie sich ziemlich geschickt ihres Revolvers bediente, indem sie den Mörder an der Hand verwundete — so erklärt sich der Abdruck der großen blutigen Männerhand an der Wand und an der Tür, die wohl umhertastend

einen Ausgang zur Flucht suchte, — aber Fräulein Stangerson hatte nicht schnell genug geschossen, um dem furchtbaren Schläge zu entgehen, der sie an der rechten Schläfe traf.“

„Die Wunde an Fräulein Stangersons Schläfe rührt also nicht vom Revolver her?“

„Das sagt das Blatt nicht, und ich für meine Person glaube es auch nicht, denn ich halte an der logischen Voraussetzung fest, daß der Revolver dem Fräulein Stangerson zum Schutze gegen den Mörder gedient haben müsse. Jetzt ist die Frage: Welches war die Waffe des Mörders? Der Schlag gegen die Schläfe scheint zu bezeugen, daß der Angreifer das Fräulein totschiessen wollte, nachdem er vergebens versucht hatte, sie zu erwürgen. Der Mörder mußte wissen, daß die Dachstube von Vater Jacques bewohnt wurde, und dies ist einer der Gründe, weshalb er meines Erachtens vorzog, sein Verbrechen mit einer „geräuschlosen Waffe“ zu verüben, vielleicht mit einem Boil oder Hammer.“

„Alles das aber,“ warf ich ein, „erklärt uns noch nicht, wie unser Mörder aus dem Gelben Zimmer entkommen ist!“

„Das stimmt allerdings,“ erwiderte Rouletabille und stand auf; „da die Sache aufgeklärt werden muß, gehe ich nach dem Schloß Le Glandier und bin hergekommen, um sie abzuholen. Begleiten Sie mich dahin!“

„Ich?“

„Ja, Sie, lieber Freund, ich brauche Sie. Die „Epoque“ hat mir den ganzen Fall übergeben, und ich muß daher so rasch wie möglich Klarheit gewinnen.“

„Aber inwiefern kann ich Ihnen dabei behilflich sein?“

„Herr Robert Darzac befindet sich auf Schloß Le Glandier.“

„In der Tat . . . seine Verzweiflung muß grenzenlos sein!“

„Ich muß ihn sprechen . . .“

Rouletabille sagte diese Worte in einem Tone, der mich überraschte:

„Wie? . . . Glauben Sie von dieser Seite etwas Interessantes zu erfahren?“ fragte ich.

„Ja.“

Mehr wollte er mir nicht sagen. Er ging in mein Wohnzimmer, indem er mir zurief, ich möchte mich beim Ankleiden beeilen.

Ich kannte Herrn Robert Darzac, denn in einem Zivilprozeß hatte ich ihm einst einen großen Dienst als Jurist geleistet. Dies geschah zu der Zeit, als ich noch Sekretär beim Notar Barbet-Delattre war. Robert Darzac, der damals in den vierziger Jahren stehen mochte, war Professor der Physik an der Sorbonne. Er stand mit den Stangersons in überaus freundschaftlichem Verkehr, zumal da er nach sieben Jahren andauernden Werbens endlich nahe daran war, sich mit Fräulein Stangerson zu vermählen, einer nicht mehr ganz jungen Dame — sie mochte ungefähr 35 Jahre alt sein — die aber noch immer von auffallender Schönheit war.

Während ich mich ankleidete, rief ich meinem Freunde Rouletabille, der im Salon schon ungeduldig wurde, die Frage zu:

„Haben Sie eine Ahnung, welcher Gesellschaftsklasse der Mörder wohl angehören mag?“

„Jawohl“, versetzte er, „ich vermute in ihm, wenn nicht einen Mann vom Stande, so doch jemanden, der besseren Kreisen zugehört . . . Das ist aber nur so ein Eindruck.“

„Und worauf gründet sich dieser Eindruck?“

„Er nun! Ich meine,“ versetzte der junge Mann, „die schmutzige Mütze, das grobe Taschentuch und die Spuren der plumpen Stiefel auf dem Fußboden —“

„Ich verstehe,“ sagte ich; „man läßt nicht so zahlreiche Spuren hinter sich, wenn sie wirklich die Wahrheit verraten!“

„Bravo! Aus Ihnen kann noch etwas werden,“ schloß Rouletabille das Gespräch.

Drittes Kapitel.

Ein Mensch huscht wie ein Schatten durch die Fensterladen.

Eine halbe Stunde später waren Rouletabille und ich auf dem Orléans Bahnhof und warteten auf die Abfahrt des Zuges, der uns nach Epinay-sur-Orge führen sollte. Unter den Reisenden bemerkten wir den Untersuchungsrichter von Corbeil, Herrn de Marquet,



mit seinem Schreiber. Herr de Marquet hatte — immer mit seinem Schreiber — die Nacht in Paris zugebracht, um im Skala-theater der Generalprobe einer kleinen Revue, deren Verfasser er war, beizuwohnen. Das Stück war allerdings nur „Castigat Ridendo“ gezeichnet. Herr de Marquet stand so ziemlich an der Schwelle ehrwürdigen Greisentums. Im gewöhnlichen Leben war er die Höflichkeit und Liebenswürdigkeit selbst, und Zeit seines Lebens hatte er nur eine Leidenschaft gehabt, nämlich die, Theaterstücke zu schreiben. Im Laufe seiner Amtstätigkeit hatte er sich eigentlich stets nur für solche Fälle interessiert, die geeignet waren, ihm den Stoff zu mindestens einem Akte zu liefern. Obwohl er aus guter Familie stammte und deshalb Aussicht auf die höchsten Richterposten hatte, war sein ganzes Bestreben in Wirklichkeit stets nur darauf gerichtet gewesen, bei der Porte Saint-Martin oder beim Odéon anzukommen. Mit all seinen Idealen hatte er es denn schließlich auch nicht weiter gebracht als bis zum Untersuchungsrichter in Corbeil und zu einem kleinen frivolen Einakter, der unter dem Pseudonym „Castigat Ridendo“ soeben an der Skala zur Aufführung gelangt war.

Das Drama des Gelben Zimmers mit allem Geheimnisvollen und Unerklärlichen, das darin mitspielte, mußte einen solchen Schöngest natürlich mächtig anziehen. Der Fall interessierte ihn ungeheuer, und Herr de Marquet stürzte darüber her, weniger wie ein Vertreter der Gerichtsbehörde, den danach düstet, die Wahrheit zu ergründen, als vielmehr wie ein Liebhaber dramatischer Verwickelungen, dessen ganzes Sinnen darauf gerichtet ist, das Dunkel der Intrige aufzuhellen, und der gleichwohl nichts so sehr fürchtet, wie den immer näher rückenden Schluß des letzten Aktes, worin alles sich aufklärt.

So hörte ich, just in dem Augenblick, als wir uns begegneten, Herrn de Marquet seufzend zu seinem Schreiber sagen:

„Ach, mein lieber Herr Maleine, wenn uns nur nicht der Baumeister mit seiner Hacke das schöne Geheimnis zerstört!“

„Seien Sie außer Sorge,“ gab ihm Herr Maleine zur Antwort, „seine Hacke wird den Pavillon vielleicht entreißen, unser Geheimnis aber bleibt unversehrt. Ich habe alle Wände betastet, habe den Fußboden genau untersucht, und ich verstehe mich darauf. Ich lasse mich nicht täuschen. Wir können ruhig sein: wir werden nichts finden.“

Nachdem Herr Maleine seinen Vorgesetzten auf diese Weise beruhigt hatte, machte er ihn durch eine diskrete Kopfbewegung auf uns aufmerksam. Herr de Marquet runzelte die Stirn, und als er Rouletabille, der schon seinen Hut in der Hand hatte, auf sich zukommen sah, eilte er rasch auf eine Tür zu und dem Schreiber halblaut zuraunte: „Nur keine Journalisten!“

Maleine erwiderte: „Das versteht sich von selbst!“ Damit stellte er sich Rouletabille, der spornstreichs hinterher kam, in den Weg und hatte die Unverschämtheit, ihn nicht in das Abteil des Untersuchungsrichters einsteigen zu lassen.

„Erlauben Sie, meine Herren, dieses Abteil ist reserviert!“

„Ich bin Journalist, mein Herr, der Redakteur der „Epoque“, erklärte mein junger Freund mit großem Aufwand von Verbengungen und höflichen Phrasen. Ich habe mit Herrn de Marquet ein paar Worte zu sprechen.“

„Herr de Marquet ist aber sehr beschäftigt mit seiner Untersuchungssache...“

„Oh! Seine Untersuchungssache ist mir durchaus gleichgültig! Ich bin kein Winkelreporter, der über totgefahrene Hunde und ähnliche Dinge berichtet; ich bin Theaterkritiker, und da ich noch heute abend einen kleinen Bericht über die Revue der „Scala“ zu machen habe...“

Rawlinson, Müller & Comp.

VILLA AMERICANA

Baumwoll-, Spinnerei und Weberei „Carioba“

Turbinen- und Elektrizitäts-Anlage am Flusse „Atibaia“
 mit einer Produktion von 4000 HP.

Günstige Bedingungen für Beleuchtung und Kraftabgabe an industrielle Unternehmungen in
 VILLA AMERICANA und später in NOVA ODESSA, REBOUÇAS, COSMOPOLIS
 und VILLA SANTA BARBARA,

Nähere Auskünfte in Carioba - Villa Americana

oder im Büro der Firma

Rawlinson, Müller & Co. São Paulo
 RUA SAO BENTO N. 15 (Sobrado).



„Steigen Sie ein, verehrtester Herr, bitte, steigen Sie ein!“ rief der Schreiber wie umgewandelt und wich höflich zur Seite.

Rouletabille war schon im Wagen. Ich folgte und setzte mich neben ihn; auch der Schreiber stieg hinter mir ein und schloß die Wagentür.

Herr de Marquet warf dem Schreiber einen fragenden Blick zu.

„O, bitte, mein Herr,“ ergriff Rouletabille das Wort, „zürnen Sie diesem „braven Manne“ nicht, weil ich die Schildwache bezwungen habe; nicht mit Herrn de Marquet möchte ich die Ehre haben zu sprechen, sondern mit Herrn „Castigat Ridendo“!... Erlauben Sie mir, Ihnen zu gratulieren, und zwar in der Eigenschaft des Theaterberichterstatters der „Epoque“...“

Und Rouletabille stellte erst mich, dann sich selbst vor. Herr de Marquet streichelte nervös seinen Bart. Er versicherte Rouletabille in einigen Worten, daß er ein viel zu bescheidener Autor sei, um den Schleier seines Pseudonyms öffentlich gehoben zu wünschen; er wolle hoffen, daß der Enthusiasmus des Journalisten für das Werk des Dramatikers nicht so weit gehen werde, das Publikum wissen zu lassen, daß Herr „Castigat Ridendo“ kein anderer sei als der Untersuchungsrichter von Corbeil.

„Oh! Verlassen Sie sich auf meine Diskretion!“ rief Rouletabille mit erhobenen Händen, als wenn er den Himmel zum Zeugen anrufen wollte.

Der Zug setzte sich jetzt in Bewegung...

„Ja, mein Herr, die Wahrheit ist auf... dem Wege,“ erwiderte der Reporter mit liebenswürdigem Lächeln... „sie macht sich auf nach dem Schlosse Le Glandier... Schöne Geschichte das, Herr de Marquet, eine schöne Geschichte!“

„Eine dunkle Affäre! Eine unglaubliche, unergründliche, unerklärliche Affäre... Und ich fürchte nur eins, Herr Rouletabille, nämlich, daß die Journalisten sich hineinnengen werden, um sie aufzuklären...“

Der Hieb saß.

„Ja,“ sagte mein Freund ruhig, „das muß man fürchten, sie mengen sich in alles. Was mich anbetrifft, so spreche ich freilich nur zu Ihnen, weil der Zufall, Herr Untersuchungsrichter... der reine Zufall... mich Ihnen in den Weg geführt hat und ich wie durch eine Fügung, in Ihr Coupé geraten bin.“

„Wohin reisen Sie denn?“ fragte Herr de Marquet.

„Nach dem Schlosse Le Glandier,“ erwiderte Rouletabille ohne Zögern.

Herr de Marquet fuhr auf:

„Sie werden nicht hineingehen, Herr Rouletabille!...“

„Sie wollen es verhindern?“ rief mein Freund, sogleich kampfbereit.

„Das nicht! Ich liebe die Presse und die Journalisten viel zu sehr, um ihnen irgendwelche Unannehmlichkeiten zu bereiten; aber ich weiß, daß Herr Stangerson jeden an seiner Tür abweisen läßt. Und diese Tür ist streng bewacht. Gestern durfte kein Journalist das Tor des Schlosses durchschreiten.“

„Um so besser,“ bemerkte Rouletabille, „so komme ich gerade recht.“

Herr de Marquet biß sich auf die Lippen und schien geneigt, ein hartnäckiges Stillschweigen zu bewahren. Er gab es erst ein wenig auf, als Rouletabille ihn nicht länger in Unwissenheit darüber ließ, daß wir uns nach Glandier begaben, um dort einen „alten intimen Freund“ zu begrüßen, wie er mit Bezug auf Robert Darzac erklärte, den er vielleicht einmal in seinem Leben gesehen hatte.

„Der arme Robert!“ fuhr der junge Reporter fort... „Der arme Robert! er wird es kaum überleben... er hat Fräulein Stangerson so sehr geliebt!“

„Herr Robert Darzac ist allerdings in seinem Schmerze traurig anzusehen,“ entfuhr es unwillkürlich Herrn de Marquet.

„Doch wir wollen hoffen, daß Fräulein Stangerson am Leben erhalten bleibt...“

„Hoffen wir es!... ihr Vater sagte mir gestern, wenn sie stürbe, würde er ihr ins Grab folgen... Welch unberechenbarer Verlust für die Wissenschaft!“

„Die Wunde an der Schläfe ist sehr schlimm? nicht wahr?“ „Allerdings! aber ein unerhörtes Glück, daß sie nicht tödlich gewesen ist... Der Schlag ist mit solcher Kraft geführt worden!...“

„So war es nicht der Revolver, der Fräulein Stangerson verwundet hat?“ fragte Rouletabille, indem er mir einen triumphierenden Blick zuwarf.

Herr de Marquet schien sehr verlegen:

„Ich habe nichts gesagt, ich will nichts sagen, und ich werde nichts sagen!“

Damit wandte er sich an seinen Schreiber und tat, als ob er uns nicht mehr kannte.

Aber so entledigt man sich nicht eines Rouletabille. Dieser trat zu dem Untersuchungsrichter, zog den „Matin“ aus der Tasche und sagte zu ihm:

„Herr Untersuchungsrichter, ich möchte eine Frage an Sie richten, doch kann ich das nicht, ohne eine Indiskretion zu begehen. Sie haben den Bericht des „Matin“ gelesen? Ist er nicht blödsinnig?“

„Ganz und gar nicht, mein Herr...“

„Ei was! das Gelbe Zimmer hat nur ein vergittertes Fenster, dessen Stäbe nicht gelockert worden sind, und eine Tür, die man einschlagen muß... und man findet den Mörder nicht darin!“

„Es ist so, mein Herr!... es ist so!... Da liegt das Rätsel!“

Rouletabille sagte nichts mehr und überließ sich seinen eigenen Gedanken. So verfloß eine Viertelstunde. Endlich fragte er beläufig:

„Wie trug Fräulein Stangerson an jenem Abend ihr Haar?“

„Ich verstehe nicht,“ sagte Herr de Marquet.

„Das ist von der äußersten Wichtigkeit,“ entgegnete Rouletabille. „Das Haar war gescheitelt, nicht wahr? Ich bin sicher, daß sie an jenem Abend, dem Abend des Dramas, das Haar gescheitelt und über die Stirn gekämmt trug.“

„Sehen Sie, Herr Rouletabille, da sind Sie im Irrtum,“ antwortete der Untersuchungsrichter; „Fräulein Stangerson trug an jenem Abend das Haar hochfrisiert, in einem über der Stirn gewundenen Knoten. Das ist, so scheint mir, ihre gewöhnliche Haartracht... die Stirn gänzlich frei... ich kann Ihnen bestätigen; denn wir haben die Wunde lange untersucht und fanden kein Blut an den Haaren; dabei hatte man die Frisur seit dem Attentate nicht berührt.“

„Sie sind Ihrer Sache sicher? Sie sind sicher, daß Fräulein Stangerson in der Mordnacht keinen Scheitel getragen hat?“

„Vollkommen sicher,“ fuhr der Richter lächelnd fort... „denn gerade in dem Augenblick, als ich die Wunde untersuchte, sagte der Arzt zu mir: „Es ist sehr bedauerlich, daß Fräulein Stangerson die Gewohnheit hat, ihr Haar über der Stirn hochgekämmt zu tragen. Hätte es die Schläfen bedeckt, so wäre der Schlag gedämpft worden. Aber warum legen Sie darauf so viel Gewicht?“

„Oh, wenn sie das Haar nicht gescheitelt trug!“ seufzte Rouletabille... „was dann?... was dann?... ich muß mich erkundigen.“

Er sah ganz verzweifelt aus.

„Die Wunde an der Schläfe ist schrecklich?“ fragte er weiter. „Schrecklich!“

„Und von welcher Waffe rührt sie her?“

„Das, mein Herr, ist Geheimnis der Untersuchung.“

„Hat sie die Waffe gefunden?“

Der Untersuchungsrichter blieb die Antwort schuldig.

„Und die Wunde am Halse?“

„Hätte der Mörder ein paar Minuten länger den Hals zugeschnürt, so wäre Fräulein Stangerson erwürgt worden.“

„Die Affäre, wie sie der „Matin“ erzählt,“ ereiferte sich Rouletabille, „erscheint mir immer unerklärlicher. Können Sie mir sagen, Herr Richter, wieviel Türen im Pavillon zu sehen sind?“

„Fünf,“ antwortete Herr de Marquet, nachdem er zwei oder drei Mal gehustet hatte. „Es sind fünf vorhanden, darunter die Tür des Hausflurs, die der einzige Eingang des Pavillons ist, eine Tür, die immer verschlossen ist und sich nur durch zwei

besondere Schlüssel öffnen läßt, die Vater Jacques und Herr Stangerson niemals aus den Händen lassen. Fräulein Stangerson braucht keinen Schlüssel, da ja Vater Jacques im Pavillon wohnt und sie während des Tages ihren Vater nicht verläßt. Als sie zum Gelben Zimmer stürzten, dessen Tür sie zuletzt einschlugen, war die Haustür, wie immer, verschlossen geblieben, und von den beiden Schlüsseln steckte der eine in der Tasche des Herrn Stangerson, der andere in der des Vaters Jacques. Außer der Tür gibt es vier Fenster: Das einzige Fenster des Gelben Zimmers, die zwei Fenster des Laboratoriums und das Fenster des Hausflurs. Das Fenster des Gelben Zimmers und die des Laboratoriums gehen ins Freie, das Fenster vom Flur hat die Aussicht nach dem Park.“

„Durch dies Fenster also ist er aus dem Pavillon entsprungen!“ rief Rouletabille.

„Wie meinen Sie das?“ fragte der Herr de Marquet, indem er seinen Freund mit eigentümlichen Blicke maß.

„Wir werden später sehen, wie der Mörder aus dem Gelben Zimmer entkommen ist,“ versetzte Rouletabille; „aber er konnte den Pavillon nicht anders als durch das Flurfenster verlassen.“

„Noch einmal, woher wissen Sie das?“

„Du lieber Gott! das ist sehr einfach. Sobald er nicht durch die Tür des Pavillons entfliehen kann, muß er wohl zu einem Fenster hinaus, das nicht vergittert ist. Das Fenster des Gelben Zimmers ist vergittert, weil es nach dem freien Feld zu gelegen ist. Aus demselben Grunde werden die beiden Fenster des Laboratoriums mit Stäben versehen sein. Da nun der Mörder entflohen ist, denke ich, hat er ein unvergittertes Fenster gefunden, und zwar das des Hausflurs, das nach dem zum Besitztum gehörenden Park hinaus liegt. Das ist keine Hexerei!“

„Ja,“ meinte Herr de Marquet, „was Sie aber dabei nicht erraten können, ist dies: Jenes Flurfenster, das in der Tat das einzige unvergitterte ist, besitzt feste eiserne Läden. Nun, diese Läden waren von innen durch ihren eisernen Riegel verschlossen und trotzdem haben wir den Beweis, daß der Mörder tatsächlich aus diesem Fenster entkam. Blutspuren innen an der Wand und an den Fensterladen und Fußstapfen auf der Erde, die ganz genau denen gleichen, deren Maß ich im Gelben Zimmer genommen habe, bezeugen, daß der Mörder dort hinaus entflohen ist! Wie hat er das angestellt, da die Laden von innen verschlossen geblieben sind? Er ist, einem Schatten gleich, durch die Fensterladen gehuscht. Endlich, was nützt es, zu wissen, wie der Mörder aus dem Pavillon entkam, wenn wir nicht wissen, wie er das Gelbe Zimmer verließ? Ja, ja, Herr Rouletabille, das ist eine sinnverwirrende Geschichte... Eine nette Geschichte!... Lassen Sie mich damit in Ruhe! Man wird den Schlüssel zu dem Rätsel schwerlich finden, hoffe ich!...“

„Das hoffen Sie, Herr Untersuchungsrichter?“

„Ich hoffe es nicht... ich glaube es“, verbesserte sich Herr de Marquet.

„Sollte man nach der Flucht des Mörders das Fenster von innen wieder verriegelt haben?“ fragte Rouletabille.

„Offenbar, ... das scheint mir für den Augenblick ganz natürlich, ... wenn auch unerklärlich; denn dann müßte es einen Mitschuldigen oder eine Mitschuldige geben... und ich sehe keine.“

Nach einer Pause fügte er hinzu:

„Ach ja, wenn Fräulein Stangerson heute schon vernehmungsfähig wäre...!“

Rouletabille ließ sich in seinem Gedankengang nicht stören und fragte:

„Und der Boden? Hat der keine Oeffnung?“

„Ja, wahrhaftig!... die hatte ich nicht mitgerechnet; das macht sechs Oeffnungen; da oben ist ein kleines Fenster, eher eine Dachluke zu nennen, und da diese nach dem Felde hinaus liegt, hat Herr Stangerson sie vergittern lassen. Auch dieses Gitter ist wie das der unteren Fenster unversehrt geblieben, und die Läden, die sich natürlich nach innen öffnen, waren innen verschlossen. Uebrigens haben wir nichts entdeckt, was zu der Vermutung berechtigte, der Mörder habe seine Flucht über den Boden genommen.“

„Für Sie, Herr Untersuchungsrichter, ist es außer jedem Zwei-

fel, daß der Mörder auf unerklärliche Weise durch das Flurfenster entflohen ist!“

„Alles spricht dafür...“

„Ich glaube es auch,“ stimmte Rouletabille ernsthaft bei.

Eine Pause. Dann begann er wieder:

„Wenn Sie keinerlei Spuren des Mörders auf dem Boden gefunden haben, zum Beispiel keine solchen schwärzlichen Fußstapfen wie auf dem Parkettboden des Gelben Zimmers, dann müssen Sie doch zu der Annahme kommen, daß nicht er es sein kann, der Vater Jacques' Revolver hat.“

„Auf dem Boden sind keine anderen Fußspuren, als die des Vaters Jacques zu finden“, sagte der Richter mit einem bedeutungsvollen Kopfschütteln. „Vater Jacques war bei Herrn Stangerson; ein Glück für ihn!“

„Es fragt sich jetzt, welche Rolle spielt der Revolver Vater Jacques' in dem Drama? Es scheint sich doch herausgestellt zu haben, daß diese Waffe weniger Fräulein Stangerson als den Mörder verwundet hat.“

Statt aller Antwort auf diese Frage, die ihn ohne Zweifel in Verlegenheit setzte, teilte uns Herr de Marquet mit, daß die beiden Revolverkugeln im gelben Zimmer aufgefunden wurden, die eine in der Wand — derselben, an der die rote Hand zu sehen war — die andere in der Decke.

„Oh, oh!... in der Decke!“ wiederholte Rouletabille halblaut... wirklich in der Decke?... das ist ja merkwürdig!... in der Decke!...“

Er blickte schweigend vor sich hin und hüllte sich in dicke Rauchwolken. Als wir in Epinay-sur-Orge ankamen, mußte ich ihn auf die Schulter klopfen, um ihn aus seinen Träumen auf den Bahnsteig herabzuholen.

Mit kurzem Gruß gaben der Beamte und sein Schreiber uns zu verstehen, daß sie genug von uns hatten, und stiegen rasch in ein Kabriolett, das sie erwartete.

„Wie weit ist es zu Fuß bis zum Schlosse Le Glandier?“ fragte Rouletabille einen Eisenbahnbeamten.

„Anderthalb Stunden, wenn Sie keine große Eile haben, ein und drei viertel,“ antwortete der Mann.

Rouletabille betrachtete den Himmel, fand ihn nach seinen Wünschen, dann faßte er mich unter den Arm und sagte zu mir:

„Also vorwärts!... Ich muß mir Bewegung machen.“

„Wie stet's?“ fragte ich ihn, „fängt die Sache an, sich zu entwirren?“

„Oh! stöhnte er, oh, gar nichts entwirrt sich!... sie ist noch verwirrter als zuvor!... Zwar habe ich eine Idee.“

„Welche? Sagen Sie!“

„Ach!... ich kann für den Augenblick nichts sagen.“

„Glauben Sie an Mitschuldige?“

„Nein.“

Wir schwiegen einen Augenblick. Dann begann er wieder:

„Wir haben Glück gehabt, den Untersuchungsrichter und seinen Schreiber zu treffen!... Nun, was sagte ich Ihnen in bezug auf den Revolver?“

Er ging mit zur Erde geneigtem Kopf, die Hände in den Taschen, und pfiff leise vor sich hin. Ich hörte ihn murmeln: „Armes Weib!“

„Sie beklagen Fräulein Stangerson?“

„Ja... sie ist ein edles Weib und verdient das größte Mitleid!... Ein großer, sehr großer Charakter!... ich glaube...“

„Sie kennen also Fräulein Stangerson?“

„Ich?... durchaus nicht! Ich habe sie nur einmal gesehen.“

„Warum sagen Sie: sie ist ein großer Charakter?...“

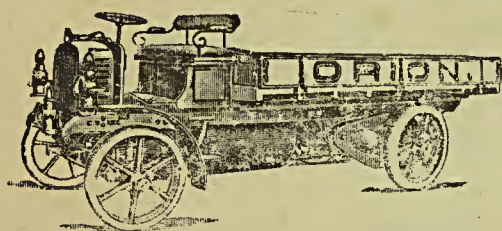
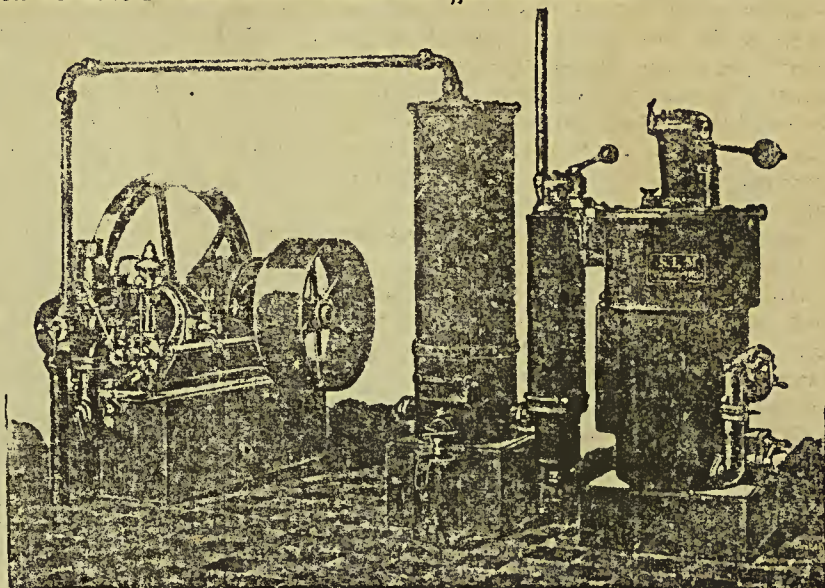
„Weil sie dem Mörder standhielt... weil sie sich mit Mut verteidigte... und besonders... wegen der Kugel in der Decke.“

Ich betrachtete Rouletabille und fragte mich im stillen, ob er sich über mich lustig mache oder ob er plötzlich wahnsinnig geworden sei. Aber der junge Mann sah aus, als hätte er nie weniger Lust zu lachen gehabt, und das kluge Blitzen seiner kleinen runden Augen beruhigte mich über seinen Geisteszustand.

Sauggas-Motore Winterthur

der Schweizerischen Lokomotiv- und Maschinenfabrik „WINTERTHUR“

**solideste und ver-
vollkommenste
Konstruktion,
daher denkbar bil-
ligster Consum.**



Omnibus- und Last- Automobile „ORION“

sind die **sparsamsten, widerstandsfähigsten** und am **leichtesten** zu handhaben.

C. G. HAUBOLD JR., CHEMNITZ. Spezialität in Färberei-, Appretur- und Merzerisier-Maschinen. Eis- und Kälte-Maschinen.

BENNO SCHILDE, HERSFELD. Hordentrockenapparate.

Einzige Repräsentanten in Brasilien:

Müller & Co. Rua Primeiro de Março N. 100 Rio de Janeiro

Viertes Kapitel.

Das Schloß Le Glandier.

Das Schloß Le Glandier ist eines von den alten Schlössern jener ländlichen Gegend von Ile-de-France, wo noch viele Denkmäler von der feudalen Epoche zeugen. Mitten im Walde unter Philipp dem Schönen erbaut, erhebt es sich einige hundert Meter abseits der Straße, die von dem Dorfe Saint-Geneviève-des-Bois nach Monthéry führt. Der Komplex der Gebäude wird von einem Warturm überragt. Wenn der Besucher die wackeligen Stufen dieses alten Turmes erstiegen hat und auf die kleine Plattform hinaustritt, auf der im siebzehnten Jahrhundert Georges-Philibert de Séquigny, Schloßherr von Le Glandier, von Maisons-Neuves und anderen Ortschaften, die Laterne in dem Stile jener Zeit hat errichten lassen, so bemerkt er drei Meilen weiter über Tal und Ebene den stolzen Turm von Monthéry. Die beiden Türme schauen immer noch nach so vielen Jahrhunderten zueinander hinüber, und hoch über den grünen Wäldern und abgestorbenen Gehölzen scheinen sie sich die ältesten Sagen aus der Geschichte Frankreichs zu erzählen. Es heißt, der Schloßturm von Le Glandier

wache über den heiligen Schatten einer Heldin, der guten Schutzpatronin von Paris, vor welcher Attila zurückwich. Sainte-Geneviève schläft dort ihren letzten Schlaf in den alten Mauern des Schlosses. Im Sommer kommen Liebespärchen, das Körbchen mit dem Frühstück am Arm, hierher, um an dem mit Vergißmeinnicht geschmückten Grabe der Heiligen zu träumen. Nicht weit von diesem Grabe ist ein Brunnen, der, wie man sagt, ein wundertätiges Wasser enthält. Die Dankbarkeit der Mütter hat an dieser Stelle der Heiligen Geneviève ein Standbild errichtet, an dessen Fuße sie die Schuhe oder Mützen ihrer von dieser Wunderquelle geretteten Kinder aufhängen.

An diesem Orte, der so ganz und gar der Vergangenheit anzu gehören schien, hatten Professor Stangerson und seine Tochter sich niedergelassen, um die Wissenschaft der Zukunft vorzubereiten. Die Einsamkeit tief im Walde hatte ihnen sogleich gefallen; hier würden nur alte Steine und große Eichen die einzigen Zeugen ihrer Arbeiten und Hoffnungen sein. Le Glandier, früher „Glandierum“ (Eichenland), hatte seinen Namen von den vielen Eichen („Glands“), die an diesem Orte von alters her

gesammelt wurden. Dieses Gut, das heute zu so trauriger Berühmtheit gelangt ist, hatte dank der Nachlässigkeit seiner Besitzer das wilde Aussehen ursprünglicher Natur wiedererlangt. Als Professor Stangerson das Gut etwa fünfzehn Jahre vor dem Drama, das uns beschäftigt, kaufte, war Le Glandier schon lange Zeit nicht mehr bewohnt. Ein anderes Schloß in der Nähe, das im vierzehnten Jahrhundert Jean de Belmont errichtet hatte, stand gleichfalls leer, so daß die Gegend ziemlich unbewohnt war. Einige Häuschen am Rande der Landstraße, die nach Corbeil führt, ein Wirtshaus, das Wirtshaus „zum Wartturm“, das den Fuhrleuten vorübergehend gastliche Aufnahme gewährte: das war ungefähr alles, was an diesem verlassenem Ort an Zivilisation erinnerte. Aber gerade diese vollkommene Verlassenheit war für Herrn Stangerson und seine Tochter der Grund, der ihre Wahl bestimmte. Herr Stangerson war damals schon sehr berühmt; er kam aus Amerika zurück, wo seine Arbeiten viel von sich reden gemacht hatten. Das Buch, das er in Philadelphia veröffentlicht hatte über „die Auflösung des Stoffes durch Elektrizität“ hatte den Widerspruch der ganzen gelehrten Welt erregt. Herr Stangerson war Franzose, aber von amerikanischer Herkunft. Wichtige Erbschaftsangelegenheiten hatten ihn mehrere Jahre in den Vereinigten Staaten festgehalten. Er hatte da drüben ein in Frankreich begonnenes Werk fortgesetzt und war nach Frankreich zurückgekehrt, um es hier zu vollenden. Da alle seine Prozesse glücklich geendet hatten, brachte er großes Vermögen mit. Fräulein Stangerson war zu der Zeit, als ihr Vater Le Glandier kaufte, zwanzig Jahre alt. Sie war sehr schön. Ihre zwanzig Jahre, ihr wundervolles blondes Haar, ihre blauen Augen machten Mathilde Stangerson zu einem der schönsten heiratsfähigen Mädchen des alten und des neuen Kontinents. Dennoch führte der Vater sein Kind nicht in die Welt ein, wie seine Freunde es erwarteten. Einige besuchten ihn und legten ihr Erstaunen darüber an den Tag. Auf alle Fragen erwiderte der Professor: „Es ist der Wille meiner Tochter. Ich kann ihr nichts verweigern. Sie hat Le Glandier gewählt.“ Fragte man dagegen die Tochter, so sagte das junge Mädchen heiter: „Wo hätten wir besser arbeiten können als in dieser Einsamkeit?“ Denn Fräulein Stangerson arbeitete schon damals mit an dem Werke ihres Vaters; doch konnte man sich zu jener Zeit nicht denken, daß ihre Begeisterung für die Wissenschaft so weit ginge, alle Partien, die sich ihr während der Dauer von fünfzehn Jahren boten, auszuschlagen. So zurückgezogen sie auch lebten, so mußten Vater und Tochter sich doch bei einigen offiziellen Empfängen und in zwei oder drei befreundeten Salons zeigen, wo der Ruhm des Professors und die Schönheit seiner Tochter Aufsehen machten. Die strenge Kälte der jungen Dame entmutigte die Anbeter zuerst nicht; aber nach dem Verlauf einiger Jahre wurden sie ihrer müde. Nur ein einziger verdiente den Namen eines „ewigen Bräutigams“, den man dem traurigen Anbeter beilegte; es war Herr Robert Darzac. Jetzt war Fräulein Stangerson nicht mehr jung; und da sie bis zu ihrem fünfunddreißigsten Jahre keine Ursache gesehen hatte, sich zu verheiraten, war es nicht anzunehmen, daß sie ihre Gesinnung noch ändern würde. Diese Ueberlegung schien jedoch für Robert Darzac ohne Wert zu sein, da dieser nicht aufhörte, ihr den Hof zu machen, wenn man „Hof machen“ die feine und zarte Sorgfalt nennen kann, mit der er ohne Unterlaß eine Dame von fünfundzwanzig Jahren umgab, die Mädchen treu geblieben ist und erklärt hat, ledig zu bleiben.

Plötzlich, einige Wochen vor den Ereignissen der Mordnacht, verbreitete sich in Paris ein Gerücht, dem man zuerst keine Wichtigkeit beilegte, so unglaublich fand man es: Fräulein Stangerson willigte endlich ein, Frau Robert Darzac zu werden. Es war nötig, daß Robert Darzac selbst diese Heiratspläne nicht dementierte, damit man sich endlich sagte, es könnte Wahres an einem so unwahrscheinlichen Gerüchte sein. Schließlich teilte Herr Stangerson mit, daß die Hochzeit seiner Tochter mit Herrn Robert Darzac ganz im Stillen in dem Schlosse Le Glandier stattfinden sollte, sobald seine Tochter und er die letzte Hand an den Bericht gelegt haben würden, der alle ihre Arbeiten über die

„Auflösung des Stoffes, das heißt, die Rückkehr des Stoffes zum Aether“, zusammenfaßte. Das junge Ehepaar sollte sich in Le Glandier niederlassen, und der Schwiegersohn würde seine Mitarbeiterschaft dem Werke widmen, dem Vater und Tochter ihr Leben geweiht hatten.

Die gelehrte Welt hatte noch nicht Zeit gehabt, sich von dieser Neuigkeit zu erholen, als man von dem Anschlag auf Fräulein Stangerson erfuhr.

Fünftes Kapitel.

Joseph Rouletabille sagt Herrn Robert Darzac einen Satz, der seine Wirkung tut.

Wir gingen seit einigen Minuten an der Mauer entlang, die den ausgedehnten Besitz Herrn Stangersons begrenzte und bemerkten schon das vergitterte Tor, als ein Mensch unsere Aufmerksamkeit erregte, der, halb zur Erde gebeugt, so vertieft war, daß er uns nicht kommen sah. Bald bückte er sich nieder, bald richtete er sich wieder in die Höhe und betrachtete aufmerksam die Mauer; ein anderes Mal sah er auf seine Handfläche, fing dann zu laufen an und sah wieder auf die Höhlung seiner rechten Hand. Rouletabille gab mir ein Zeichen, stehen zu bleiben.

„Still, Frédéric Larsan bei der Arbeit! Stören wir ihn nicht!“

Joseph Rouletabille hegte eine große Bewunderung für den berühmten Polizisten. Ich selbst hatte Frédéric Larsan nie gesehen, aber ich kannte ihn vom Hörensagen.

Die Goldbarrenaffäre des Hotel de la Monnaie, in die er Licht brachte, als die ganze Welt sich darüber den Kopf zerbrach, und die Verhaftung der Einbrecher der eisernen Geldschränke des Crédit Universel hatten seinen Namen fast populär gemacht. Er galt zu jenem Zeitpunkt, da Joseph Rouletabille noch nicht die bewundernswürdigen Beweise seines Talentes gegeben hatte, als der fähigste Kopf, den verwickelten Knoten geheimnisvoller Verbrechen zu entwirren. Sein Ruf war über die ganze Welt verbreitet, und oft riefen ihn die Polizeibehörden von London, Berlin oder selbst von Amerika zu Hilfe, wenn die einheimischen Detektive mit ihren Hilfsquellen fertig waren. Es ist also nicht zu verwundern, daß gleich zu Beginn der geheimnisvollen Affäre des Gelben Zimmers der Chef der Sicherheitspolizei daran gedacht hatte, an Frédéric Larsan zu telegraphieren: „Kommen Sie schnell!“ Frédéric, den man bei der Sicherheitspolizei den „großen Fred“ nannte, war sofort herbeigeeilt; wußte er doch aus Erfahrung, daß, wenn man ihn brauchte, seine Dienste dringend nötig waren. So fanden Rouletabille und ich ihn an jenem Morgen schon an der Arbeit. Wir sollten bald wissen, worin diese bestand.

Was er so unaufhörlich in seiner rechten Handfläche betrachtete, war nichts anderes als seine Uhr; und er schien sehr eifrig die Minuten zu zählen. Dann kehrte er um, machte seinen Weg noch einmal, blieb erst am Parkgitter stehen, befragte wieder seine Uhr, steckte sie in die Tasche, zuckte mit einer Miene gänzlicher Entmutigung die Achseln, betrat den Park, verschloß die Gittertür und erhob den Kopf. Durch die Stäbe erkannte er uns. Rouletabille lief hin, und ich folgte ihm. Frédéric Larsan erwartete uns.

„Herr Fred,“ sagte Rouletabille, indem er den Hut respektvoll abnahm, „könnten Sie mir sagen, ob Herr Robert Darzac in diesem Augenblicke im Schlosse ist? Hier ist einer seiner Freunde vom Pariser Gericht, der ihn gern sprechen möchte.“

„Ich weiß es nicht, Herr Rouletabille,“ erwiderte Fred und drückte meinem Freunde die Hand, denn er hatte mehrere Male Gelegenheit gehabt, ihm bei seinen schwierigsten Untersuchungen zu begegnen, „ich habe ihn nicht gesehen.“

„Die Concierges können uns gewiß Auskunft geben,“ meinte Rouletabille, und zeigte auf ein Backsteinhäuschen, dessen Tür und Fenster geschlossen waren.

„Die Concierges werden Ihnen keine Auskunft geben, Herr Rouletabille.“

„Warum nicht?“

„Weil sie seit einer halben Stunde verhaftet sind! . . .“

„Verhaftet!“ rief Rouletabille . . . „sie sind die Mörder? Frédéric Larsan zuckte die Achseln.“

„Wenn man den Mörder nicht verhaften kann,“ sagte er in



einem Tone höchster Ironie, „so kann man sich jedenfalls den Luxus gestatten, die Mitschuldigen zu entdecken!“

„Sie haben sie verhaften lassen, Herr Fred?“

„O mein, ich danke! . . . Ich habe sie nicht verhaften lassen, erstens weil ich fast sicher bin, daß sie nichts mit der Sache zu tun haben; und dann . . .“

„Und dann?“ fragte Rouletabille ängstlich dazwischen.

„Nichts . . .“ sagte Larsan, den Kopf schüttelnd.

„Weil es keine Mitschuldigen gibt!“ flüsterte Rouletabille.

Frédéric Larsan blieb plötzlich stehen und blickte den Reporter mit Interesse an.

„So, so! Sie haben also eine Idee über die Affäre . . . und doch haben Sie nichts gesehen, junger Mann . . . Sie sind noch nicht hier gewesen.“

„Ich werde ins Schloß gelangen.“

„Ich zweifle daran . . . Die Wache hat den ausdrücklichen Befehl, niemand einzulassen.“

„Ich werde hineingelangen, wenn Sie mich Robert Darzac sehen lassen . . . Tun Sie das für mich! . . . Sie wissen, wir sind alte Freunde . . . Herr Fred . . . ich bitte Sie darum. Erinnern Sie sich des schönen Artikels, den ich Ihnen über die „Goldbarren“ geschrieben habe. Ein paar Zeilen an Herrn Robert Darzac, wenn ich bitten darf!“

Das Gesicht Rouletabilles war in diesem Augenblick wirklich komisch anzusehen. Er flehte mit solcher Beredsamkeit des Mundes, der Augen und aller Züge, daß ich mich nicht enthalten konnte, laut aufzulachen. Frédéric Larsan konnte ebenso wenig wie ich ernst bleiben.

Indessen steckte Frédéric Larsan, hinter dem Gitter stehend, ruhig den Schlüssel in die Tasche. Ich sah ihn mir dabei genau an. Er war ein Mann, der wohl in den Fünfigern sein konnte. Sein Kopf war schön, mit seinem ergrauenden Haar, der blassen Gesichtsfarbe, dem harten Profil, die Stirn trat stark hervor, Kinn und Backen waren sorgfältig rasiert, die Lippen, die kein Schnurrbart beschattete, waren fein gezeichnet; die ziemlich kleinen, runden Augen hielten die Menschen mit einem Blicke fest, der sie überraschte und verwirrte. Er war von mittlerer Größe und gut gekleidet, seine ganze Erscheinung war elegant und sympathisch. Nichts hatte er von dem gewöhnlichen Polizisten, er war ein großer Künstler in seiner Art, und er wußte es; man fühlte, daß er eine hohe Meinung von sich selbst hatte. Der Ton seiner Unterhaltung war der des Skeptikers und welterfahrenen Mannes.

Sein ungewöhnlicher Beruf hatte ihn schon so viele Verbrechen und Schlechtigkeiten sehen lassen, daß es unbegreiflich wäre, wenn er nicht ein wenig seine Gefühle verhärtet hätte, wie Rouletabille sich sonderbar genug ausdrückte.

Larsan wendete den Kopf beim Geräusch eines Wagens, der hinter ihm anhielt. Wir erkannten das Kabriolett, das am Bahnhof von Epinay den Untersuchungsrichter und seinen Schreiber fortgeführt hatte.

„Sieh' da!“ rief Frédéric Larsan, „Sie wollten Herrn Robert Darzac sprechen; da ist er!“

Das Kabriolett war schon am Gitter, und Robert Darzac bat Frédéric Larsan, ihn in den Park hineinzulassen; er sagte ihm, er sei sehr eilig und habe in Epinay gerade nur Zeit, um den nächsten Zug nach Paris zu nehmen, als er mich erkannte. Während Larsan das Gittertor öffnete, fragte mich Herr Darzac, was mich denn in einem so tragischen Moment nach Le Glandier führen könne. Ich bemerkte, daß er furchtbar bleich aussah.

„Geht es Fräulein Stangerson besser?“ fragte ich sogleich.

„Ja,“ sagte er, „sie wird vielleicht gerettet werden. Sie muß gerettet werden!“

Er fügte nicht hinzu: „oder ich werde sie nicht überleben,“ aber man fühlte, daß dieses Ende des Satzes auf seinen blutlosen Lippen schwebte.

Rouletabille trat dazwischen.

„Ich sehe, Sie sind eilig, mein Herr. Ich muß Sie indessen

sprechen. Ich habe Ihnen etwas von äußerster Wichtigkeit zu sagen.“

Frédéric Larsan unterbrach ihn.

„Ich kann Sie allein lassen?“ fragte Robert Darzac. „Sie haben einen Schlüssel, oder wollen Sie diesen?“

„Danke, ich habe einen. Ich werde das Gitter schließen.“

Larsan entfernte sich rasch in der Richtung des Schlosses, dessen imposanten Bau man in der Entfernung von einigen hundert Metern bemerkte.

Robert Darzac runzelte schon ungeduldig die Stirn.

Ich stellte Rouletabille als einen lieben Freund vor; aber so wie er erfuhr, daß dieser junge Mann Journalist war, sah mich Herr Darzac sehr vorwurfsvoll an, entschuldigte sich wegen der Notwendigkeit, in der er sich befand, Epinay in zwanzig Minuten zu erreichen, grüßte und ließ sein Pferd die Peitsche fühlen. Aber schon hatte Rouletabille zu meiner Bestürzung die Zügel ergriffen und das kleine Gespann mit kräftiger Faust angehalten, während er folgenden Satz, der für mich völlig ohne Sinn und Verstand war, aussprach:

„Das Pfarrhaus hat nichts von seinem Reize, der Garten nichts von seiner Pracht verloren!“

Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als ich Robert Darzac schwanken sah; so bleich er auch war, er ward noch bleicher; meine Augen starrten den jungen Mann ganz entsetzt an, und er stieg sofort von seinem Wagen herab.

„Nur vorwärts, vorwärts!“ stammelte er.

Dann noch einmal beinahe zornig:

„Vorwärts, mein Herr, vorwärts!“

Und er legte den Weg bis zum Schlosse nochmals zurück, ohne ein Wort weiter zu sagen, während Rouletabille, der immer noch das Pferd hielt, folgte. Ich richtete einige Worte an Herrn Darzac . . . aber er gab mir keine Antwort. Ich suchte den Blick Rouletabilles, doch er sah mich nicht an.

Sechstes Kapitel.

Im Schlosse.

Wir kamen im Schlosse an. Der alte Wartturm war mit dem unter Ludwig XIV gänzlich neu wiederhergestellten Teile durch einen anderen modernen Bau, im Viollet-le-Duc-Stil, verbunden, und in diesem befand sich der Haupteingang. Ich hatte noch nichts so Originelles, vielleicht so Häßlicher und besonders so Seltsames in der Architektur gesehen als diese eigentümliche Ansammlung verschiedener Stilarten. Es war ungeheuerlich und fesselnd zugleich. Als wir näher kamen, sahen wir zwei Gendarmen, die vor einer kleinen Tür, die nach dem Erdgeschoß des Turmes führte, auf und ab gingen. Wir hörten bald, daß in diesem Erdgeschoß, das früher ein Gefängnis war, und das bis jetzt als Voratsraum diente, die Concierges Bernier, Mann und Frau, eingeschlossen waren.

Herr Darzac ließ uns durch einen breiten Torweg, der von einer Schutzmarkise überdacht war, in dem modernen Teil des Schlosses eintreten. Rouletabille, der Pferd und Wagen einem Diener übergeben hatte, ließ nicht ein Auge von Herrn Darzac; ich folgte seinem Blick und bemerkte, daß dieser einzig und allein auf die behandschuhten Hände des Professors gerichtet war. Als wir uns in einem kleinen, mit antiken Möbeln ausgestatteten Raum befanden, wandte Herr Darzac sich an Rouletabille und fragte ihn ziemlich kurz:

„Sagen Sie also, was wollen Sie von mir?“

„Ihnen die Hand drücken.“

Darzac wich zurück.

„Das bedeutet?“

Offenbar hatte er begriffen, was ich damals zu begreifen glaubte: daß mein Freund ihn im Verdacht hatte. Die Spur der blutigen Männerhand an den Wänden des Gelben Zimmers stand ihm vor Augen . . . Ich betrachtete diesen Mann mit dem stolzen Gesichtsausdruck, dem sonst so geraden Blick, der sich aber in diesem Augenblick ganz sonderbar verwirrte.

Er streckte Rouletabille seine rechte Hand entgegen und sagte, auf michweisend:

„Sie sind der Freund von Herrn Sainclair, der mir einen großen Dienst in einer gerechten Sache erwiesen hat, mein Herr, und ich sehe nicht ein, warum ich Ihnen meine Hand verweigern sollte . . .“

Rouletabille ergriff diese Hand nicht. Er sagte — und dabei log er mit einer nie dagewesenen Kühnheit:

„Mein Herr, ich habe einige Jahre in Rußland gelebt und brachte von dort die Gewohnheit mit, niemand die Hand zu drücken, der den Handschuh nicht ablegt.“

Ich glaubte, daß der Professor der Wut, die sich in ihm zu regen anfang, freien Lauf lassen würde; aber, im Gegenteil, mit einer sichtbar heftigen Anstrengung beruhigte er sich, zog die Handschuhe aus und ließ seine Hände sehen. Sie hatten keine Wunde.

„Sind Sie zufriedengestellt?“

„Nein!“ versetzte Rouletabille. — — „Mein lieber Freund, sagte er, zu mir gewandt, „ich bin gezwungen, Sie zu bitten, uns einen Augenblick allein zu lassen.“

Ich grüßte und zog mich zurück, bestürzt über alles, was ich soeben gesehen und gehört hatte. Ich konnte nicht begreifen, daß Herr Robert Darzac meinen unverschämten, beleidigenden, stumpfsinnigen Freund nicht zur Tür hinaus geworfen hatte — denn

in dieser Minute zürnte ich Rouletabille wegen seines Argwohns, der zu dieser unerhörten Handschuhszene geführt hatte.

Ich ging wohl zwanzig Minuten vor dem Schlosse auf und ab und versuchte, die verschiedenen Ereignisse dieses Morgens miteinander in Verbindung zu bringen, ohne daß es mir gelang. War es möglich, daß Rouletabille Herrn Robert Darzac für den Mörder hielt? Ist es denkbar, daß dieser Mann, der sich in einigen Tagen mit Fräulein Stangerson verheiraten sollte, sich in das Gelbe Zimmer eingeschlichen hatte, um seine Braut zu ermorden? Was bedeutete dieser sinnlose Satz, der mir noch in den Ohren klang? „Das Pfarrhaus hat nichts von seinem Reize verloren, auch der Garten nichts von seiner Pracht!“ Es drängte mich, mit Rouletabille wieder allein zu sein, um ihn danach zu fragen.

In diesem Augenblick kam der junge Mann mit Robert Darzac aus dem Schlosse. Und sonderbar! Ich sah auf den ersten Blick, daß sie die besten Freunde der Welt waren.

„Wir gehen in das Gelbe Zimmer,“ sagte Rouletabille zu mir. „kommen Sie mit uns! Hören Sie, lieber Freund, Sie wissen doch, daß ich Sie den ganzen Tag hier behalte. Wir frühstücken zusammen in der Gegend.“

(Fortsetzung folgt.)

Produkte der Fabrik Villa Alzira

Avenida Conselheiro Nebias N. 320

SANTOS

Grosser Erfolg der Alimentose u. der Getrockneten Bananen

Die Produkte sind im Staatslaboratorium untersucht und als ein vollwertiges Nahrungsmittel anerkannt worden.

Analyse der Bananenmehle.

	Alimentose	Bananine		Alimentose	Bananine
Eiweiss	2,2 %	3,39 %	Pektin. Gerbstoff		
Stickstoff	1,76 %	1,32 %	usw.	5,57 %	3,96 %
Fette	0,51 %	0,43 %	Fasern	4,82 %	5,13 %
Stärke	67,98 %	69,18 %	Mineralbestandteile	1,77 %	2,32 %
Invertzucker	1,34 %	3,32 %	Wasser	13,94 %	10,74 %
Saccharose	0,10 %	0,30 %	Phosphorsäure	0,25 %	0,27 %

Die chemische Zusammensetzung der beiden Bananenmehle ist sehr ähnlich, nur enthält die Alimentose mehr Hydrocarburet, Salze und Zellulose als die Banane.

Beide Proben bilden ein feines und gleichmässiges Pulver, das mit Sorgfalt hergestellt wurde und von angenehmem Ansehen u. Geruch ist.

Der Director des Laboratoriums J. Arthaud Berthet.

Getrocknete Bananen.

Die Analyse ergab folgende Zusammensetzung:

Stickstoff	3,82 %	Pektin, Gerbstoff usw.	8,11 %
Fette	0,04 %	Fasern	5,13 %
Stärke und Dextrin	4,2 %	Mineralbestandteile	2,02 %
Invertzucker	52,56 %	Wasser	23,06 %
Saccharose	1,04 %	Phosphorsäure	0,20 %

Die getrockneten Bananen sind von vorzüglicher Produktionsweise, enthalten keinen Rohrzucker und gehören zu den besten Produkten dieser Art, die auf den Markt gebracht werden.

Der Direktor des Laboratoriums J. Arthaud Berthet.

Alimentose ist in allen Kolonialwarengeschäften und in den Apotheken, Getrocknete Bananen sind in den grossen Konditoreien erhältlich.

Buntes Allerlei.

Ein gekrönter Tierfreund. Es gibt viele Menschen, die geneigt sind, die Zuneigung, die unzählige Männer und Frauen zu ihren Hunden empfinden, als überspannte Sentimentalität zu verspotten. Denen mag zur Lehre dienen, daß einer der besten Köpfe aller Zeiten, dabei ein Mann der Tat, dem alle Sentimentalität meilenfern lag, der große König Friedrich ein außerordentlicher Hundefreund war. Daß er stets von seinen Windspielen umgeben war, ist bekannt, und in alle Lesebücher sind die Anekdoten von „Biche“ und „Alcmene“ übergegangen. Wie der Lakai mit ihnen ausfuhr und dabei bescheiden auf dem Rücksitze saß, wie er sie höflich bat: „Seien Sie doch bitte still, Biche. Lärmen Sie nicht Alcmene“ u. dgl. mehr. Auch, daß diese Hunde unter der Terrasse von Sanssouci beerdigt wurden, wo der König selbst hatte ruhen wollen. Viel weniger bekannt ist, daß der Monarch Hunde sogar literarisch verherrlicht hat. In den vierziger Jahren verfaßte er eine scherzhafte Korrespondenz zwischen Folichou und Finelle. Folichou war der Lieblingshund seiner Lieblingsschwester Wilhelmine, der Markgräfin von Bayreuth und Finelle, gehörte wohl der Königin Mutter. Finelle schreibt an Folichou, wie sehr sie hier vom Trennungsschmerz geplagt sei, und Folichou versichert ebenfalls in zwanzig Alexandrinen mit denselben Reimwörtern, seine unwandelbare Treue. Auch sonst hat Friedrich seine Tierfreundlichkeit gezeigt. In der glücklichen Zeit von Rheinsberg hielt er sich eine Aeffin, namens Mimi. In einem Briefe an den Sächsischen Gesandten von Suhm erzählt, daß sie eines Abends die Bwesenheit ihres Herrn dazu benutzte, die Abschrift von Suhms französischer Uebersetzung der Wolffschen Metaphysik zu verbrennen. Als sie bald darauf starb, verfaßte er ihr, halb in Prosa, halb in Versen eine Grabschrift. „Der Tod“, so beginnt diese, die eher den Titel eines Nachrufes verdient, „trifft, wie man an diesem Falle sieht, gerade die hervorragendsten Personen; einen schlimmen Streich hat uns Atropos gespielt, Mimi ist tot. Ich möchte sie euch zeigen, so wie Antonius den Römern Cäsar zeigte. Aber der Eroberer hinterläßt Blutspuren, während Mimi immer lustig war. Der Eroberer vernichtet Menschen, Mimi erhielt sie, indem sie ihnen Freude machte.“ So geht es noch eine Weile fort und wenn das Ganze auch nur Scherz war, so zeigt es doch, daß das Tier dem Könige lieb war und ist ein Beweis mehr dafür, daß der König, wie auch sein Verhältnis zu seinen Pferden z. B. dem Schimmel Condé zeigt, ein entschiedener Tierfreund war.

Was ist Schick? Um ihren Leserinnen aus der Qual der Frage zu helfen, wie sie sich zu den unübersehbar vielfältigen Formen der Wintermode stellen sollten, hat die französische Zeitschrift Femina an eine Reihe berühmter französischer Künstlerinnen eine Rundfrage darüber gerichtet, was Schick sei. Während einige, wie die Opernsängerin Frau Carré oder Frl. Leconte, erklärt haben, der Schick lasse sich so wenig definieren wie der Duft einer Rose oder wie das Fesselnde im Spiel einer Schauspielerin, haben andere Frauen sich um eine geistreiche Antwort bemüht. Dabei zeigt sich, daß, so verschieden wie die Befragten selbst, ihre Ansichten über den Schick sind. Frau Marcelle Lender verteidigt den klassischen Schick, den maßvollen, an der Tradition sich bildenden Geschmack, wogegen Fräulein Mistinguette den phantasievollen Schick, den Modernismus, im Geschmack, dessen Kühnheit keine Schranken der Konvention anerkennt, sich zu eigen macht. Fräulein Cecilie Sorel von der Comédie Française sucht das Problem mit den Mitteln der Psychologie zu lösen: nach ihr kommt es vor allen Dingen darauf an, daß jede Frau die eigentümlichen Züge ihres eigenen Wesens studiert. Vielleicht ist ihr die unerklärliche, reizvolle Majestät der Renaissancefrauen, vielleicht die malerische Würde einer Herzogin des „großen Jahrhunderts“, vielleicht auch die verführerische Süßigkeit einer Marquise des 18. Jahrhunderts eignen. Wie dem auch sei, ohne Rücksicht auf die geltende Mode muß

jede Frau den weiblichen Typus ausfindig machen, der ihre eigene Natur auszeichnet. Danach hat sich die „stillvolle“ Gewandung zu richten. Zum „Stil“ muß dann der „Schick“ hinzukommen. Ganz anders spricht sich die bekannte französische Wagner-Sängerin Frau Félicia Litvinne aus; in der Ueberzeugung, daß der Begriff „Schick“ nicht auf gewisse äußere Alluren beschränkt sei, fragt sie nach dem ethischen Untergrund des Wortes; und sie kommt zu dem Ergebnis, nur der könne wahrhaft schick sein, dessen ganze Lebensführung — „bis zum Sterben in Schönheit“ — dessen ganze innere und äußere Haltung von Schick durchtränkt sei. Kurz und hübsch sagt Frau Piérat von der Comédie Française: „Der Schick verhält sich zur Eleganz wie der Esprit zur Intelligenz.“

Die Frauen von Schönebeck. In der zu Schönebeck a. d. Elbe herauskommenden Schönebecker Zeitung veröffentlichten „mehrere vernachlässigte Ehefrauen“ ein dringendes Ersuchen an die Ehemänner, das Kneipen zu lassen und in den Schoß ihrer Familien zurückzukehren. Es heißt in dieser Erklärung: „Wird es nicht anders, so werden wir uns mit dem Herrn Bürgermeister ins Einvernehmen setzen. Wir werden auch zur Selbsthilfe greifen und eine Art Ehefrauenmiliz bilden. Wir werden dann abwechselnd des Nachts geschlossen die Gastwirtschaften revidieren und mit großen elektrischen Lampen den Ehemännern, die den Heimweg nicht finden können, heimleuchten.“ — Die nächste Nummer derselben Zeitung trägt folgende Anzeige: „Achtung! Zwecks Gründung eines Klubs mutiger Ehemänner werden solche gebeten, ihre Adresse unter „Er soll Dein Herr sein“ postlagernd Großsalze niederzulegen. Sitzungsabend soll täglich von 11 bis 6 Uhr früh stattfinden. Für vor dieser Zeit heimkehrende Mitglieder ist elektrische Beleuchtung durch die Ehemänner vorgesehen. Junggesellen werden zu den Sitzungen keinesfalls zugelassen. Mehrere Inhaber des Hauskreuzes.“ — Die Frauen dürfen diese Kundgebung der Männer nicht unbeantwortet lassen, denn sie müssen doch immer das letzte Wort haben.

Mediziner und Menschenfreund. Ein Arzt im Schwabenland wird dadurch sehr geniert, daß nach alter Sitte die Burtschen zu seinen weiblichen Diensthöten zum „Fensterln“ kommen. Ganz besonders ängstlich ist seine Frau. Wer ist im Stande, zu wissen, in welcher Absicht so ein Mensch kommt; es trieb sich ohnehin eine Einbrecherbande in der Gegend herum. Eines Nachts, als der Arzt von einem Patienten zurückkommt, findet er seine Frau in Todesangst, ein Mann ist im Hofe! Der Doktor, der durch diese ewigen Unannehmlichkeiten ohnehin schon sehr ärgerlich ist, gerät in derartige Hitze, daß er seine mit Spatzenstaub geladene Flinte von der Wand reißt, das Fenster öffnet, und als der Eindringling Fersengeld gibt, demselben eins auf dem hintern Pelz brennt. Der springt darauf wie besessen an dem hinteren Hoftor hinauf, um dieses zu überklettern und dadurch einer zweiten Ladung zu entgehen. Daran denkt der Doktor nicht, in ihm ist der Mediziner und Menschenfreund erwacht. Er ruft dem Fliehenden also nach: „Wenn du hast einbrechen wollen, dann setzest dich die Nacht über ins kalte Wasser, wenn du aber bloß hast fensterln wollen, dann kannst' raufkommen; ich werd' dich verbinden!“

Der Ausgaben-Etat einer Pariser Schauspielerin. Wer ist der mysteriöse englische Herzog, der jüngst der bekannten Pariser Schauspielerin Cécilie Sorel einen Heiratsantrag gemacht haben soll? In den vornehmen Londoner Salons und in den aristokratischen Klubs der Riesenstadt zerbricht man sich seit einer Woche über diese Frage den Kopf, und findige Köpfe operieren mit den gewagtesten Vermuthungen. Man kann die unverheiratheten englischen Herzoge an den Fingern einer Hand herzählen; dazu kommt noch, daß sie zu den Pariser Bühnen fast gar keine Beziehungen haben. Außerdem ist Fräulein Sorel, die zu Felix Faures Zeiten als eine Schönheit galt und beim Tode des Präsidenten — neben der Frau Steinheil — vielgenannt wurde, nicht mehr in dem Alter, in welchem eine Schauspielerin, die et-



Wir sind alle von ihr entzückt, Groß wie Klein, und wenn sie auf den Tisch kommt, fällt die ganze Gesellschaft darüber her, als hätte sie seit 8 Tagen nichts mehr zu essen bekommen. Interessirt es Dich, liebe Leserin, zu erfahren, wer „sie“ eigentlich ist? Es ist Knorr's Erbswurstsuppe, die in jeder Familie ihre aufrichtigen Verehrer besitzt, weil sie ebenso pikant wie schmackhaft, ebenso gesund wie nahrhaft ist!

was auf sich hält, nicht unter einen Herzog heirathet. Es gibt deshalb in London und in Paris auch kühl denkende Menschen die den ganzen herzoglichen Heiratsantrag für ein schönes, aber rasch zerflatterndes Phantasiegebilde der Künstlerin halten. Wie dem auch sein mag — der Herzog würde, wenn er wirklich vorhanden sein sollte, um sein Schickel nicht zu beneiden sein. Den Geldansprüchen der Sorol würde selbst ein Millionen-vermögen nicht lange Stand halten können: weiß doch ganz Paris, daß diese Theaterprinzessin verschwenderisch ist bis zur Extravaganz. Wenn sie auf den Rennplätzen erscheint — so liest man in der Zeitschrift „M. A. P.“ — bildet die ganze Volksmenge ehrfurchtsvoll Spalier, um ihre neueste Toilette, sie trägt immer eine neueste, zu bewundern; die Toilette ist unter allen Umständen die jünste elegante und unbezahlbare Schöpfung irgend eines phänomenalen Kleiderkünstlers aus der Rue de la Paix. Die Sorol gibt, wie sie vor einiger Zeit in anerkennenswerter Freimütigkeit einem Berichterstatte gestanden hat, für ihre Toiletten jährlich nicht weniger als 300.000 Frank aus. In Pelzwerk vergeudet sie pro Jahr 50.000 Frank, für Straßenkleider 15.000 Frank, für Hauskleider 4000 Frank, für Hüte mindestens 6000 Frank, für Wäsche 8000 Frank, für Spitzen und Fächer 12.000 Frank, für Taschentücher 3000 Frank und für Juwelen mindestens 30.000 Frank. Wenn also die projektierte Heirat zu Stande kommen sollte, würde wieder einmal ein englisches Wappen innerhalb weniger Jahre seine Goldpatina verlieren. Besonders neugierige Leute werden wohl fragen, wer jetzt der Glückliche ist, der den ungeheuren Toilettenaufwand der Künstlerin bezahlen darf — denn daß sie ihn aus eigenen Mitteln bestreitet, kann man nicht gut annehmen, da ihre Gage vielleicht gerade hinreichen würde, um für die Kleinigkeiten, die sie zur Vervollständigung ihrer Toilette braucht, Deckung zu bieten . . .

Das Doppeljoch eine Martermaschine. Das Gehen von Ochsen und Kühen als Zugtiere im Doppeljoch ist entschieden arge Tierquälerei. Allerdings liegt die Hauptkraft des Rindes in Stirn und Nacken, aber es ist grausam, daß z. B. beim Pflügen die beiden Rinder den Kopf 5 bis 6 Stunden lang unter dem Jochholz steif halten und dabei immer zu Boden stieren müssen. Die Doppeljochs sind Geschirre, die in die älteste und alte Zeit gehören; im jetzigen Jahrhundert mit seinen technischen Errungenschaften sollte kein Platz mehr für sie sein. In Deutschland begegnet man dem Doppeljoch noch ziemlich oft im Süden und Westen. Dieses Marterjoch ist nichts als Mittel, dem Zugvieh die Arbeit möglichst schwer, anstatt leicht zu machen, was letzteres aber das Bestreben jedes denkenden, und tierfreundlichen Menschen sein müßte. Fort also mit diesen greulichen Martermaschinen

von Kopf und Nacken der Zugtiere! Bei jeder Unebenheit des Bodens, bei jedem Fehltritt teilt die Wagenstange, welche mit dem Rahmen des Doppeljochs fest verbunden ist, auf beide Tiere schmerzhaft Stöße aus. Wie oft verursachen die harten Jochhölzer wundende Druckstellen! Und wie elend sind die Tiere im Sommer daran, wenn sie wegen der Fesselung ihres Kopfes eine wehrlose Beute der gierigen Insekten werden! Am fürchterlichsten ist das Doppeljoch vor zweirädrigen Lastkarren, weil dann obendrein noch das Gewicht der Last auf die Köpfe oder Nacken der Ochsen drückt, dies sogar in den Haltepausen.

Wie Kaiser Friedrich III. über die Jagd dachte, erzählt Fr. Spielhagen im 1. Bande seiner Memoiren. Der damalige Kronprinz (es war 1867 nach einer Jagd, welche der Herzog von Coburg veranstaltet hatte) äußerte nämlich: „Ehrlich gestanden, dieser Massenmord macht mir keinen Spaß. Ich habe nach den ersten Minuten mein Gewehr abgegeben, mir einen Stock vom Zaune gebrochen, und bin so neben den Herren gewandert.“

Ohne Beinkleid. Im königlichen Schloß zu Madrid hat sich jüngst ein heiterer Vorfall abgespielt. Ende Dezember versammelte sich, wie der „Köln. Ztg.“ geschrieben wird, die Auslese der spanischen Aristokratie und ersten Gesellschaft im Palacio Real, um vom alten Jahr durch ein glänzendes Fest Abschied zu nehmen. Im Thronsaal, nach der großen Cour, geschah das Unglaubliche, Unfaßbare. Mitten auf dem roten, schwellenden Teppich, im engsten Trubel, zu Füßen alter, graubärtiger Generale, hoher Politiker, hochwürdiger Matronen, lebenslustiger Offiziere und junger Edeldamen bauschte sich ein duftiges Spitzenmeer. Ein Herr, der das weiße Etwas entdeckte, eilte hinzu und rettete es in eine Fensternische, um im Kreise seiner Freunde zu untersuchen, was Nam' und Art sein Fund sei. Es dauerte ein Weilchen, ehe die „unkundigen“ Männerhände diesen Spitzenwirrwarr lösen und zur Klassifizierung des ergatterten Gegenstandes schreiten konnten. Da, ein Verwundern, ungläubiges Staunen auf allen Gesichtern, dann ein befreiendes Lachen, der Komik der Situation entsprechend: man hielt eine reizende, spitzenübersäte, mit zartfarbenen Bändern geschmückte Damenhose in Händen. Wirklich eine unerwartete Bescheerung! Was tun? Den hohen Gastgeber und den Geladenen Mitteilung von dem Funde machen und die von dem Verlust betroffene Dame in die Lage setzen, sich wieder in den Besitz ihres Eigentums zu bringen? Dieser Weg schien den über das Beinkleid zu Gericht sitzenden Herren nicht gangbar im Hinblick auf die strenge Etikette am spanischen Hofe und vor allem, weil man nicht erwarten konnte, daß sich eine der Damen melden würde. Denn der Verdacht, die Urheberin dieses Voralles zu sein, hätte jede der Anwesenden getroffen, jede hätte die andere mit forschenden Blicken mißtrauisch betrachtet, und wozu hätte das geführt? Zur Beantwortung der Besitzerfrage keinesfalls. So kann sich der glückliche Finder noch heute seines Fundes freuen. Dieser Vorfall erweckt die Erinnerung an eine ähnliche Begebenheit, die sich von der eben erzählten nur dadurch unterscheidet, daß es sich bei ihr um eine Herrenhose handelte und das Milieu ein anderes war. Im Sommer vorigen Jahres hatte man in Madrid Gelegenheit, zu beobachten, bis zu welcher Hitze der Begeisterung eine gute Corrida (Stierkampf) den Spanier fortreißen kann. Es ist an der Tagesordnung, einen tapferen und guten Matador nach glänzend geleisteter Arbeit seine Huldigungen darzubringen, die außer in Hurrahschreien und anspornenden Zurufen darin besteht, ihm Hüte, Zigarren, Capas, Blumen, Fächer in die Arena zu werfen, als Ausdruck des hohen Grades der Begeisterung. Aber daß es sogar ein Spanier fertig brachte, im Eifer des höchsten Enthusiasmus, nachdem er schon alles Entbehrliche: Hut, Rock, Stock in die Plaza geschleudert hatte, seine Hose denselben Weg wandern zu lassen — das war selbst für die Stierkampfbegeisterung nachfühlenden und toleranten Spanier ein starkes Stück. Jedenfalls hatte der begeisterungsfähige Jüngling die Genugtuung, sich für zehn Minuten als Herr der Situation und als Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zu sehen.

Norddeutscher Lloyd, Bremen

Regelmässiger, vierzehntägiger Dienst von Bremen via Antwerpen Vigo und portugiesische Häfen nach Brasilien (Pernambuco, Macaio, Bahia, Rio, Santos und São Francisco do Sul und umgekehrt) vermittelt der Postdampfer „**ERLANGEN**“, „**WUERZBURG**“, „**CREFELD**“, „**HAILE**“, „**BONN**“, „**AACHEN**“ usw.

— Befördern Passagiere in Kajüte und Zwischendeck. —

Fahrpreis nach Europa pro volle Passage: Kajüte 400 Mark ab Santos Rio, Bahia usw. — III. Klasse nach Bremen, Rotterdam Antwerpen ab Santos Rs 450\$000 (Preise verstehen sich exklusive 5 Prozent Steuer) — Von Europa Mark 480 in III. Klasse; wenn die Passage in einem Hafen Brasiliens gekauft wird 444\$000.

Ferner regelmässiger Dienst von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires vermittelt der Postdampfer „**EISENACH**“, „**COBURG**“, „**GOTHA**“, „**DARMSTADT**“, „**GIESSEN**“, usw. Befördern Passagiere in Kajüte und Zwischendeck.

Nähere Auskunft über Passagen, Abfahrten usw. erteilen die Agenten:

Zerrenner, Bülow & Co., São Paulo und Santos
Herm. Stoltz & Co., Rio de Janeiro.
Carl Hoepcke & Co., São Francisco do Sul.
Aschburg & Co., Itajahy.

Behrmann & Co., Bahia.
Neesen & Co., Pernambuco.
Herm. Stolz & Co., Macaio.

Für das Töten von Spatzen wurde vor ein paar Jahren von mehreren Gemeinden im Regierungsbezirk Düsseldorf Prämien ausgesetzt. Bald danach ging eine Regierungsverfügung an die Schulbehörde, welche die Beteiligung der Schuljugend beim Fangen der Spatzen und der Gewinnung von Prämien ausschloß, weil beim Töten der Vögel durch Umdrehen des Halses der Verwundung der Jugend, der das Mitgefühl mit den Tieren und speziell der Vogelschutz dringend empfohlen werden müsse, Vor-schub geleistet werde. — Zur Zeit, als v. Vinke Oberpräsident von Westfalen war, hatte laut Regierungsverfügung jede Gemeinde einer gewissen Gegend regelmäßig eine bestimmte Zahl Spatzenköpfe einzuliefern. Der Bürgermeister einer an der damals nassauischen Grenze gelegenen Ortschaft, der die Spatzen für mehr nützlich als schädlich hielt und wußte, daß statt der Spatzenköpfe auch Köpfe von Singvögeln aus Wald und Feld eingesandt wurden, war damit nicht einverstanden und berichtete, daß in seinem Bezirk keine Spatzen vorhanden seien. Vinke stattete ihm einen Besuch ab und bemerkte dabei große Scharen Spatzen. Herr Bürgermeister, ich denke, Sie haben hier keine Spatzen, sagte er. Antwort: Exzellenz, das sind keine westfälischen, sondern nassauer, die über die Grenze gekommen sind. So, so, sagte der joviale Oberpräsident, der oft im blauen Leinwandkittel in der Provinz umherwanderte, wenn die Sache so liegt, dann wollen wir uns in keinen Konflikt mit einer fremden Macht einlassen!

Das Aufrichten niedergestürzter Pferde. Sobald das ein Pferd gestürzt ist, wird das andere sofort ausgespannt und versucht, das gestürzte abzusträngen. Dann werden die Vorderschenkel in eine nach vorn gestreckte Lage gebracht und das Pferd durch Hülfe von zwei bis drei Mann, die an einer Seite an Kopf, Hals und Schultern schieben, so aufgerichtet, daß es auf der Unterbrust ruht. In dieser Lage wird es durch seitliches Stützen (am Hals) von ein bis zwei Mann gehalten. Wo die Vorderhufe den Erdboden berühren, ist in reichlicher Ausdehnung entweder Sand zu streuen oder eine Decke auszubreiten. Dasselbe hat in

der Umgebung der Hinterfüße zu geschehen, falls der Erdboden glatt oder beregneter Asphalt, glattes Steinpflaster, Eis, gefrorener Schnee. Zwei zusammengeschnallte Deckengurte werden so unter die Vorderschenkel geschoben, daß sie seitlich je gleichweit hervorragen. Die Gurte werden unter Umständen durch ziehende und sägende Bewegungen so weit nach hinten gebracht, daß sie hinter der Anheftungsstelle der Vorderschenkel am Rumpfo liegen. Unmittelbar dort, wo der Gurt unter dem Pferdeleib hervorkommt (also dicht am Pferdekörper) fassen an jeder Seite ein bis zwei Mann den Gurt. Nach diesen Vorbereitungen wird das am langen Trensenzügel gehaltenen Pferd durch Zurufe und unter Umständen durch Drohungen mit der Peitsche zur Anspannung seiner Kräfte angeregt. Gleichzeitig ziehen die am Gurt aufgestellten Leute kräftig nach oben hebend. Stehen genügend Hilfskräfte zur Verfügung, so können ein bis zwei Mann durch Heben am Schweif das Erheben der Hinterhand unterstützen. Die Hauptsache bleibt das Unterstützen und Heben der Vorhand, da erst, nachdem dies erfolgt ist, die Hinterhand stützend eingreift. Es ist Vorsicht für die um das Pferd Beschäftigten geboten, damit das sich erhebende Pferd niemanden mit den Hufen verletzt.

Die vernünftige Ehe. Vernunfthe — das hat keinen guten Klang. Man denkt an kühle Berechnung. Geld, Stand, Rang und was der äußeren Rücksichten und Erwägungen mehr sind, sie sollten doch nicht einschneidend sein! Wenigstens nicht, wenn es sich darum handelt, daß sich zwei Menschen für ein ganzes, langes Leben aneinanderbinden. Deutsche Gemütsstiefe rebelliert gegen diesen Gedanken. Sie findet's auch nur in der Ordnung, wenn solche Ehe früher oder später eine richtige Unglücksehe wird. Man nickt verständnisvoll der gescheiten Marie von Ebner-Eschenbach zu, die da sagt: „Eine Vernunftsehe schließen, heißt in den meisten Fällen, alle seine Vernunft zusammenzunehmen und die wahnsinnigste Handlung zu begehen, die ein Mensch begehen kann.“ Also lassen wir die Vernunftsehe und seien wir nur insofern gerecht, daß wir zugeben, daß auch in ihrer Chronik doch einige Fälle sind, wo die Liebe wenigstens hinterher kam. Re-

den wir von der vernünftigen Ehe. Das darf wohl von vornherein einer besseren Kritik gewiß sein. Oder sollte es ein wirkliches Ideal bedeuten, beim Schließen der Ehe alle und sämtliche Vernunftgespinnte überhaupt auszuschneiden? Manche Menschenkinder sind am Ende gleich bei der Hand mit dem schönen Satze von der kleinsten Hütte, wo Raum ist für ein glücklich liebend Paar. Jawohl, aber wir leben hier nicht auf einsamen Glücksinseln mit naturhaften Träume-Dämmerzuständen. Wäre übrigens auf die Dauer ein dummes und langweiliges Ding. Mit anderen Worten: die reale Zukunft will bedacht sein. Rennen die Leuten aus lauter Liebe frühzeitig zusammen, ohne eine vernünftige wirtschaftliche Grundlage der Ehe zu haben, da kann das Trauerspiel jeden Tag losgehen. Manche Menschen malen sich das Verheiratetsein wie einen ewig blauen Himmel voll jauchzender Geigen aus. Die männlichen und die weiblichen Backfische schwelgen oft in einer Brautromantik, die dem dann kommenden Wirklichkeitsleben so fern und fremd wie nur möglich ist. Da heißt es, doch lieber vernünftig sein. Man muß sich darauf gefaßt machen, daß Eheleute nicht immer von Rosen und Süßigkeiten leben können. Höher als blindes, rasendes Verliebtsein soll ihnen eine treue, starke Liebe stehen, eine redliche, tapfere Gemeinsamkeit, die sich in schweren Kummertagen bestens bewähren kann. Es ist sehr hübsch und wichtiger als man manchmal denkt, wenn Mann und Frau sich nicht gar zu sehr vor einander gehen lassen. Aber es wäre unvernünftig, den Mann nun stets in gesellschaftlicher Positur und ritterlicher Zartheit, die Frau stets in schmuckester Kostümierung und entzückenster Laune sehen zu wollen. Eine vernünftige Ehe hält auf gute, solide Hauptsachen. Man könnte da auch Etlisches bezüglich der Kindererziehung sagen. Die ruhige Stetigkeit einer von Liebe und Vernunft getragenen Ehe kann der kleinen Gesellschaft zum großen und blühenden Segen werden. „Wer der Vernunft dient, kommt der Notwendigkeit zuvor.“ Dies Herdersche Wort hat einen tiefen, schönen Sinn. Und es hat seine Berechtigung auch in einer guten, wahren Ehe.

Chinesisches Familienleben. Nirgends in der Welt wird ein geordnetes Familienleben so hoch gestellt wie in China. Dennoch bleibt die Wirklichkeit hinter dem Ideal in einer erschreckenden Weise zurück, so daß man lebhaft an jenen japanischen Ausspruch erinnert wird, der behauptet, daß die Pietät in China nur deswegen so hoch im Werte stehe, weil sie so überaus selten sei. Dieser Ausspruch teilt natürlich die Eigenschaft aller Paradoxa, übertrieben und einseitig zu sein, aber doch wird man zu einer recht pessimistischen Beurteilung der Lage genötigt, wenn man Gelegenheit hat, Einblicke hinter die der Außenwelt sonst fest verschlossenen Mauern des chinesischen Hauses zu tun. Der Hauptgrund für die Uebelstände, die hier herrschen, ist unstreitig in dem Tiefstand der Frauen-Erziehung zu suchen. Vielleicht ist es nirgends so offenbar wie hier, daß die chinesische Gesellschaftsordnung vollständig versagt hat.

Durch die chinesische Presse in Schantung ging kürzlich eine Geschichte, die hauptsächlich deshalb allgemeines Interesse verdient, weil sie ein typisches Beispiel für Vorfälle bietet, die ungemein häufig sind. Eine Mutter hatte ihr Kind geschlagen, weil es durch seine Unart und durch Weinerlichkeit lästig gefallen war. Der Vater, stolz auf seinen Sohn, überhäuft seine Frau mit Scheltworten aller Art und verläßt schließlich zornig sein Haus, um an die Feldarbeit zu gehen. Als er nach einigen Stunden zurückkommt, findet er das Hoftor verschlossen, und auf sein Rufen bekommt er keine Antwort. Der kleine Junge schreit jämmerlich, und nichts Gutes ahnend, bricht er schließlich die Tür mit Gewalt auf. Da sieht er seinen Jungen weinend am Boden sitzen, daneben hängt am Dachbalken seine Frau, die keinen bessern Weg gefunden hatte, sich an ihrem Manne für die erlittene Unbill zu rächen, als ihm durch ihren Selbstmord Unannehmlichkeiten zu bereiten. Solche Frauen-Selbstmorde, oft aus den allernichtigsten Gründen, sind ungemein häufig und weisen mit größtem Ernst auf die Notwendigkeit hin, für die Hebung der Frauenwelt in China zu sorgen.

Ein Verein für unentschlossene Freier. In den amerikanischen Weststaaten haben sich die Väter heiratsfähiger Töchter zu einem Geheimbund zusammengeschlossen, der den Namen „The Parental Surveillance Association of North America“ führt und in Kansas City sein Hauptquartier hat. Der Verein dient dem Zweck, den Töchtern seiner Mitglieder moralischen Schutz zu leihen und ihnen zu brauchbaren Ehemännern zu verhelfen. Ueber die Mittel und Wege zur Erreichung dieses Zieles sprechen sich die Statuten wie folgt aus: „Auf Antrag des in Frage kommenden Familienoberhauptes sollen über den Charakter des Mannes, der etwa der Tochter eines Mitgliedes den Hof macht, vertrauliche Recherchen angestellt werden, deren Ergebnis dem Vater mitgeteilt wird. Ist er dann der Meinung, daß der Betreffende als Schwiegersohn für ihn nicht in Frage kommt, so soll der Verehrer brieflich aufgefordert werden, seine Bewerbung einzustellen. Im anderen Falle wird dem Herrn, der der Tochter eines Bundesmitgliedes sein Interesse schenkt, einer Aussprache indessen aus dem Wege geht, von Vereins wegen die nachstehende Mitteilung übermittelt werden: „Sehr geehrter Herr! Wir wünschen von Ihnen betreffs der öffentlichen Aufmerksamkeit, die Sie der Tochter von Herrn X. bezeugen, eine Aufklärung zu erhalten, ob Sie diesbezügliche ernste Absichten haben oder nicht. Sie haben Ihr Interesse für die Dame lange genug dokumentiert, um zu einem Entschlusse zu kommen, der der zweideutigen Situation ein Ende macht. Haben Sie ernste Heiratsabsichten, so sprechen Sie sich, bitte, aus. Im anderen Falle ersuchen wir Sie, Ihre Besuche einzustellen und für Ihre Bemühungen sich ein anderes Objekt zu wählen. Der gute Ruf einer Tochter, die Sie kompromittieren, muß unter allen Umständen geschützt werden. Hochachtungsvoll die Parental Surveillance Association of North America.“ Nach Angabe des Vereinsmitgliedes soll die an die Adresse schwankender Liebhaber gerichtete Mahnung von frappanter Wirkung sein.

Entdeckung einer Mordtat durch eine „Gedankenleserin“. William Strong, ein wohlhabender Farmer, stand unter der Anklage, seine Frau ermordet zu haben. Die vorgebrachten Beweise waren recht schwach, bis der Staatsanwalt Fräulein Pauline Gerard auf den Zeugenstand rief. Nach ihrem Beruf gefragt, nannte sich die Dame eine „Gedankenmessorin“ (Psychometrist) und setzte zur Erleuchtung des Gerichtshofes hinzu, sie besitze die Gabe, durch Berührung von Gegenständen oder Personen vergangene Ereignisse zu schauen, in denen diese Gegenstände oder Personen irgendwelche Rolle gespielt haben. Eines Tages sei der Angeklagte zu ihr gekommen, um sie über den Mord an seiner Frau zu befragen. Kaum hatte er ihre Hand zum Gruße berührt, da stand ihr die Mordszene klar vor Augen und sie erkannte in ihrem Besucher den Mörder. Daß sich der Abergläubische von Gewissensbissen geplagt, der „Seherin“ selbst ver raten hatte, verschwieß sie natürlich. Sie teilte ihren Verdacht zwei Geheimpolizisten mit, die sie in ihrem Konsultationszimmer versteckte, als Strong zu einer vorher verabredeten zweiten Sitzung kam. „Diesmal beschrieb ich ihm den Mörder ganz genau,“ sagte die Zeugin aus. „Der Mann, der Frau Strong ermordet hat, trägt eine Brille und hat helles Haar. Er setzt sich auf die Leiche. Eine ganze Weile sitzt er so, da unterbrach mich der Angeklagte plötzlich mit den Worten: „Mein Gott, das bin ja ich. Ach, das ist fürchterlich.“ Und nun legte er mir ein volles Geständnis ab. Er hatte sich mit seiner Frau über Geldangelegenheiten gestritten und sie im Zorn erwürgt. Noch an der Leiche ließ er seine Wut aus und trug sie dann in die Scheune. Hierauf lief er zu den Nachbarn und klagte diesen, seine Frau sei ermordet worden, während er abwesend war.“ Der Angeklagte betrat nun selbst den Zeugenstand und erklärte, die „Seherin“ habe ihn mit ihrer Schilderung verwirrt und erschreckt. „Sie setzte mir den Finger auf die Brust und sagte: „Sie haben Ihre Frau ermordet!“ Ich war ganz in ihrem Banne und sagte, was sie mich zu sagen zwang.“ Die Verhandlungen werden fortgesetzt.

Die höchsten Meereswellen. Trotz aller Bemühungen war es noch nicht gelungen, ein Mittel zur Messung der Meeres-

wellen ausfindig zu machen. Immer hört man von haushohen Wellen, eine Bezeichnung, die einen Spielraum für die Einbildungskraft in sich schließt. Seit man sich um genauere Beobachtungen bemüht hat, hatte sich die Annahme gebildet, daß die größte Höhe der Meereswellen bei zwanzig Metern liegt. Der Forscher Cornish hat sich dahin ausgesprochen, daß sogar Wogen bis zu dreißig Meter Höhe für den Ozean möglich seien. Im Gegensatz dazu haben andere Gelehrte Höhen von sechzehn bis achtzehn Metern für eine Überschätzung erklärt und die größten Meereswellen zu acht bis zwölf Metern angenommen. In einem Bericht an das Meteorologische Zentralbureau in Paris hat der Schiffsleutnant Raffi bekundet, daß er ein einfaches Verfahren zur Messung von Meereswellen auf einer Seefahrt bei stürmischem Wetter angewandt habe. Er stieg dazu so hoch in das Takelwerk hinauf, bis er die Kämme mehrerer Wogen wagerecht in gleicher Höhe mit seinem eigenen Standpunkt erblickte. Abgesehen von der Unbehaglichkeit dieses Unternehmens, blieb freilich noch die Unsicherheit durch das Schwanken des Schiffes bestehen. Immerhin glaubt Raffi versichern zu können, daß die Höhe der Wogen bei einem Sturm von der Windstärke 12 von zwanzig Metern nicht weit entfernt gewesen sein könne. Die Länge oder, wie man auch sagen könnte, die Breite der Wellen wurde zu 235 bis 245 Metern bestimmt.

Der konfiszierte Apollo. Vor einigen Monaten fand Louis Félicien, ein französischer Kolonist in Algerien, beim Beackern seines Feldes eine antike Apollostatue aus Marmor. Der Kolonist trug seinen Fund nach Hause. Bald verbreitet sich die Kunde davon in Cherchell, dem Wohnort Féliciens, und in der Hauptstadt Alger und gelangte auch nach Paris. Gelehrte Kenner kamen nach Cherchell, um die Bekanntschaft des Apollo zu machen, und bestätigten bewundernd, daß der Zufall den Glückspilz Félicien zum Besitzer eines wertvollen Kunstwerkes gemacht habe. Zu der Bewunderern der Statue gehörte auch Herr Homolle, Der Direktor der Nationalmuseen Frankreich, den der Generalgouverneur von Algerien, Herr Jonnart, sogleich von dem Fund in Kenntnis gesetzt hatte. Homolle bat Félicien, seinen Apollo dem Pariser Louvre gegen angemessene Bezahlung zu überlassen. Félicien schien bereit, gegen die Statue ein kleines Vermögen von etwa 30.000 Francs einzutauschen. Je lauter seine Besucher ihrer Bewunderung über den Fund Ausdruck gaben, desto höher schraubte Félicien seine Ansprüche und schließlich forderte er die Summe von 100.000 Francs. Der Direktor der Museen hätte für diesen Schatz am Ende selbst diesen Preis bezahlt. Aber der Deputierte von Algier, Herr Colin, wachte über den Staatsäckel. Er forschte nach, ob der Staat die Statue nicht billiger erstehen könnte, und entdeckte einen Paragraph im Code civil, nach dem bei Funden unter der Erde die Hälfte des Wertes dem Besitzer des Bodens und nur die andere Hälfte dem Finder zusteht. Das von Félicien beackerte Feld ist eine dem Staat gehörige Konzession. Folglich ist der Staat nach dem Gesetz Mitbesitzer der Statue. Dem Finder leuchtete die Beweisführung wenig ein. Aber der Staatssekretär der schönen Künste, Dujardin-Beaumetz, ließ sie sich nicht zweimal auseinandersetzen. Er reklamierte sofort den halben Wert des Fundes von Cherchell, und da Félicien protestierte, ließ er den Apollo ohneweiteres durch den Gerichtsvollzieher beschlagnahmen. Unter dem Siegel wartet der marmorne Gott jetzt auf den Ausgang des Prozesses, den der so grausam enttäuschte Kolonist gegen den Staat angestrengt hat.

Delcassé als Trapezkünstler. Delcassé, Frankreichs früherer Minister des Äußeren, der jetzt als Marineminister zur Macht zurückgekehrt ist, ist ein kleines, gutmütiges Herrchen, das trotz seines großen Reichtums nie eine Droschke oder ein Auto benutzt, sondern immer nur hoch oben auf dem Omnibus fährt und gar nicht böse ist, wenn er vom Schaffner für einen bescheiden lebenden Rentner gehalten wird. Trotz seiner Kleinheit ist der Herr Minister aber ein kräftiger, flinker und geschickter Mann. Im Jahre 1887 — so erinnert der „Cri de Paris“ — hatte der heute so viel beachtete Staatsmann als simpler Jour-

nalist eine etwas heftige Preßpolemik mit einem Kollegen, der seine Provinzialratskandidatur bekämpfte. Die Polemik führte, wie das in Frankreich üblich ist, zu einem Duell, das auf einer der vielen Seineinseln stattfand. Da der hitzige Delcassé bei dem ersten stürmischen Angriff mit seinem Degen das Erdreich berührte, wurde der Zweikampf für einige Minuten unterbrochen „zwecks Desinfizierung der verunreinigten Waffe“. Als dann das Duell wieder aufgenommen werden sollte, entdeckten die Duellzeugen zu ihrer nicht geringen Verwunderung, daß Delcassé plötzlich verschwunden war; man fand ihn schließlich in einiger Entfernung vom Kampfplatze an einem Trapez, an welchem er gymnastische Uebungen machte; er hatte, um hinaufzugelangen, einen kühnen Sprung wagen müssen. Die Duellzeugen zogen ihn an den Beinen wieder hinunter und führten ihn auf den Kampfplatz zurück; hier brachte er dann dem Gegner einen netten Degenstich bei.

So ändert sich die Zeit. Thusnelda war zwei Jahre älter als ihr Bruder Erich. An Erichs zehntem Geburtstag erzählte sie das voll Stolz jedem, der es hören wollte. Und als ihr Bruder fünfzehn wurde, gestand sie freudig, daß sie schon siebzehn war. Als man sie drei Jahre später nach ihrem Alter fragte, erzählte sie errötend, sie sei schon über neunzehn. Die Zeit ging dahin, Erich war bald einundzwanzig und trug schon einen Schnurrbart, und Thusnelda meinte mit wohlwollend nachsichtigem Lächeln zu ihren Verehrern: „Nein, wie der Junge noch kindisch ist! Man sollte es nicht für möglich halten, daß er nur ein Jahr jünger ist wie ich.“ Fünf Jahre später, als Erich sich verlobte, sagte Thusnelda zu seiner Braut: „Weißt Du, eigentlich bin ich ja eifersüchtig auf Dich, Aber so geht's wohl meistens bei Zwillingen.“ Und an seinem Hochzeitstag äußerte sie gerührt zu ihrem Tischherrscher: „Es ist doch ein eigentümliches Gefühl für mich, daß Erich heute von uns fortgeht, er, der mich als Kind immer in Schlaf gesungen hat. Ob er das wohl auch fühlt?“

Humoristisches.

Affentheater in Afrika. Dame: „Im Urwald muß das Leben doch recht langweilig sein.“ — Afrikareisender: „O nein, meine Gnädigste, ich stellte mich öfter in einen Kreis von Affen und biß herzhaft in die Zitrone. Die saudummen Gesichter hätten Sie da sehen sollen, die die Affen mir nachmachten!“

In vino veritas?

Man sagt, im Wein soll Wahrheit sein.
Num, hie und da trifft es ja ein;
Jedoch so manchen weiß ich auch,
Der füllt mit Rebensaft den Bauch
Und lügt vergnügt und munter
Das Blaue vom Himmel herunter.

Schlechtes Gewissen. Tante: „Ich will Dir zu Deinem Geburtstage eine Freude bereiten, Oskar, muß aber zuvor noch Deinen Lehrer fragen, wie Du Dich aufführst.“ — Oskar: „Weißt Du, Tante, wenn du mir wirklich eine Freude machen willst, so frag ihn nicht!“

Nebensache. Herr von Pixl hat nach einer bewegten Jugend eine sehr vermögende, bürgerliche Dame aus den Kreisen der Groß-Industrie geheiratet. — Einige Wochen nach der Hochzeit trifft er einen Bekannten aus seinen Junggesellentagen. Auf die Frage, wie er sich in der Ehe befinde, antwortet er: „An die neue Wohnung und an die Diensthofen habe ich mich nun schon gewöhnt und“ — seufzt er — „an die Frau hoffe ich mich auch noch zu gewöhnen.“

Opferwillig. Braut: „Du willst mich schon so früh verlassen, lieber Oskar?“ — Bräutigam: „Zehn Jahre meines Lebens würde ich darum geben, könnte ich noch länger bei Dir bleiben! Aber Du weißt, wir haben heute Sitzung im Ruderklub, und da muß ich 50 Pfennige bezahlen, wenn ich zehn Minuten zu spät komme.“

Auf dem Kostümball. „Ich möchte nur wissen, was die alte Geheimrätin mit ihrer endlosen Schleppe vorstellen will.“ — „Wahrscheinlich eine ‚Schraube ohne Ende‘.“

Schmeichelei. „Hast Du bemerkt, wie fürchterlich verstimmt das Klavier war?“ — „Durchaus nicht, meine Liebe. Ich fand, es paßte ganz vorzüglich zu Deiner Stimme.“

Eine Gelehrten-Anekdote. Der als General-Superintendent in Berlin verstorbene Dr. Brückner war ein ebenso schlagfertiger wie gelehrter Herr. Als in einer Konfirmandenstunde von der Schöpfung die Rede war, erlaubte sich der Sohn eines höheren Beamten die Bemerkung: Mein Vater sagt, wir stammen von den Affen ab. — Der Geistliche erwiderte: Grüße Deinen Vater von mir, und sage ihm, daß Eure Familienverhältnisse mich ganz und gar nicht interessieren!

Bettlägerig. Der neue Pfarrer: „Kann ich Deinen Vater sprechen, kleiner Mann?“ — Der kleine Mann: „Nein, er liegt zu Bett.“ — Der neue Pfarrer: „O, das tut mir leid zu hören. Ist er sehr krank?“ — Der kleine Mann: „Ach, ihm fehlt nichts; sein Hemd wird nur gewaschen.“

Eine Ueberraschung. „Ich gratuliere Dir zum Geburtstage, lieber Opapa, und hier schenk' ich Dir auch was.“ — „Ich danke Dir schön, mein liebes Kindchen. Ach, sind die Blumen doch schön!“ — „Ja, siehst Du? Ich hab' die aller schönsten gepflückt von Mutterns Hut!“

Zarter Wink. Assessor: „Gnädige Frau haben vier Töchter, haben Sie sich denn da nicht auch einen Sohn gewünscht?“ — Mutter: „Ja freilich, jetzt wäre ich sogar schon mit einem Schwiegersohn zufrieden.“

Todesanzeige und Danksagung.

Allen unsern Verwandten und Freunden von nah und fern machen wir hiermit bekannt, dass es dem Herrn über Leben und Tod gefallen hat, unsere innigst geliebte Gattin und Mutter

Wilhelmine Kling

am Dienstag, den 18. April 1911 nach zweijährigen schwerem Leiden zu sich zu nehmen. Zugleich sprechen wir allen lieben Freunden, welche uns in dieser schweren Zeit halfen und tröstend zur Seite standen, ebenso allen denen, die der teuren Entschlafenen das letzte Geleit gaben, sowie auch dem Herrn Pfarrer Leesch für seine Trostesworte im Sterbehause und am Grabe, unseren tiefempfundnen Dank aus.

Petropolis, 20 April 1911

Philipp L. Kling und Kinder.

Als Verlobte empfehlen sich:

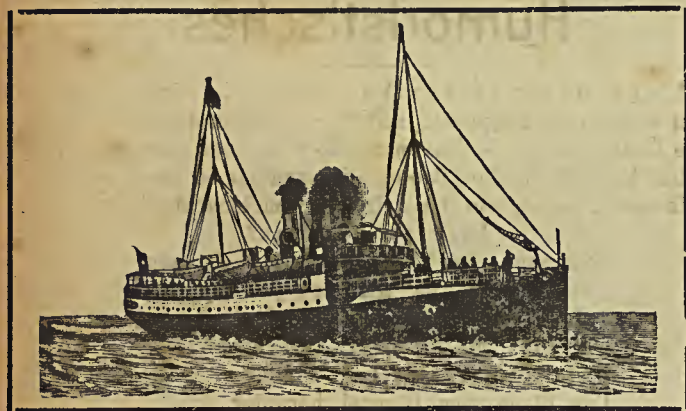
Adelheid Schliess
Emil Rosenbaum

Juiz de Fora, April 1911.

1152

Austro-Americana Dampfschiffahrtsgesellschaft

in Triest



Schnelldampfer-Verbindung

VON

Santos u. Rio de Janeiro

nach

TRIEST, mit Berührung von Neapel

Reisedauer nach Neapel 16 Tage

nach Triest 19 Tage.

Die Austro-Americana, Dampfschiffahrts-Gesellschaft unterhält mit ihren Schnelldampfern einen regelmässigen Passagierdienst nach Triest, via Neapel, mit Abfahrten alle drei Wochen, ab Januar 9 2 alle 14 Tage. — Die Dampfer dieser Linie sind eigens für diesen Dienst gebaut und mit allen Bequemlichkeiten für Kajüten- und Zwischendecks-Passagiere ausgestattet. — Den Passagieren III. Klasse stehen geräumige und gut ventilierte Schlaf- und Speisäle zur Verfügung. — Die Verpflegung ist von anerkannter Güte und reichlich bemessen; die Dampfer entsprechen den Anforderungen der Auswanderungsgesetze und steht die Linie unter Aufsicht der österreichischen Regierung. — Alle Dampfer sind mit Apparaten für drahtlose Telegraphie ausgestattet. — Direkte Fahrkarten nach allen Eisenbahnstationen von Oesterreich-Ungarn und Russland werden auf Wunschjverabfolgt.

Nächste Abfahrten:

nach Europa

«Francesca»	22. Mai
«Atlanta»	5. Juni
«Sophia Hohenberg»	26. „
«Francesca»	16. August
«Laura»	30. „

nach dem La Plata

«Francesca»	7. Mai
«Atlanta»	8. Juni

Wegen Auskünfte und Fahrkartenlösung wende man sich an die General-Agentur für Brasilien:

Rio de Janeiro:

ROMBAUER & C. — Rua Visconde de Inhauma 84 — Caixa 362.

Santos:

ROMBAUER & C. — Rua 11 de Junho N. 1 — Caixa 203.

S. Paulo:

GIORDANO & C., Rua 15 de Novembro 27-A.